

# DAS ARGUMENT 72

---

## Probleme der Ästhetik (IV) Literatur- und Sprachwissenschaft

<b>Bernd Jürgen Warneken</b> Abriß einer Analyse literarischer Produktion	<b>207</b>
<b>Günter Giesenfeld</b> Zum Stand der Trivialliteratur-Forschung	<b>233</b>
<b>Gerhard Voigt</b> Sachlichkeit und Industrie	<b>243</b>
<b>Chup Friemert</b> Das Amt „Schönheit der Arbeit“	<b>258</b>
<b>Michael Nerlich</b> Romanistik und Anti-Kommunismus	<b>276</b>
<b>Dieter Richter</b> Ansichten einer marktgerechten Germanistik	<b>314</b>
Zur Diskussion gestellt: <b>Peter Eisenberg und Hartmut Haberland</b> Das gegenwärtige Interesse an der Linguistik	<b>326</b>
<b>Besprechungen</b> Schwerpunkte: Soziolinguistik; Rechtsradikalismus	<b>350</b>

# DAS ARGUMENT

**Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften**

Herausgeber:

Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter:

Heribert Adam (Vancouver), Wilhelm Alff (Braunschweig), Günther Anders (Wien), Hans Dieter Boris (Marburg), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Marburg), Bruno Frei (Wien), Peter Fürstenau (Gießen), Peter Furth (Berlin), Imanuel Geiss (Hamburg), Manfred Hahn (Bremen), Heinz-Joachim Heydorn (Frankfurt/Main), Dieter Hirschfeld (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Lars Lambrecht (Hamburg), Thomas Metscher (Bremen), Kurt Steinhaus (Marburg), Rolf Tiedemann (Frankfurt/Main), K. H. Tjaden (Marburg), Erich Wulff (Gießen).

Verlagsleitung und Anzeigen:

Dr. Chr. Müller-Wirth, 75 Karlsruhe 21, Postfach 21 0730, Tel. 0721/559 55, Fernschreiber 7 825 909

Redaktion:

Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Dr. W. F. Haug, Bernd Schüngel, Dr. Friedrich Tomberg, Gerhard Voigt

Sekretariat: Dieter Krause

Redaktionsanschrift: 1 Berlin 33, Altensteinstraße 48 a

Telefon: (03 11) 7 69 26 15 (ab Frühjahr 1972: 8 31 49 15)

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Hermund, Jost: Synthetisches Interpretieren (Gansberg/Völker)</i>	350
<i>Gansberg, Marie Luise, u. Paul Gerhard Völker: Methoden-</i> <i>kritik der Germanistik (Götze)</i> . . . . .	352

(Fortsetzung auf Seite III)



DAS ARGUMENT erscheint 1972 in 12 Hefen mit einem Jahresumfang von insgesamt 1056 Seiten. Diese 12 Hefte werden in 6 Zeitungs-Nrn. (alle 2 Monate 1 Lieferung) teils als Einfach-, teils als Mehrfachhefte ausgeliefert. Die einzelnen Lieferungen werden fortlaufend nummeriert. — Preise: Einzelheft 3,50 DM, Doppelheft 7,— DM, Dreifachheft 10,50 DM. Studenten und Schüler erhalten Einzelhefte zum reduzierten Preis von 2,50 DM, Doppelhefte zu 5,— DM, Dreifachhefte zu 7,50 DM. Preis des Jahresabonnements 30,— DM zuzüglich Versandkosten (Preis für Studenten 24,— DM zuzüglich Versandkosten). Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit am Argument, kann aber für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung übernehmen. Copyright Argument-Verlag GmbH, Berlin 1971. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. Konten: Deutsche Bank, Filiale Karlsruhe 105114, Postscheckkonto Karlsruhe 1363 60. Gesamtherstellung: C. F. Müller, Großdruckerei und Verlag GmbH., 75 Karlsruhe 21, Rheinstraße 122, Tel. 55955. — 1.—15. Tausend: April 1972.

#### Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt eine Bestellkarte des Argument-Verlages bei, sowie ein Prospekt vom Verlag C. H. Beck.

Bernd Jürgen Warneken

## Abriss einer Analyse literarischer Produktion\*

### 1. Literaturproduktion als eine Form gesellschaftlicher Arbeit

Nach einer Formulierung von Friedrich Engels liegt der Schlüssel zum Verständnis der gesamten Geschichte der Gesellschaft in der Entwicklungsgeschichte der Arbeit<sup>1</sup> — damit auch der zur Geschichte von Literatur und Kunst. So stützt sich denn die These von der „Übereinstimmung zwischen geschichtlichem und ästhetischem Gehalt“ weder auf „die Hegelsche Objektivierung des absoluten Geistes in der Kunst“<sup>2</sup> noch gar auf eine Einflußtheorie, die von Einzeleinwirkungen äußerer gesellschaftlicher Faktoren auf eine genetisch isolierte Welt der Literatur redet, sondern auf die Tatsache, daß es sich, wie Marx bemerkte, bei Kunst und Poesie um „geistige Produktionszweige“ handelt, die dem allgemeinen Gesetz der Produktion unterliegen<sup>3</sup>. Nicht erst das technisch oder künstlerisch reproduzierte Werk, also etwa Buch und Theateraufführung, sondern bereits die bloße Niederschrift eines Autors — und darauf werden wir uns hier konzentrieren — ist Produkt gesellschaftlicher Arbeit, der Verausgabung gesellschaftlich produzierter Arbeitskraft in bewußter und zweckmäßiger Tätigkeit mit Hilfe von Arbeitsmitteln; sie ist Vergegenständlichung einer geistigen Aneignung der Realität in einem Werk, das damit nicht nur erkennender Tätigkeit, sondern der Bearbeitung eines Materials entspringt und unabhängig vom Bewußtsein des Produzenten existiert. Ausgangspunkt einer Analyse kann deshalb weder ein ästhetischer Gegenstand in der Realität sein, den der Künstler durch bewußte und unbewußte Einfühlung oder Empfindung wesentlich passiv rezipierte, noch ein künstlerisches Subjekt, das aufgrund eines transzendental oder biologisch gefaßten Vermögens die ästhetischen Techniken aus sich erzeugte. Anzusetzen

\* Dieser Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags. Sie bleibt an dem Zweck orientiert, einem nicht dezidiert vorinformierten Publikum einen ersten Überblick zu geben. Die dazu vorgenommene Zergliederung der Probleme macht es kaum vermeidbar, daß manchmal der gleiche Komplex unter anderem Aspekt wieder auftaucht.

1 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Marx/Engels, Werke (MEW) Bd. 21, S. 307.

2 Das behauptet O. K. Werckmeister in seinem Aufsatz „Das Kunstwerk als Negation. Zur Kunsttheorie Theodor W. Adornos“; u. a. in: Die neue Linke nach Adorno, ed. Wilfried F. Schoeller, München 1969, S. 101.

3 Cf. Karl Marx, Theorien über den Mehrwert, MEW Bd. 26.1, S. 257; desgl. Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, MEW Ergänzungsband I, S. 537.

ist vielmehr bei der Subjekt-Objekt-Vermittlung durch sinnlich-gegenständliche Tätigkeit, die vom jeweiligen Stand der Arbeitsteilung abhängt: einer Arbeitsteilung, die ein bestimmtes Verhältnis von körperlicher und geistiger Arbeit sowie eine bestimmte Organisation dieser Arbeit und damit auch der Verfügung über ihre Produkte einschließt: „... die Menschen, die entsprechend ihrer materiellen Produktivität die gesellschaftlichen Beziehungen produzieren, [produzieren] auch die *Ideen*, die *Kategorien*, d. h. den abstrakten, ideellen Ausdruck eben dieser gesellschaftlichen Beziehungen [...]“<sup>4a</sup>, und zwar „[ergibt sich] aus der bestimmten Form der materiellen Produktion [...] eine bestimmte Gliederung der Gesellschaft [...], zweitens ein bestimmtes Verhältnis zur Natur. Ihr Staatswesen und ihre geistige Anschauung ist durch beides bestimmt. Also auch die Art ihrer geistigen Produktion“<sup>4a</sup>. Diese ist also nicht zu begreifen, wenn man gesellschaftliche Praxis in Arbeit und Interaktion, instrumentelles und kommunikatives Handeln aufspaltet und zuletzt geistige Tätigkeit als Selbstreflexionsprozeß versteht, der sich wesentlich unabhängig von einer auf technisches Verhalten reduzierten Produktionstätigkeit vollziehen soll. Ohne Veränderungen der menschlichen Beziehungen in der materiellen Produktion sind die Möglichkeiten der Selbstentfaltung in anderen Bereichen nicht grundsätzlich zu verbessern.

Literatur in dieser Weise nicht bloß, wie es schon zur Phrase geworden ist, mit „der Gesellschaft“, sondern aufs engste mit Fragen der ökonomischen Gesellschaftsformation zusammenzubringen, bedeutet jedoch keinesfalls, nun geistige und materielle Produktion oder auch theoretische und praktische Tätigkeit, sei es durch ein falsches Verständnis von Literatur, sei es durch eine Erweiterung der Begriffe Produktion und Praxis ins Nichtssagende, zu konfundieren. Die Abwehr bürgerlicher Auffassungen, welche menschliche Aktivität in äußerlich-technische Arbeit hier, voraussetzungslos und autonom geglaubtes Handeln und Denken da zu trennen neigen, bleibt sich bewußt, daß literarische Produktion nicht Umwälzung der äußeren Realität in produzierender oder politischer Tätigkeit, also nicht selber Praxis ist. Sie dient vielmehr dem Bedürfnis, diese Realität — wenn auch mehr oder minder in praktischer Absicht — zu erkennen: da Literatur solche spezifisch ästhetische Erkenntnis zu objektivieren hat, kann ihre Herstellung auch nicht völlig mechanisiert werden. So notwendig das Heranziehen des Arbeitsbegriffs ist, um die soziale Vermitteltheit der Literatur präzise formulieren zu können, tritt dieser Ansatz doch keineswegs mit der Ambition auf, die ihren Gegenstand unter anderem Aspekt befragenden Begriffe von Basis/Überbau und Sein/Bewußtsein ersetzen zu können. Die Kritik an vormarxistischen Materialismus- und Abbildvorstellungen sowie ihren noch existierenden Varianten vorausgesetzt, ist die Alternative zwischen einer „Philosophie der Praxis“ und einer „Philosophie der

4 Marx, Brief an P. W. Annenkow vom 28. Dez. 1846, MEW Bd. 4, S. 554.

4a Marx, Theorien über den Mehrwert, a.a.O., S. 257.

materiellen Basis“ ebenso wie die literaturwissenschaftliche zwischen Widerspiegelungs- und Konstruktionstheorie, Produktions- und Wirkungsästhetik scheinhaft. Unterm Gesichtspunkt des Verhältnisses von gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein ist Literatur eine Form des jenes Sein widerspiegelnden Bewußtseins; allerdings Widerspiegelung der Praxis in der Form von Praxis, d. h. in der Nachbildung nicht einfach von Gegenständen, sondern menschlichen Beziehungen, eine Widerspiegelung, die, wenn auch nicht in materieller Praxis, so doch praktisch-geistiger Tätigkeit hergestellt wird und die auch insofern gesellschaftlich heißen kann, als sich mit ihr nicht nur der Literaturproduzent selbst über die Realität verständigt, sondern das Produkt auf Reproduktion und Rezeption durch ein Publikum hin angelegt ist. Im Schema von Basis und Überbau gehört Literatur zu den aktiven Stellungnahmen der Klassen zur Basis, die sich im Überbau vollziehen. Das schließt strukturalistische Homologievorstellungen aus, die „den ideologischen Sektor des Überbaus als Korrespondenz der Basis“ zu begreifen suchen<sup>5</sup>; ebenso falsch wäre es, geistige Arbeit als Reflex des in der materiellen Produktion kristallisierten Verhältnisses des Menschen zur Natur anzusehen: Klassenbewußtsein bildet sich nicht durch Objektivationen der Aneignung der externen Natur, sondern auf der Grundlage der gesellschaftlichen Form dieser Aneignung<sup>6</sup>; nicht das Ensemble der materiellen Produktivkräfte, sondern die Produktionsweise als Einheit von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen ist die Basis auch des literarischen Überbaus. Das bedeutet etwa, daß Fortschritte der materiellen Produktivität den literarischen Produktionsprozeß nicht in analoger Weise befördern müssen. Der Blick richtet sich nicht „in erster Linie auf die technischen Umwälzungen“, die Kunst beeinflussen<sup>7</sup>; nicht die technische Revolution, sondern deren Funktion im Kapitalismus und die damit zusammenhängenden Erscheinungen geben z. B. die Erklärungsgründe für den modernen Abstraktionismus ab.

Literarische Produktion als Bestandteil des — wenn auch dialektisch gegliederten — Systems gesellschaftlicher Produktion anzusehen, impliziert, den Begriff der Entwicklung der Produktivkräfte

5 Friedrich Rothe, *Marxistische Ästhetik — ein Steckenpferd der Linksliberalen*, in: W. Girmus, H. Lethen, F. Rothe, *Von der kritischen zur historisch-materialistischen Literaturwissenschaft. Vier Aufsätze*. Berlin 1971, S. 44.

6 Cf. Erich Hahn, *Die theoretischen Grundlagen der Soziologie von Jürgen Habermas*, in: *Die „Frankfurter Schule“ im Lichte des Marxismus*, Frankfurt/M. 1970, S. 81 passim.

7 So Lu Märten, übereilt aus einer Passage der „Grundrisse“ folgernd, in ihrem jüngst von Helga Gallas wieder hervorgehobenen Artikel „Zur Frage einer marxistischen Ästhetik“, in: *Linkskurve* 3. Jg. 1931, Nr. 5, S. 16; cf. dagegen im selben Jahrgang, Nr. 6, K. A. Wittfogel, *Antwort an die Genossin Lu Märten*, v. a., S. 25. Bei Helga Gallas, *Marxistische Literaturtheorie*, Neuwied und Berlin 1971, siehe insbes. S. 117 f. und 176 f.

auch auf Literatur anzuwenden<sup>8</sup>. Wie der „[moderne Materialismus] gegenüber der naiv-revolutionären, einfachen Verwerfung aller früheren Geschichte [. . .] in der Geschichte den Entwicklungsprozeß der Menschheit [sieht]“<sup>9</sup>, so faßt er die Entwicklung der literarischen Arbeit als Moment der Selbsterzeugung des Menschen. Die ästhetische Produktion insgesamt ist eine der Formen der Vergegenständlichung des produzierenden Subjekts, d. h. umgekehrt eine sich weiterentwickelnde Aneignung der Objektwelt durch den Produzenten, beides wird vom Leser in durchaus nicht nur rezeptiver Konsumtion nach- und mitvollzogen. Für die subjektive Seite heißt das, daß Literatur an der Ausbildung der geistig-kulturellen Fähigkeiten des Menschen teilhat. Wie dieser in der konkreten Arbeit, nach Marx' Darstellung, dadurch, daß er auf die äußere Natur wirkt und sie verändert, zugleich seine eigene verändert und die „in ihr schlummernden Potenzen“ entwickelt<sup>10</sup>, so hilft literarische Arbeit, ihn als „möglichst bedürfnisreichen, weil Eigenschafts- und Beziehungsreichen“<sup>11</sup> herauszubilden: „. . . die Vergegenständlichung des menschlichen Wesens, sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht, gehört dazu [. . .], um für den ganzen Reichtum des menschlichen und natürlichen Wesens entsprechenden *menschlichen Sinn* zu schaffen<sup>12</sup>.“ In der Ausdrucksweise der Kritik der politischen Ökonomie: „Die Produktion liefert dem Bedürfnis nicht nur ein Material, sondern sie liefert dem Material auch ein Bedürfnis[. . .]. Der Kunstgegenstand — ebenso jedes andere Produkt — schafft ein kunstsinnesreiches und schönheitsgenußfähiges Publikum. Die Produktion produziert daher nicht nur einen Gegenstand für das Subjekt, sondern auch ein Subjekt für den Gegenstand<sup>13</sup>.“

8 Wenn die Momente des literarischen Arbeitsprozesses als „literarische Produktivkräfte“ zusammengefaßt werden, da sich ein anderer Begriff nicht anzubieten scheint, ist von vornherein festzuhalten, daß hier nicht von Produktivkräften im strengen Sinn der Politischen Ökonomie die Rede sein kann. Weder ist damit gemeint, daß literarische Produktivkräfte heute stets solche des Kapitalverwertungsprozesses sind, ihre Betätigung also produktive Arbeit ist, noch gehorchen sie an dieser Stelle der Definition, die im unmittelbaren materiellen Produktionsprozeß wirkenden Faktoren zu sein. Wenngleich ein erhöhter Vergesellschaftungsgrad der Produktion den Geltungsbereich des Produktivkräftebegriffs ausdehnt und auch Literatur systematisch zur Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten und damit zur Verbesserung der Arbeitsproduktivität herangezogen werden kann, wäre es doch nur terminologisch verschleierte Idealismus, deshalb sie selbst, für sich, als gesellschaftliche Produktivkraft zu bezeichnen.

9 Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, MEW Bd. 19, S. 207.

10 Marx, Das Kapital Bd. I, MEW Bd. 23, S. 192.

11 Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin/DDR 1953, S. 312.

12 Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte . . . , a.a.O., S. 542.

13 Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, a.a.O., S. 13 f.

Für die objektive Seite dieser Dialektik geht es um den Fortschritt der literarischen Arbeitsmittel, der von dem der außerästhetischen Produktivkräfte — wenn auch über oft komplizierte Vermittlungen — abhängt. Die Fortentwicklung der Literatur, nur möglich durch die Vergegenständlichung der literarischen Tätigkeit im Werk, wird greifbar insbesondere an der Entfaltung des materiellen und geistigen Instrumentariums dieser Tätigkeit als der „vernünftigen Mitte“ zwischen Produzierendem und Produkt: „Das Werkzeug“, heißt es in Hegels Wissenschaft der Logik, „erhält sich, während die unmittelbaren Genüsse vergehen und vergessen werden<sup>14</sup>.“ Dem Arbeitsmittel kommt, wie Erich Hahn hierzu schreibt, deshalb so große Bedeutung zu, „weil in ihm die menschliche Idee bereits objektivierte Gestalt angenommen hat und insofern neuer Anwendung und Höherentwicklung zugänglich ist<sup>16</sup>“. Hier deutet sich bereits die in der Deutschen Ideologie niedergelegte Erkenntnis an, daß „die Geschichte [. . .] nichts als die Aufeinanderfolge der einzelnen Generationen [ist], von denen Jede die ihr von allen vorhergegangenen übermachten Materiale, Kapitalien, Produktionskräfte exploitiert, daher also einerseits unter ganz veränderten Umständen die überkommene Tätigkeit fortsetzt und andererseits mit einer ganz veränderten Tätigkeit die alten Umstände modifiziert<sup>16</sup>“. Diesen Gedanken auf schriftstellerische Arbeit anwendend, spricht Marx einmal scherzhaft davon, er sei „eine Maschine, dazu verdammt, Bücher zu verschlingen und sie in veränderter Form auf den Dunghaufen der Geschichte zu werfen<sup>17</sup>“. Der literarische Produzent arbeitet nicht aus sich heraus, sondern in Abhängigkeit von einem Arsenal historisch gewordener und von den zeitgenössischen Produktionsbedingungen bereitgestellten Fähigkeiten und Materialien: „Nicht ich, die Sprach' ist schuld daran, daß ich nichts Neues sagen kann<sup>18</sup>“, schreibt Klopstock, zu dessen Zeit die deutsche Sprache noch nicht ganz „auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt [ist], daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken<sup>19</sup>“. Goethe, der dies schrieb, hat in seiner Antwort auf die Frage „Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor?“ über die übrigen materialen Voraussetzungen einer gelungenen Produktion Formulierungen ge-

14 G. W. F. Hegel, Wissenschaft der Logik, Bd. II, Frankfurt/M. 1969, S. 453.

15 Erich Hahn, Historischer Materialismus und marxistische Soziologie, Berlin/DDR 1968, S. 121.

16 MEW Bd. 3, S. 45.

17 Brief an L. und P. Lafargue v. 11. April 1868, MEW 32, S. 545.

18 Zit. nach Hans Jürgen Haferkorn, Der freie Schriftsteller. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 19. Jg. 1963, Nr. 8 a, S. 150.

19 J. W. Goethe, Für junge Dichter. Wohlgemeinte Erwiderung. Goethes Werke Bd. 12, Hamburg 3 1958, S. 358 f.

funden, die auf die bekannte Passage der Deutschen Ideologie über Raffael vorwegdeuten<sup>20</sup>.

Literatur kann „die objektive Realität in dem Umfang und in der Tiefe widerspiegeln, wie es der Grad der Beherrschung der Natur und die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs erlauben<sup>20a</sup>“. Freilich kann es einer materialistischen Theorie nicht darum gehen, jeden Schritt einer solchen Materialentwicklung aus einzelnen Einwirkungen der materiellen Basis zu erklären; der Fortgang der Kunst und Literatur ist vielmehr die Resultante einer Wechselwirkung von materieller und ästhetischer Produktionsweise, ungleichen Kräften innerhalb des einen gesellschaftlichen Zusammenhangs, in dem sich aufgrund von Arbeitsteilung eine relative Selbstbewegung der künstlerischen Produktion herausgebildet hat<sup>21</sup>. Wenn Literatur auch Momente immanenter Fortentwicklung aufgrund von Materialwidersprüchen und überhaupt einen inneren Problemzusammenhang kennt, so folgt sie doch auch dann der gesellschaftlichen Bewegung, die sich in ihren Produktivkräften niedergeschlagen hat: Kunst „entfaltet sich nach ihrem eigenen Gesetz, einem insgeheim gesellschaftlichen, und wiederum nicht nur nach diesem, sondern wird [...] selber durch gesellschaftliche Kraftfelder bewegt [...]“<sup>22</sup>.

Als Beispiel einer solchen latenten Koinzidenz sei die Entstehung integralen Gestaltens genannt: „Je einheitlicher die bürgerliche Gesellschaft ökonomisch wird“, schreibt Lukács über einen Aspekt dieser Entwicklung, „je mehr der Kapitalismus das ganze Leben der Gesellschaft durchdringt, desto einheitlicher wird der Roman. Die alten Romane waren mehr oder weniger lose Bündel von Abenteuern, oft sogar von aneinandergeschnüpften novellistischen Begebenheiten, die von der Einheit der Hauptfiguren und von der des Zentralproblems zusammengehalten wurden. Erst wenn die einheitliche Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Seins so klar zutage tritt, daß jeder in den gewöhnlichsten Ereignissen seines Alltagslebens auf sie stoßen muß, entsteht jene dichterische Widerspiegelung, die sich

20 Cf. J. W. Goethe, *Literarischer Sansculottismus*, a.a.O., S. 340 f., MEW Bd. 3, S. 378 f.

20a *Autorenkollektiv, Zum Verhältnis von Ökonomie, Politik und Literatur im Klassenkampf*. Berlin 1971, S. 103.

21 „Jede Ideologie“, sagt Engels, „entwickelt sich aber, sobald sie einmal vorhanden, im Anschluß an den gegebenen Vorstellungsstoff, bildet ihn weiter aus“ (MEW Bd. 21, S. 303). Für die Kunst erwähnte Adorno als einen wesentlichen Grund verhältnismäßiger Eigengesetzlichkeit: „Weil die Kunst als einen Bereich sui generis sich konstituiert, kann sie auf Einheit nicht verzichten, sich der Anstrengung, ihre Gebilde durchzubilden, nicht entziehen“ (Th. W. Adorno, *Vorlesungen zur Ästhetik im WS 1968/69*, unautorisierte Druck nach einer Tonbandaufzeichnung, S. 83). Das korrespondiert Engels' Bemerkung über das Recht, das „nicht nur der allgemeinen ökonomischen Lage entsprechen (muß), ihr Ausdruck sein, sondern auch ein in sich zusammenhängender Ausdruck, der sich nicht durch innere Widersprüche selbst ins Gesicht schlägt“ (MEW Bd. 37, S. 491).

22 Th. W. Adorno, *Ideen zur Musiksoziologie*, in: ders., *Klangfiguren*, Frankfurt/M. 1959, S. 26.



in der streng konzentrierten einheitlichen Handlung des Romans künstlerisch äußert<sup>23</sup>.“ Der Idee des durchkonstruierten Werks folgend, verlangte Lessing, der Dichter solle „aus [...] wenigen Gliedern [...] ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, deretwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm [...] suchen müssen [...]“<sup>24</sup>. Das in der literarischen Technik auftauchende Prinzip der kausalen Erklärung und Verknüpfung, der Zerlegung und Synthese — der Entwicklung des Ganzen aus einem Einzelement heraus ebenso wie die einheitliche Organisation aller Parameter eines Werks — ist unschwer als Ausdruck der Rationalisierung zu dechiffrieren, welche in der bürgerlichen Gesellschaft zunehmend den Produktionsprozeß, aber auch die Arbeitsweise in anderen Praxisbereichen durchdringt. Daß Literatur aber auch dem zuwiderlaufende, irrationale Methoden und vor allem Gehalte aufweist, zeigt an, daß sie eben nicht materielle Arbeitsprozesse, sondern Erscheinungen der kapitalistischen Produktionsweise als Ganzer wiedergibt, von der nun einmal gilt, daß „die steigende Organisation der Produktion [...] im einzelnen Produktionsetablisement“ die aus der privaten Aneignung der Produkte resultierende „Anarchie in der gesellschaftlichen Produktion [steigerte]“<sup>25</sup>. Wo sich demnach heute Rationalisierung in der Literatur über bloß äußerliche oder sonst partikuläre Stimmigkeit hinaus durchsetzt, bedeutet dies objektiv einen — wenn auch an der Realität und ihren Möglichkeiten entsprungenen — Widerstand gegen das Chaos einer sich quasi naturgesetzlich vollziehenden Gesamtbewegung.

Spricht man, wie hier, der Literatur eine Bedeutung in der Entwicklung intellektueller wie psychischer Fähigkeiten der Wirklichkeitserfahrung und -gestaltung zu, wirkt sich dies auf die Diskussion möglicher Spannungen zwischen der Kommunikationsfunktion der Literatur und ihrer um prompte Verständlichkeit relativ unbesorgten Fortentwicklung aus, die in der anarchischen und körperliche streng von geistiger Arbeit trennenden bürgerlichen Gesellschaft entstehen müssen. Avantgardistische Werke sind unter diesen Bedingungen nicht vorschnell der selbstgenügsamen Esoterik zu bezichtigten. Die Unterwerfung der Literaturproduktion unter die gesellschaftliche Arbeitsteilung, wie immer diese Teilung bisher die Male der Klassenspaltung trug, war die Bedingung ihrer Entfaltung, ähnlich wie diese Art der Arbeitsteilung in der materiellen Produktion notwendig war, um — wenn auch in keineswegs linearer Weise — die verschiedenen Fertigkeiten der Produzenten und damit die

23 Georg Lukács, *Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten*, Neuwied und Berlin 1964, S. 376.

24 G. E. Lessing, *Werke* Bd. 5, ed. J. Petersen und W. v. Olshausen, Wien/Stuttgart 1925, S. 329.

25 Engels, *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft*, MEW Bd. 19, S. 216.

Produkte zu verbessern. Auch die Rede von der sinnleeren Bastelei, dem formalistischen Experiment muß unter diesem Aspekt jeweils auf ihre Stringenz hin untersucht werden. Zu fragen ist, ob nicht in einzelnen Fällen spezialistisch borniert Stoffbereiche und Verfahrensweisen erobert werden, die später in einen vernünftigen ästhetischen und gesellschaftlichen Kontext treten können. „[...] allen großen Synthesen“, argumentierte Anna Seghers in ihrem Briefwechsel mit Lukács, „sind sowohl bei dem einzelnen Künstler wie bei der ganzen Künstlergeneration Bestandsaufnahmen der neuen Wirklichkeit, Experimente usw. vorangegangen. Selbst der realistischste Künstler hat gewissermaßen seine ‚abstrakten Perioden‘, und er muß sie haben“<sup>26</sup>.

Das bedeutet nun aber keinen Freibrief für Verfechter einer „Beußtseinserweiterung“ ins Blaue hinein, geschehe sie nun durch psychische Selbstmanipulationen, technizistisch verkürzte Kreativitäts- und Kognitionsübungen oder Sprachspiele, die der herrschenden Ideologie lediglich an der Syntax flicken und es dabei oft nur zur Erfindung neuer Werbeslogans bringen. Wer die mit aller Dringlichkeit gebotene Reflexion auf die ideologische und praktische Funktion seiner Kunstprodukte erst einmal mit aller Gewalt ausblendet, kann sich im Nachhinein schwerlich auf eine List der Vernunft berufen, welche die richtigen gesellschaftlichen und politischen Verknüpfungen schon herstellen werde.

Gleichwohl impliziert eine Theorie, die von literarischen Produktivkräften redet, Vorbehalte gegenüber dem Verfahren, bei spätbürgerlichen Kunstrichtungen schlechthin von Dekadenz zu reden. Daß die Kunst sich nicht in ideologischen Reflexen erschöpft, die avantgardistische Kunst also nicht als bloße Folge des Niedergangs bürgerlicher Ideologie begriffen werden kann<sup>27</sup>, ist z. B. von Brecht, Bloch und Eisler in der Expressionismusdebatte der 30er Jahre des öfteren hervorgehoben worden. Sie verweisen dabei nicht nur auf die wachsende Vergesellschaftung der künstlerischen Produktion und Distribution und einzelne technische Erfindungen, sondern auch auf den Ausdruck, den diese Veränderungen in den innerästhetischen Verfahrensweisen gefunden haben: „Es ist ohne weiteres zu erwarten“, schreibt Brecht für den Bereich des Romans, „daß Dampfmaschine, Mikroskop, Dynamo und so weiter, Öltrust, Rockefeller-Institut, Paramountfilm und so weiter in der literarischen Technik Entsprechungen haben, die sowenig wie alle diese neuen Erscheinungen selber einfach mit dem kapitalistischen System zu beerdigen sind [...]. Die Techniken der Joyce und Döblin sind nicht lediglich Verfallsprodukte [...]. In diesen Arbeiten sind in gewissem Umfang auch Produktivkräfte repräsentiert“<sup>28</sup>.“ Die literaturwissen-

26 Anna Seghers, Brief an G. Lukács vom 28. Juni 1938, abgedruckt in: G. Lukács, *Essays über Realismus*, Neuwied und Berlin 1971, S. 351.

27 Cf. dazu auch die Bemerkungen auf S. 219/220 dieses Aufsatzes.

28 Bertolt Brecht, *Gesammelte Werke*, Bd. 19, Frankfurt/M. 1967, S. 360 f.

schaftliche Frage nach in spätbürgerlicher Literatur noch vorhandenen Fortschritten verknüpft sich mit der Frage der Politischen Ökonomie nach den Stagnationstendenzen im heutigen Kapitalismus; für diesen aber gilt, daß er die gesellschaftlichen Produktivkräfte trotz allem noch relativ schnell entwickelt. Unterm Zwang der Kapitalverwertung — heute kommt die Systemkonkurrenz mit den sozialistischen Staaten hinzu — gilt noch immer, daß die Bourgeoisie „nicht existieren [kann], ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren“<sup>29</sup>. Die von Bloch und Eisler kritisierte Behauptung, „die jeweils letzte Maschine sei zwar immer die beste, das jeweils letzte Kunstwerk jedoch drücke nur immer hoffnungsloser die Fäulnis der untergehenden kapitalistischen Gesellschaft aus“<sup>30</sup>, mißachtet sicherlich die wenn auch oft äußerst widersprüchliche Vermittlung gesellschaftlicher Teilsysteme. So können v. a. vergegenständlichte und lebendige Arbeit, in den Produktionsmitteln enthaltene Potenzen und Fähigkeiten der Produzenten, nicht ohne Bezug aufeinander bleiben; das hat Einfluß auch auf die ästhetischen Bedürfnisse<sup>31</sup>. Wahr bleibt freilich, daß das Kapital, das „die Tendenz hat, die Produktivkräfte ins Maßlose zu steigern“, deren Entwicklung zugleich Schranken setzt und insbesondere die Entfaltung der „Hauptproduktivkraft, [des] Menschen selbst, ver- einseitigt, limitiert“<sup>32</sup>: auch die notwendig werdende Erhöhung des durchschnittlichen Qualifikationsniveaus der Arbeitskräfte bleibt meist im Rahmen technizistisch eingegrenzter, bornierter Detailarbeit, ganz zu schweigen von den Wirkungen der ideologischen Beeinflussung. Das reproduziert sich in der literarischen Produktion: Besserer Beherrschung einzelner künstlerischer Mittel steht mangelnde Befähigung zu ihrer Integration in einen angemessenen Zu-

29 Marx/Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, MEW Bd. 4, S. 464.

30 Ernst Bloch/Hanns Eisler, Die Kunst zu erben. Geschrieben 1938, wieder abgedruckt u. a. in *alternative* 69, Berlin 1969, S. 216.

31 Die Tatsache etwa, daß die technologische Entwicklung von immer mehr Arbeiter- und Angestelltenkategorien ein höheres Ausbildungsniveau und in gewissem Maß selbständiges Denken und Eigeninitiative verlangt, gehört zu den Ursachen neuer, wenn auch ambivalenter Strukturen, z. B. der Unterrichtsgestaltung in der Schule, aber auch der von der Kulturindustrie angebotenen Produkte und Aktivitäten: Was an die Initiative des Zuschauers appellierende happenings im kleinen Zirkel ankündigten, wird in den verschiedensten Formen der Publikumsmitwirkung inzwischen in allen Sparten betrieben. Wenn hier auch meist versucht oder objektiv erreicht wird, ein vorhandenes Bedürfnis an Selbstaktivität und Mitbestimmung zu reindividualisieren, unpolitisch abzuführen und überhaupt in den Freizeitbereich zu schieben, zeugen diese Erscheinungen doch nicht von manipulativer Willkür, sondern sind Kompromißbildungen, welche die nicht durch Herrschaftsausübungen zu schlichtenden Widersprüche der Produktionsweise nötig gemacht haben.

32 Karl Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 325.

sammenhang gegenüber<sup>33</sup> — eine Erscheinung, die sich in der atomistischen, nicht strukturellen Rezeption wiederholt. Die Einzelinnovationen bleiben hierbei nicht isoliert, quasi neutral stehen, sondern eingebannt in falsches Bewußtsein: Da die künstlerischen Produktivkräfte „nichts für sich [sind]“, sondern „ihren Stellenwert einzig im Verhältnis zu ihrem Zweck im Gebilde, schließlich zum Wahrheitsgehalt des Gedichteten, Komponierten, Gemalten“ empfangen<sup>34</sup>, kommt eine relative Ideologiefreiheit des Materials nicht dem bestehenden spätbürgerlichen Werk, sondern erst dem Versuch zugute, es sich zu neuen Zwecken anzueignen, der Brechtschen Absicht, statt am guten Alten am schlechten Neuen anzuknüpfen.

Nun reicht die Gegenüberstellung von technologischer und ideologischer Entwicklung keineswegs aus. Die Frage, ob ein Werk eher Teil des ideologischen Überbaus oder eher durch die Entfaltung der materiellen Produktivkräfte bestimmt ist<sup>35</sup>, verwirrt nur analytisch verschiedene Ebenen. Festzuhalten ist nur, daß die Basis des künstlerischen Überbaus nicht nur die Produktionsverhältnisse, sondern — wie erwähnt — die Gesamtheit der materiellen ökonomischen Verhältnisse, also auch die materiellen Produktivkräfte einschließt. Ideologiefähigkeit und Fortschritt der geistigen Produktivkräfte trennen sich erst dann, wenn die gesellschaftlichen bereits zu ihren Produktionsverhältnissen in Widerspruch getreten sind und wo gar nicht mehr von Ideologie im genauen Sinn, sondern — innerhalb eines weiterbestehenden Rahmens spontan falschen Bewußtseins — von bloßer Apologie und Vernebelung gesprochen werden kann. Doch hat der wegen seines Dekadenbegriffs allzusehr zum Popanz gemachte Lukács selbst darauf hingewiesen, daß es mit den bei ihm oft gebrauchten Formeln von einer „allgemeinen Verfallszeit“ auch fürs ideologische Gebiet nicht getan ist. Er spricht z. B. von „widerspruchsvollen Tendenzen der Zeit“, in welcher „der Verfallungsprozeß der imperialistischen Periode und der demokratische Protest der werktätigen Massen“ einander gegenüberständen<sup>36</sup>. Problematisch ist allerdings, ob er nicht, wie Brecht und Bloch ihm vorwarfen, Abstieg und Aufstieg allzusehr voneinander trennte. „In Wirklichkeit“, sagt etwa Brecht, „zeigen Werke wie die Dos Passos'schen, trotz ihrer Zertrümmerung der realistischen Formen und in ihr, den

33 Hierbei kann sich aber der von Horst Redeker konstatierte Effekt ergeben, daß „die Abstinenz und Sterilität im Moralisch-Gesellschaftlichen den bürgerlichen Avantgardismus zur ständigen Modernisierung der Kunstformen und Techniken [zwingt], so daß er wenigstens formale Konsequenzen aus der technisch-produktiven Entwicklung im 20. Jahrhundert zieht, wenn diese auch — innerhalb der bürgerlichen Entfremdung — inhaltlich unbewältigt bleiben muß [...]“ (Horst Redeker, *Marxistische Ästhetik und empirische Soziologie*, in: *Dt. Zs. für Philosophie*, Jg. 14, 1966, S. 212).

34 Th. W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Frankfurt/M. 1970, S. 323.

35 Cf. Helga Gallas, a.a.O., S. 176.

36 Georg Lukács, *Probleme des Realismus III*, Neuwied und Berlin 1965, S. 309.

Durchbruch eines neuen Realismus, möglich durch den Aufstieg des Proletariats<sup>37</sup>, d. h. aber auch: durch die Wendung weiter Kreise der künstlerischen Produzenten zu kapitalismuskritischen, wenn auch seltener dezidiert sozialistischen Positionen. Ästhetisch geht es hierbei um das Problem, wieweit eine relativ bewußtlose Widerspiegelung kapitalistischer Entfremdungserscheinungen doch als ins Bewußtsein — was nicht „Bewußtheit“ heißt — gehobener Ausdruck einer Situation der Kritik näher steht als der bloßen Verdoppelung; politisch stellt sich die Frage, wieweit und wodurch sich die konzeptiven Ideologen der bürgerlichen Klasse von den Interessen der aktiven Mitglieder dieser Klasse wegentwickeln können. Dabei ist als eine der wichtigsten Tendenzen zu konstatieren, daß der auf wachsende Ideologiefabrikation angewiesene Kapitalismus die im kulturellen Sektor Beschäftigten zunehmend Arbeitsweisen und Entlohnungsformen unterwirft, welche deren verschiedenen Fraktionen die Erkenntnis gemeinsamer antikapitalistischer Interessen langfristig erleichtern dürften.

Die hier getroffenen Differenzierungen ändern nichts daran, daß die herrschenden Produktionsverhältnisse im jetzigen Stadium den Fortschritt der gesellschaftlichen Produktivkräfte hemmen und sich damit auch die von Marx schon für den damaligen Kapitalismus festgestellte Kunstfeindlichkeit gesteigert hat. Abgesehen von der Erschwerung der ästhetischen Aneignung der Wirklichkeit durch die Entfremdung der privaten Warenproduktion und der Lohnarbeit sind literarische Produktion und Konsumtion immer mehr deshalb behindert, weil beide nicht etwa durch einen „Dialog Autor-Leser“, sondern primär übers Profitprinzip vermittelt sind, welches das Sichentwickeln neuer ästhetischer Produktionsmethoden und neuer Leserbedürfnisse nur unterstützt, wenn sich damit neue Möglichkeiten der Mehrwertproduktion eröffnen. Neben diese spontane Zensur durch ökonomische Gesetze treten bewußt eingesetzte ideologische Restriktionen. Die Folgen reichen vom Nichtentstehen über die Nichtverbreitung eines Werks, die Verkleisterung der Werkintention durch Form und Ort der Verbreitung, die verfälschende Reproduktion in Theater und elektronischen Medien bis hin zur Unterwerfung der Interpretation einzelner Werke und Autoren unter die herrschende Ideologie oder gar, wozu die Literaturwissenschaft ihr Scherflein beiträgt, zur ideologischen Integration von Interpretationsmethoden überhaupt. Bestimmend fürs Phänomen der verfälschenden Rezeption sind aber schon die Konsequenzen der Universalisierung des Tauschprinzips: dem bürgerlichen Bewußtsein verblaßt auch in der Konsumtionsweise der konkrete Nutzwert eines Gegen-

37 Bertolt Brecht, a.a.O., S. 317. — Freilich schlägt es sich auch in der Literatur nieder, daß dieser Aufstieg sich nicht wie der der bürgerlichen Klasse vollzieht. Anders als die bürgerliche Produktionsweise und damit Kultur kann sich die sozialistische ja nicht vor der politischen Durchsetzung herausbilden.

stands zugunsten einer „Einführung in den Tauschwert“, wie es Walter Benjamin nannte<sup>38</sup>.

Nun kann es den Produktionsverhältnissen zweifellos auch in der Kulturindustrie nicht gelingen, die Produktivkräfte gänzlich oder gar dauerhaft in ein System totaler Manipulation einzubinden. Der gegenwärtige „jammervolle Übergangszustand“ bedeutet gewiß mehr „als die Anpassung der Gesellschaft an den Aneignungstrieb der Kapitalisten<sup>39</sup>“. Dennoch wird das Vermögen einzelner, insbesondere technischer Mittel, sich „zum Teil bereits gegen die vorherrschenden Produktionsverhältnisse durch[zusetzen<sup>40</sup>“, nicht selten überschätzt. Exemplarisch dafür ist Hans Magnus Enzensbergers Aufsatz „Baukasten zu einer Theorie der Medien“. Während Herbert Marcuse noch der Fetischismus vorgeworfen wird, von einer „kapitalistischen Technologie“ zu reden, kreiert Enzensberger eine demokratische Technologie: im Unterschied zum „exklusiven Klassencharakter“ von Buch und Tafelmalerei, so schreibt er, seien die elektronischen Medien „ihrer Struktur nach egalitär<sup>41</sup>“. Nur „Papierwände“ stünden ihrer entsprechenden Verwendung entgegen, weshalb Enzensberger sich verwundert fragt, warum „Tonbandgeräte, Bild- und Schmalfilmkameras“ im Besitz von Lohnabhängigen nicht „massenhaft“ in gesellschaftlichen Konfliktsituationen benutzt würden<sup>42</sup>. Eine solche Konzeption vernachlässigt, daß unter den Produktivkräften, welche ihre alte Verkehrsform sprengen, nicht bloß technische Apparaturen, sondern die Gesamtheit der subjektiven und gegenständlichen Faktoren des Arbeitsprozesses zu verstehen ist. Die wichtigste Produktivkraft ist dabei zweifellos die Denk- und Handlungsfähigkeit der Produzenten selbst. Es existiert kein vom Klassencharakter der Produktion zu trennender „Klassencharakter der Produktionsweise“ (hier im Sinn von Produktionsmethode), der durch Mikrophon und Kamera als egalitären Medien aufgehoben wäre<sup>43</sup>; angeeignet und genutzt vom Kapital, schlagen „alle Mittel der Entwicklung der Produktion [...] um in Beherrschungs- und Exploitationsmittel des Produzenten [...]“<sup>44</sup>. Wie man materielle Produktivkräfte unproduktiv und destruktiv verwendet, so können auch die bereits als fortschrittlich erkennbaren Momente der Entwicklung auf dem Gebiet kultureller Produktion wenn schon nicht abgeschafft, so doch pervertiert und zur Stabilisierung eingesetzt werden. So meint z. B. Jürgen Harder in einer Kritik Enzensbergers zu Recht, daß die egalitären Aspekte der modernen Massenmedien der bürgerlichen Ideologie insofern sogar besser entsprechen können, als sie borniertes Klasseninteresse in der Form eines allgemeinen

38 Walter Benjamin, Briefe Bd. 2, Ffm. 1966, S. 798 f.

39 MEW Bd. 8, S. 544.

40 Hans Magnus Enzensberger, Baukasten zu einer Theorie der Medien, Kursbuch 20, 1970, S. 163.

41 a.a.O., S. 167.

42 a.a.O., S. 170.

43 a.a.O., S. 182.

44 Marx, Das Kapital Bd. I, a.a.O., S. 674.

Interesses zu vermitteln imstand seien<sup>45</sup>. Wo „jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger zu gehen“ scheint<sup>46</sup>, bedarf es in jedem Fall verschiedener Stufen der Analyse, um Möglichkeiten, partielle Verwicklungen und manipulative Indienstnahmen von Einzelfortschritten jeweils festzumachen. Sicher ist aber, daß auch das Einspannen in einen umfassenderen Manipulationszusammenhang nur zu relativen „Lösungen“ kommen kann und die an einer Stelle am Aufbrechen gehinderten Widersprüche auf erweiterter Stufenleiter reproduziert.

## **2. Die Momente des literarischen Arbeitsprozesses**

Um die Konsequenzen der Auffassung literarischen Schaffens als gesellschaftlicher Arbeit zu skizzieren, ist es nötig, die Faktoren des literarischen Arbeitsprozesses einzeln und in ihrem Zusammenwirken als „literarische Produktivkräfte“ zu behandeln. Einfache Momente dieses Prozesses sind die zweckmäßige Tätigkeit, die betätigte menschliche Arbeitskraft selbst, die Arbeitsinstrumente und der Arbeitsgegenstand, das literarische Material, das den vorliterarischen Gegenstand der Literatur, die von ihr nicht selbst „bearbeitete“ Realität, in historisch wechselnder Weise wiedergibt. Nur über diese Momente und ihre Einheit kommen auch die Teilung und Kooperation der Arbeit sowie alle Arbeitsbedingungen im weiteren Sinn zur Wirkung. Wir beschränken dabei den Begriff der Arbeitsinstrumente nicht auf stoffliche Elemente wie Tinte, Schreibtisch, Studio- und Sendeapparatur, sondern verstehen darunter auch das sprachliche Material eines Werks sowie die literarischen Verfahrensweisen, die zur Behandlung dieses Materials bereitstehen. Gegenstand der Analyse sind im folgenden, dem speziellen Erkenntnisinteresse dieses Aufsatzes entsprechend, im wesentlichen solche immateriellen Faktoren. Diese überindividuellen, fixierten Bestandteile literarischer Arbeit sind allerdings dann als Teil der Arbeitskraft anzusehen, wenn sie schon vor dem eigentlichen Arbeitsgang im Produzenten als Kenntnisse und Fertigkeiten inkorporiert sind: es zeigen sich hier Besonderheiten jeder hochqualifizierten geistigen Arbeit.

Literarische Materialien dieser Art sind die Sprache, das in einzelnen Sprachprodukten an Resultaten Enthaltene ebenso wie die in Wortschatz und Syntax bereitstehenden Möglichkeiten, die einzelnen Sprachfiguren und Verbindungen bis hinauf zu den literarischen Gattungen. Oft mit dem Material verschränkt sind die literarischen Verfahrensweisen oder Techniken: etwa Motivverknüpfung, Montage und Entwicklungsprinzip; verschiedene Erzählerstandpunkte; kausale, assoziative, aleatorische Konstruktion und dergleichen.

45 Jürgen Harder, Zu Enzensbergers Medien-Theorie, in: *kürbiskern* 3, 1971, S. 451.

46 MEW Bd. 12, S. 3.

Der Begriff der Technik enthält dabei keine mechanistische Vorstellung von literarischer Produktion, sondern meint die freie Verfügung über die Mittel im Unterschied zum quasi handwerklichen Schreiben gemäß einer Regelästhetik<sup>47</sup>; vor allem wendet er sich dagegen, literarische Schaffensweisen nur als Ausdruck von Künstlerpersönlichkeiten, als deren persönlichen Stil aufzufassen<sup>47a</sup>. Seine zentrale Rolle auch bei der Interpretation von Literatur rechtfertigt sich nur dadurch, daß hier Technik — anders als etwa „technique“ im New Criticism — nicht bloß als Beherrschen der Form, als äußerliche Ausführung aufgefaßt wird<sup>48</sup>. Gehandhabt und beurteilt werden darf sie nur in der Beziehung aufs Material. Dies aber ist selber nicht formal zu fassen, sondern Rohmaterial im genauen Sinn: nämlich durch frühere Arbeit filtrierter Arbeitsgegenstand, also vergegenständlichte geistige Wirklichkeitsaneignung. Insofern ist es möglich, noch in den abstraktesten künstlerischen Arbeitsmitteln Bedeutung wahrzunehmen, wie es Adorno fürs musikalische Mittel der Dissonanz demonstrierte: „Als Ausdruck von Spannung, Widerspruch und Schmerz sind die Dissonanzen entstanden. Sie haben sich sedimentiert und sind zum ‚Material‘ geworden. Sie sind nicht länger Medien des subjektiven Ausdrucks. Aber sie verleugnen darum doch ihren Ursprung nicht. Sie werden zu Charakteren des objektiven Protests<sup>49</sup>.“ Auch die literarischen Formen sind durchsetzt von solchen geronnenen, gleichwohl mit der geschichtlichen Entwicklung sich wandelnden Bedeutungen; diese sind deshalb wichtig, weil nicht ein Problem, ein Stoff der äußeren Realität literarisch bloß aufbereitet wird, sondern dieses Reale nur *in* den literarischen Mate-

47 Cf. a.a.O., S. 316.

47a Cf. Brecht, Werke Bd. 19, S. 287.

48 Lukács' Angriff gegen eine „Verengung der Probleme der eigentlichen Kunst auf die der Schreibtechnik“ (G. L., Essays über Realismus, a.a.O., S. 381 f.) ist nur durch einen restringierten Technikbegriff zu erklären. Dieser freilich entspricht so sehr der herrschenden Praxis, daß es zu billig ist, Vorwürfe wie den Lukácsschen nur immer mit dem der Inhaltsästhetik, d. h. mit dem mangelnder Erkenntnis der Formvermitteltheit des ästhetischen Gehalts zu kontern. In der gegenwärtigen Bildungsreform z. B. treten Konzepte auf, welche die gesellschaftliche Bedeutung dessen offenbaren, was sich in der Literatur als Formalismus zeigt und als solcher oft nur unter wiederum ästhetischen Gesichtspunkten diskutiert wurde. Für den Unterricht, insbesondere den Deutschunterricht, wird zur Vorbereitung auf ein Berufsleben mit hoher Mobilität und ohne die Chance, über die Meisterung komplizierter Apparaturen und Situationen hinaus Arbeitszwecke mitzureflectieren und mitzubestimmen, ein Formalprogramm ohne Funktionsbezug empfohlen: Ziel ist ein flexibles Rollenspiel und eine entsprechende Kommunikationsgeschicklichkeit, für welche Übungen in der sog. formal debate, der Erzähl-, Rede- und Lesetechnik vorgesehen sind, die konkrete Gehalte und Interessen ausklammern. Cf. dazu Literatur in Studium und Schule, Loccum Kolloquien 1, ed. Olaf Schwencke, Loccum 1970, insbes. 1—23; auch Kursbuch 24, insbes. S. 33 ff. und 113 ff.

49 Th. W. Adorno, Philosophie der neuen Musik, Ffm. 1958, S. 84.



ralien und Techniken, die allesamt gesellschaftlichen Abbildcharakter haben, erscheint. Im Arbeitsprozeß hat der Autor seine Mittel dementsprechend auszuwählen, angemessen zu funktionalisieren und den Materialstand da, wo er den zu bewältigenden Aufgaben nicht mehr entspricht, über sich hinaustreiben<sup>50</sup>.

Die Notwendigkeit, sich ihrer Historizität bewußt zu sein, bezieht sich natürlich nicht nur auf die literarischen Arbeitsinstrumente, sondern auch auf die Wirklichkeitsmaterialien von Literatur, den Stoff, der in seiner Fassung als „Thema“ bereits Rohmaterial und damit Bestandteil dieser Mittel geworden ist. Für diesen Gegenstand gilt wie für den direkten literarischen Arbeitsgegenstand, der sich ja auf ihn bezieht, daß der Arbeitende seine Gesetzmäßigkeiten zu beachten hat, wenn die Produktion nicht scheitern soll. Geschichte und Gegenwart geben kein Agglomerat von Tatsachen ab, die von einem selbstherrlich schaltenden Subjekt als Steinbruch benutzt werden könnten und erst durch Einfühlung zum Leben zu erwecken wären; ein gesellschaftlicher Zusammenhang ist ihnen vielmehr schon inhärent. Verstöße dagegen beginnen schon bei scheinbaren Kleinigkeiten: So verletzte es zu Recht Hegels geschichtsphilosophischen Takt, daß in Vossens „Luise“ Kaffee und Zucker eine große Rolle spielen, Produkte, die nach Hegel in den geschlossenen Kreis der Idylle nicht passen, da sie „sogleich auf [...] eine fremdartige Welt und deren mannigfache Vermittlungen des Handels, der Fabriken, überhaupt der modernen Industrie hinweisen“<sup>51</sup>.

Insbesondere bei Literatur ist es nicht müßig, auch für die in ihr dargestellte subjektive und objektive Natur festzuhalten, daß sie, wenn auch keine gesellschaftliche Kategorie, so doch durch Arbeit geschichtlich vermittelt ist. Wo bürgerliche Literatur, auf der Flucht vor dem leidensvollen Entwicklungsprozeß der gesellschaftlichen Beziehungen, weniger explizit soziale Sujets als, wie man es auffaßte, innere Gefühle des Individuums oder ein direktes Bezugsverhältnis von Mensch und Natur darstellte, ergab sich die im Fetischismus der Ware fundierte Ideologie der Übergeschichtlichkeit und Unmittelbarkeit sozialer Verhältnisse wie von selbst. Verdeckt blieb, daß auch „die Gegenstände der einfachsten ‚sinnlichen Gewißheit‘“,

50 Demnach kann der Hinweis, daß jedes Stilmittel per se Sinn enthalte und somit gesellschaftliche Inhalte von ihm nicht erst ergriffen werden müßten, nicht genügen. Vielmehr ist von den betreffenden Bedeutungen zu verlangen, daß sie in ihrem Ensemble zum — freilich nicht szientivischen — Urteil zusammentreten und dies Urteil konkreter Wirklichkeit und Möglichkeit nicht widerstreitet. Die These, daß nicht literarisch und gesellschaftlich einzelnes, sondern nur beider Zusammenhang korrelieren müsse, ermöglicht schlechte Abstraktheit erst dann, wenn vergessen wird, daß Totalität nicht jenseits ihrer Momente, sondern nur durch sie hindurch existiert. So wenig eine bestimmte Stoffwahl den Wert eines Werks verbürgt, so wenig lassen sich die geschichtlich wesentlichen Erfahrungen an beliebigen Gegenständen machen.

51 G. W. F. Hegel, *Ästhetik*, ed. Friedrich Bassenge, Frankfurt/M. o.J., Bd. I, S. 257.

wie es in der Deutschen Ideologie heißt, dem Menschen „nur durch die gesellschaftliche Entwicklung, die Industrie und den kommerziellen Verkehr gegeben“ sind. „Der Kirschbaum“, fügen Marx und Engels hinzu, „ist, wie fast alle Obstbäume, bekanntlich erst vor wenigen Jahrhunderten durch den *Handel* in unsre Zone verpflanzt worden [...]“<sup>52</sup>. Auch das Naturverhältnis des Menschen ergibt sich aus den gesellschaftlichen Beziehungen; selbst die Erfahrung tatsächlich unbetretener Natur geschieht in Abhängigkeit von der bereits angeeigneten<sup>53</sup>.

In Aussagen über die künstlerische Arbeitskraft findet sich das Mißverständnis der Natürlichkeit vor allem auch in den Meinungen über die sinnliche Wahrnehmung, welche die Methoden der Kunstproduktion mitbestimmt. Daß auch sie geschichtlich sich ändert, übersah noch Franz Mehring, als er sagte, die Frage, wie die Menschen empfinden könnten, gehöre in die Naturwissenschaft, in die Physiologie der Sinnesorgane<sup>54</sup>. Die Wiener kunsthistorische Schule — Benjamin erwähnt es im Kunstwerkaufsatz — hatte bereits den Wandel von der antiken zur spätrömischen Kunst mit dem der Apperzeption in Verbindung gebracht, ohne freilich die Ursachen dieser Veränderung finden zu können; Wölfflin, der in seiner „Kunstgeschichte ohne Namen“ die Geschichte der „Sehformen“ behandelt, geht davon aus, daß diese immanenten, von „äußeren“ Einflüssen freien Gesetzen folge<sup>55</sup>. In Wahrheit wandelte sich das Sensorium auf der Grundlage der Entwicklung materieller Praxis; nach der bekannten Formulierung von Marx ist „die *Bildung* der 5 Sinne eine Arbeit der ganzen bisherigen Weltgeschichte [...], die Geschichte der Industrie und das gewordne *gegenständliche* Dasein der *Industrie* [ist] das *aufgeschlagne* Buch der *menschlichen Wesenskkräfte*, die sinnlich vorliegende menschliche *Psychologie* [...]“<sup>56</sup>.

Was die anderen Bestimmungsgründe der künstlerischen Arbeitskraft als wichtigstem Moment der literarischen Arbeit angeht, so werden sie innerhalb dieses Texts im wesentlichen aus der Betrachtung des literarisch Vergegenständlichten deutlich. Aufgegriffen sei hier deshalb nur die Frage des Zusammenwirkens von subjektiven und objektiven Faktoren in der literarischen Arbeit, deren Beant-

52 MEW Bd. 3, S. 43.

53 Dies ist der Ausgangspunkt jeder Erörterung über die Theorien des Naturschönen. Ein Beispiel zu deren Analyse gibt Adorno: „Wo Natur real nicht beherrscht war, schreckte das Bild ihres Unbeherrschtseins. Daher die längst befremdende Vorliebe für symmetrische Ordnungen der Natur. Sentimentalische Naturerfahrung hat sich am Unregelmäßigen, Unschematischen erfreut, in Sympathie mit dem Geist des Nominalismus“ (Th. W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, a.a.O., S. 102 f.).

54 Franz Mehring, *Ästhetische Streifzüge*, in: F. M., *Gesammelte Schriften* Bd. 11, Berlin/DDR 1961, S. 164.

55 Cf. dazu Arnold Hauser, *Philosophie der Kunstgeschichte*, München 1958, S. 130 passim.

56 Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte...*, a.a.O., S. 541 f.

wortung in der bürgerlichen Gesellschaft gern von Ideologien der Originalität und Spontaneität verdunkelt wurde<sup>57</sup>. Hervorgerufen wurden diese vom objektiven Schein der absoluten Freisetzung des Individuums, der mit der Aufhebung der persönlichen Abhängigkeiten des Feudalsystems durch bürgerliche Verkehrsformen entstand. Auch für den Schriftsteller trat an die Stelle persönlicher Bindung die indirektere Abhängigkeit vom Markt. Zu gewissen Zeiten und in gewissem Umfang ließ ihm dieser, eines besonderen, mit dem Autorinteresse nicht gänzlich unvereinbaren Publikumsinteresses wegen, auch in der Tat größeren Spielraum. Die Betonung von Individualität und Originalität, von Anfang an nicht nur einfaches Abbild der neuen Verhältnisse, sondern Kritik und Kompensation der jetzt erfahrenen sachlichen Abhängigkeiten, verstärkte sich, befördert vom Konkurrenzkampf der Autoren; nach Arnold Hausers Darstellung erschien das Originalgenie erst, als jener Kampf sich Ende des 18. Jahrhunderts verschärfte. Von noch später datiert der ins Religiöse gesteigerte Geniebegriff: Das Genie erhielt Stellvertretungscharakter, nachdem die reale Entwicklung den Vielen die aus der Zirkulationssphäre phantasmagorisch hervorleuchtende Freiheit und Gleichheit nicht gebracht hatte. Das Bild des Dichters bekam, nicht unähnlich dem des „freien Unternehmers“, die Funktion, den entmachteten Individuen vor allem des Kleinbürgertums die Möglichkeit von Kreativität und Autonomie innerhalb der gegebenen Verhältnisse vorzugaukeln. Der auch im literarischen Bereich wirksame Zwangszusammenhang des Wertgesetzes, die tatsächliche Stellung des Künstlers in der Gesellschaft wurde dabei ebenso verdeckt wie die überindividuellen Bedingungen, die zur Ausbildung seiner Arbeitskraft nötig sind. Verzerrt wurde im selben Zug auch die Rolle der Subjektivität im literarischen Arbeitsakt selber; diese ist in Wahrheit dort, wo nicht bloß falsches Bewußtsein vergegenständlicht wird, alles andere als selbstherrlich<sup>58</sup>. Schon der vorliterarische Zweck ist nicht bloß der des Künstlersubjekts als eines individuellen, sondern eines durch die — wesentlich von der Klassenordnung bestimmten — Sozialisation geprägten — von Auftragsverhältnissen und Wirkungsplanung einmal ganz abgesehen; noch die privateste Eigenart aber gelangt zur Konkretisierung als Gestaltungsabsicht nur über die literarischen Mittel, in denen das Individuum wiederum kollektive Erfahrungen ergreift. Der subjektive Zweck verwirklicht sich nur, wenn er sich der Problemfigur stellt, die das Material ausdrückt; diese läßt Lösungen nur innerhalb einer gewissen Variationsbreite zu. Während der ganzen Arbeit ist der Produzent nun dem so zustande gekommenen Zweck unterworfen: dieser ist es, „der die Art

57 Als exemplarisch vergleiche man etwa den Aufsatz von Werner Mahrholz, Die Wesenszüge des schriftstellerischen Schaffensprozesses, in: Die geistigen Arbeiter, 1. Teil, ed. Ludwig Sinzheimer, München und Leipzig 1922, S. 58—73.

58 Cf. hierzu in Hegels Ästhetik das Kapitel „Der Künstler“, a.a.O., S. 274 ff.

und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß<sup>59</sup>“.

Gewiß vollzieht sich all dies nicht in einem Ich-höre-und-gehörche; notwendig ist eben, um den objektiven Anforderungen genügen zu können, die entschiedenste individuelle Spontaneität. Der Tatbestand, daß der literarische Arbeitsprozeß äußerst komplexe Tätigkeiten auch auf nichtbewußten Ebenen einschließt, ist aber deutlich von der daran anknüpfenden Ideologie der Intuition zu trennen. In Wirklichkeit ist, was als spontaner Einfall erscheint, nur das ins Bewußtsein tretende Ergebnis einer Verknüpfung momentan z.T. unbewußter und vorbewußter Lebenserfahrungen und Vorarbeiten mit den innervierten Materialgehalten zu bestimmten Lösungen. Die zu dieser Verknüpfung erforderliche Phantasie als die „psychische Fähigkeit, aufbewahrte Sinneserfahrungen zu neuartigen Vorstellungen zu kombinieren<sup>60</sup>“, ist der objektbezogenen Arbeit nicht entgegengesetzt, sondern „auch, und wesentlich, die uneingeschränkte Verfügung über die Möglichkeiten der Lösung, die innerhalb eines Kunstwerks sich kristallisieren<sup>61</sup>“.

Wahre Originalität ist keine *creatio ex nihilo*, kein vermittlungsloses Erfinden, sondern, wie Hegel sagte, „identisch mit der wahren Objektivität“<sup>62</sup>: der Autor muß sich, anders gesagt, dem Stand der literarischen Produktivkräfte seiner Epoche gewachsen zeigen. „Mit einem Worte“, schreibt Gottfried Keller, „es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne des Willkürgenie und eingebildeten Subjektivisten [. . .]. Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht<sup>63</sup>“.

Beim heutigen Stand der Rationalisierung und teilweisen Planung sowie im Zuge der notwendigen Mobilisierung von „Begabungsreserven“ werden Genie- und Inspirationstheorien skeptischer beurteilt und wenn nicht abgeschafft, so doch zumindest modifiziert; angesichts der Produktionsmethoden in der Kulturindustrie, etwa auf dem Sektor der „Trivalliteratur“, muß für die Masse der Autoren auf allzu irrationale Schaffensvorstellungen verzichtet werden — wenn das auch nicht hindert, die Theorien vom „Einfall“ und der „individuellen Geistesleistung“ für die sog. Ernste Literatur weitergelten zu lassen<sup>64</sup>. Aber auch wo die ursprünglich aufklärerische Idee der Machbarkeit Eingang findet, ist sie meist instrumentalistisch reduziert und damit um den entscheidenden gesellschaftlichen Effekt gebracht. Die Vorstellung von Genie als einem Rezeptiven hatte immerhin eine Ahnung davon enthalten, daß zu wirklich umwälzenden, originalen Leistungen objektive Bedingungen vorhanden

59 Marx, *Das Kapital* Bd. I, a.a.O., S. 193.

60 So das Kulturpolitische Wörterbuch, Berlin/DDR 1970, S. 422.

61 Th. W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, a.a.O., S. 259.

62 G. W. F. Hegel, *Ästhetik*, a.a.O., S. 288.

63 Brief an H. Hettner vom 26. Juni 1854.

64 Cf. etwa Walter Nutz, *Der Trivialroman*, Köln und Opladen 1962, S. 74.

sein müssen, die durch Didaktik und Know how nicht ersetzt werden können.

Die komplementäre Beschränkung bürgerlicher Literaturproduktion ist die der Reflexion auf die gesellschaftlichen Zwecke des Produkts; die sich ausbreitende, vordergründig eingegrenzte Wirkungsforschung ist davon nur die Parodie. Emphatische Beherrschung der literarischen Produktivkräfte schließt das Prüfen der langfristigen Ziele, die Literatur mitbefördern soll, ebenso ein wie die Kenntnis dessen, welchen Part Literatur in der Bewegung auf diese Ziele zu spielt und spielen könnte. Daß die Arbeit zweckmäßige, bewußte Tätigkeit auch im weiteren Sinn, nämlich innerhalb eines gesellschaftlichen Gesamtplans werde, wird unter kapitalistischen Verhältnissen verhindert; daß die Produzenten auch nur weiterreichende gesellschaftliche Folgen ihrer Produktion innerhalb dieser Verhältnisse in die Konstitution ihres Arbeitszwecks aufnehmen könnten, wird dort gehemmt, wo ihnen die Verfügung über die Produktionsmittel und damit über die Produkte entzogen ist. Zu diesen Schranken kommt, vor allem in den geistigen Produktionszweigen, der ideologische Effekt der kapitalistischen Arbeitsteilung, welche die Tätigkeiten der einzelnen Gesellschaftsmitglieder und damit die Gesellschaftsbereiche an der Oberfläche voneinander isoliert und den Schein der Autonomie und selbstmächtigen Wirkung insbesondere auch literarischer Äußerung hervorbringt. Diese Einbildung zu zerstören bedeutet aber, das Sonderinteresse, das dieser Organisation der sozialen Beziehungen zugrunde liegt, hinter sich gelassen zu haben; wieweit dies gelingt, hängt von der Entwicklung der sozialen Widersprüche und ihrer am ehesten durch die eigne Klassenlage vermittelten Erfahrbarkeit ab.

Allerdings ist es in begrenztem Umfang möglich, daß sich ein bestimmter gesellschaftlicher Gehalt des Werks auch gegen das falsche Bewußtsein des Autors durchsetzt. Positiv wie negativ zählt nur, was sich im Produkt objektiviert hat; und die Absicht, etwa eine solipsistische Weltanschauung in einer literarischen Handlung zu vergegenständlichen, wird schwerlich zu verwirklichen sein, ohne daß der Solipsismus dabei ad absurdum geführt wird. Wie die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer ökonomischen Tätigkeit, ihre eignen Ziele verfolgend, damit ungewollte Zwecke erreichen — nämlich außer ökonomischen Krisen letztlich die Möglichkeit der Aufhebung der ihren Zielen zugrunde liegenden Gesellschaftsverfassung überhaupt —, so wenig kann ein Autor es hindern, daß sein Produkt ihm zuwiderlaufende Bedeutungen offenbart. Er gleicht dann dem Arzt, der es abstritt, krank zu sein, aber, schon umnachtet, seinen eignen Puls fühlte und konstatierte: „Der Kranke liegt im Sterben, ich habe hier nichts mehr zu tun.“ Ein solcher „Sieg des Realismus“ über die Ideologie des Autors wird nicht bloß von der Eigendynamik der literarischen Arbeitsmittel bewirkt; er kann sich meist auf Widersprüche in der Arbeitskraft des Autors selber stützen: man denke an Divergenzen zwischen bewußter Weltanschauung, psychologischer Prädisposition und Stand der praktisch-künstleri-

schen Ausbildung. Überdies mag das gesellschaftliche Bewußtsein selber uneinheitlich sein, wie das vor allem für die Ideologie der kleinbürgerlichen Intelligenz gilt, die sozial zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, in ihren gesellschaftskritischen Äußerungen zwischen reaktionärem und wissenschaftlich fundiertem Antikapitalismus steht. Daß es zu umfassendem Realismus im Sinne Brechts, zu einer Schreibweise, die den „gesellschaftlichen Kausalkomplex“<sup>65</sup> aufdeckt, eines parteilichen, nicht mehr ideologiebefangenen Autors bedarf, wird von dem Hinweis auf Wahrheiten, die in und trotz falscher Weltanschauung aufleuchten können, nicht heruntergespielt. Daß es manchmal besser sei, wenn der Autor weniger bewußt arbeite, gilt — sieht man einmal von einigen Phasen des Erarbeitens ästhetischer Erkenntnismittel ab — höchstens insofern, als es bei Autoren, die einer überlebten herrschenden Klasse angehören, dem Werk schaden muß, wenn sie sich planmäßig an deren Interesse orientieren; nicht umsonst geriet z. B. Lyrik im späten Bürgertum oft besser als Gattungen, die mehr zu offen politischen Sujets neigten. Das hier Gesagte bedeutet nun natürlich nicht, daß es nur auf die gesellschaftlich richtige Intention ankäme. Manifestiert sich die geschichtliche Unwahrheit eines Werks in innerästhetischen Fehlern, so gilt umgekehrt, daß „die Tendenz einer Dichtung politisch nur stimmen kann, wenn sie auch literarisch stimmt“<sup>66</sup>: der politisch fortgeschrittene Zweck muß sich ästhetisch angemessen vergegenständlichen<sup>67</sup>.

### 3. Ungleichmäßigkeit in der literarischen Produktion und zwischen dieser und der materiellen Produktion

Von der bisherigen Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte heißt es in der Deutschen Ideologie: „Da diese Entwicklung naturwüchsig vor sich geht, das heißt nicht einem Gesamtplan frei vereinigter Individuen subordiniert ist, so geht sie von verschiedenen Lokalitäten, Stämmen, Nationen, Arbeitszweigen etc. aus, deren Jede anfangs sich unabhängig von den anderen entwickelt [. . .]“<sup>68</sup>. Für die Musik stellt Adorno — wie oft in offensichtlicher Anspielung auf Marx und Engels — fest: „Die verschiedenen Dimensionen der tonalen [. . .] Musik — Melodik, Harmonik, Kontrapunkt, Form und Instrumentation — haben historisch weithin unabhängig voneinander sich entwickelt, planlos und insofern ‚naturwüchsig‘“<sup>69</sup>. In Wer-

65 Bertolt Brecht, Volkstümlichkeit und Realismus, Werke Bd. 19, S. 326.

66 Walter Benjamin, Der Autor als Produzent, in: ders., Versuche über Brecht, Frankfurt/M. 1966, S. 96.

67 Vor einer zu starren Koppelung muß man sich selbstverständlich hüten. Zur Agitation in eingegrenzten Situationen verfertigte Gebrauchskunst darf nicht danach beurteilt werden, daß ihre progressive Absicht sich vielleicht in Formen äußert, die hinter dem entwickeltsten Stand der Literaturtechnik zurückbleiben.

68 Marx/Engels, Die deutsche Ideologie, a.a.O., S. 72.

69 Th. W. Adorno, Philosophie der neuen Musik, a.a.O., S. 54.

ken, welche die Ergebnisse eines solchen ungleichmäßigen Nebeneinander arglos in sich versammeln, ergeben sich Widersprüche: so bei Hans Sachs etwa, der sich der Stoffe der damaligen Weltliteratur bediente, angesichts der geringen Ausbildung der ihm zur Verfügung stehenden Sprache und Technik jene aber oft einer Ausführung unterwarf, die unfreiwillig komisch wirkt. Wo Inhomogenität sich auch nach der Einbeziehung der verschiedenen Momente in einen übergreifenden Zusammenhang hartnäckig erhält oder gar verstärkt, offenbart sie tieferliegende Antagonismen. Abgesehen von Gegensätzen, die sich notwendig aus dem Gegenstand ergeben, geht es hierbei um solche Produktionsbedingungen der Literatur und Kunst, die die ästhetische Aneignung des Gegenstands und seiner Widersprüche verhindern oder sachfremd beeinflussen: man denke an die Spaltung in E- und U-Kunst, an die ungleiche Entwicklung von literarischen Gattungen, die wie Lyrik und Drama, Film und Fernsehen in unterschiedlicher Weise dem Profitkalkül oder der politischen Aufsicht unterstehen, aber auch an Kontraste von Produktion und Reproduktion, so wenn hochqualifizierte Interpreten sich an Schund versuchen müssen, und solche wie den zwischen konventioneller Story und aparter Dialogführung innerhalb von Produkten, etwa in neueren Kriminalserien des Fernsehens und Erfolgsromanen. In Fällen, wo Diskrepanzen innerhalb künstlerischer Produkte nicht einfach der Anpassung an wenig vernünftige Arbeitsbedingungen oder Wirkabsichten entspringen, signalisieren sie häufig Widersprüche in den Produzenten selber. Unpassende Textwahl von Komponisten, falsche Vorschläge von Dramatikern bei Bühnen- und Filminszenierungen, das — wie Adorno es nannte — Anlegen „rückwärtiger Verbindungslinien“ nach avantgardistischen Produktionen zeigen an, daß die Künstler als Gesamtpersonen mit dem Entwicklungsstand in ihrem Spezialbereich oft nicht mitkamen. Hanns Eisler berichtet, Schönberg habe ihm erklärt, „im Gegensatz zu anderen, natürlich nur wenigen, finde er seine Werke mitunter scheußlich klingend. Nachdem er sie niedergeschrieben habe, verstehe er sie nur noch schwer und müßte sie mühsam studieren“<sup>70</sup>. Mit einer Kluft zwischen Traum- und Wachzustand oder ähnlichem hat das nichts zu tun, sondern damit, daß durch Künstler vielfach der Riß zwischen der herrschenden Ideologie und Praxis und ihrer Kunst nochmals hindurchgeht<sup>71</sup>: als Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft ist ihnen selber suspekt, wozu die konsequente Verfolgung ihrer spezialisierten Tätigkeit sie gebracht hat<sup>72</sup>.

Damit ist jene Möglichkeit angesprochen, die Marx als die des „unegalens Verhältnisses der Entwicklung der materiellen Produk-

70 Nach Hans Bunge, Fragen Sie mehr über Brecht. Hanns Eisler im Gespräch. München 1970, S. 177.

71 Cf. Th. W. Adorno, Dissonanzen, Göttingen 1956, S. 140.

72 „Goethe wie Hegel“, schreibt Engels im selben Sinn, „waren jeder auf seinem Gebiet ein olympischer Zeus, aber den deutschen Philister wurden beide nie ganz los“ (F. Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, MEW Bd. 21, S. 269).

tion z. B. zur künstlerischen“ erwähnt hat<sup>73</sup>. Beide Erscheinungen einer solchen Verselbständigung des kulturellen Überbaus, Voraus-eilen und Zurückbleiben gegenüber der gesellschaftlichen Basis, sind aber in dieser selbst begründet. Was die langsamere Entwicklung von Kunst und Literatur angeht, so wird sie dadurch ermöglicht, daß jeder durch die Arbeitsteilung einmal entstandene eigene Bereich sich nicht automatisch mit den ökonomischen Verhältnissen umwälzt, sondern sich nur in Anlehnung an sein spezielles Material weiterentwickelt. Ein solches Weiterwirken der Tradition ist, wie Engels sagte, zwar „eine große hemmende Kraft [. . .]. Aber sie ist bloß passiv und muß deshalb unterliegen<sup>74</sup>.“ Um langfristig erhalten zu bleiben, muß sie von einem aus der neuen Basis resultierenden Bedürfnis reproduziert werden. In der bürgerlichen Gesellschaft erklären sich Verzögerungen in der Kunst- und Literaturentwicklung speziell aus der erwähnten Kunstfeindlichkeit der auf Mehrwertproduktion ausgerichteten ökonomischen Verhältnisse. Als weiteren, damit zusammenhängenden Grund für die Beibehaltung älterer Überbauelemente nannte Marx am Beispiel des Politischen ein „Gefühl der Schwäche, das [die Bourgeoisie] vor den reinen Bedingungen ihrer eignen Klassenherrschaft zurückbeben [. . .] ließ“, da die Republik zwar ihre politische Herrschaft vollende, aber ihre gesellschaftliche Grundlage unterwühle<sup>75</sup>; Adorno schrieb, daß die Kulturindustrie ideologischen Rückhalt gerade daran habe, daß sie sich vor der vollen Konsequenz ihrer äußeren Techniken in den Produkten sorgsam hüte<sup>76</sup>.

73 Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 29.

74 Engels, Einleitung zur englischen Ausgabe (1892) von „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, MEW Bd. 19, S. 543.

75 Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, MEW Bd. 8, S. 140.

76 „Sie lebt gleichsam parasitär von der außerkünstlerischen Technik materieller Güterherstellung, ohne die Verpflichtung zu achten, die deren Sachlichkeit für die innerkünstlerische Gestalt bedeutet [. . .]. Daraus resultiert das für die Physiognomik der Kulturindustrie wesentliche Gemisch aus streamlining, photographischer Härte und Präzision einerseits und individualistischen Restbeständen, Stimmung, zugerüsteter, ihrerseits bereits rational disponierter Romantik“ (Th. W. Adorno, Résumé über Kulturindustrie, in: ders., Ohne Leitbild. Parva Aesthetica, Ffm. 1967, S. 64). — Das heißt nicht, daß es keine Dialektik von Zurückbleiben und Antizipation gäbe. In archaisch handwerklichen Arbeitsweisen kann u. U. trotz allem Avancierteres produziert werden als mit modernsten Produktionsmitteln, deren Verwendung von Sonderinteressen restringiert ist; Brecht meinte ähnliches, als er sagte, Dramatiker oder Romanschreiber könnten zuzeiten wohl filmischer arbeiten als die Filmleute selbst (Bertolt Brecht, Gesammelte Werke Bd. 18, a.a.O., S. 157). Prekär ist aber nicht nur ein Verzicht auf die fortgeschrittensten Arbeitsmittel, sondern überhaupt der Versuch von Kunst, sich zum Anwalt des Besonderen zu machen, das der Abstraktheit der herrschenden ökonomischen Gesetze widerstreitet: er läuft häufig genug nur darauf hinaus, die Realität dieser Gesetze überhaupt zu mißachten. Dann aber dient Kunst nicht nur, als bloße irrationale Sondersphäre, einer meist kleinbürgerlichen Kompensation,



Auch wo es sich um Rückgriffe auf Überbauelemente einer vergangenen Gesellschaftsform handelt, die gar nicht einem kontinuierlichen Weiterwirken unterlagen, vergißt die Rede von „Ungleichzeitigkeiten“ gern die durchaus gleichzeitigen Widersprüche, die solche Bewegungen auslösten. Das wurde z. B. in der Faschismusanalyse wichtig. Politische wie kulturelle Renaissancen sind denn auch meist nur formell; ihre Umprägung und ihr Funktionswandel werden vom verdinglichten Bewußtsein nur nicht wahrgenommen — und dürfen es auch oft nicht, da sonst die Legitimation durch Tradition hinfällig würde<sup>77</sup>. Wo ein kulturelles Zurückgreifen aber nicht bloß auf Mißverständnis und Neuinterpretation beruht<sup>78</sup>, sondern sich tatsächlich eng an frühere Gehalte anschließt, bedeutet auch das keinen Hinweis auf anthropologische Konstanten: sondern darauf, daß allen bisherigen Gesellschaften verschiedene Tatsachen, wie Klassengegensatz und Ausbeutung, und deshalb auch gewisse Bewußtseinsinhalte gemeinsam sind<sup>79</sup>, sowie auf verwandte Züge in Teilbereichen historisch weit auseinanderliegender Gesellschaften<sup>80</sup>.

sondern wird eingespannt zur Pseudoindividualisierung von Waren und Sozialbeziehungen.

Von diesem Zurückbleiben hinter dem gesellschaftlichen Stand der Produktivkräfte ist die Dialektik einer Disproportionalität zu trennen, wie sie bei geschichtlichen Umbrüchen möglich ist. Das gilt z. B. für die Renaissance, in der „die bürgerlichen Elemente (Geldwirtschaft, Handel, Manufaktur) bereits stark genug waren, um eine eigene ideologisch-kulturelle Position hervorzubringen [...], während gleichzeitig die kapitalistische Arbeitsteilung ‚mit ihren knöchernen Partikularitäten‘ das ‚halbkünstlerische Verhältnis‘ des Handwerks [...] bei weitem noch nicht zu verdrängen vermocht hatte und die der kapitalistischen Produktionsweise prinzipiell inhärenten Antagonismen erst keimhaft sichtbar wurden. — Diese Übergangssituation des ‚Schon-und-noch-nicht‘ fand ihren wohl faszinierendsten Ausdruck im Bilde vom ‚uomo universale‘“ (Heinz Entner/Werner Lenk, *Literatur und Revolution im 16. Jahrhundert*, Weimarer Beiträge 1970, S. 142; Zitat im Zitat: Marx, *Kapital* Bd. I, a.a.O., S. 511, und Marx, *Grundrisse*, a.a.O., S. 481).

77 Cf. Marx, *Achtzehnter Brumaire* [...], a.a.O., S. 117: „Die früheren Revolutionen bedurften der weltgeschichtlichen Rückerinnerungen, um sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben“, und passim.

78 „Daß z. B. die 3 Einheiten, wie die französischen Dramatiker unter Ludwig XIV. sie theoretisch konstruieren, auf mißverstandnem griechischen Drama [...] beruhen, ist sicher“, schreibt Marx. „Die mißverstandene Form ist gerade die [...] zum allgemeinen use verwendbare.“ Das heiße aber nicht, daß „jede Errungenschaft einer ältern Periode, die von einer spätern angeeignet wird, das mißverstandne Alte ist“: vielmehr ist das Woher gleichgültig gegenüber der zu bejahenden Frage, ob die betreffende Errungenschaft „nicht von selbst aus der bürgerlichen Gesellschaft [...] hätte hervorwachsen können“ (Brief an Lassalle vom 22. Juli 1861, MEW Bd. 30, S. 614 f.).

79 Cf. Marx/Engels, *Kommunistisches Manifest*, MEW Bd. 4, S. 480 f.

80 Cf. Marx, *Grundrisse*, a.a.O., S. 157: „Es ist [...] klar, daß dies Recht (das römische, BJW), obgleich es einem Gesellschaftszustand entspricht, in welchem keineswegs der Austausch entwickelt war, doch, insofern er in

Da die geschichtliche Entwicklung sich nicht geradlinig vollzog, kann überdies eine vergangene Produktionsweise, etwa die der Sklavenhaltergesellschaft, in Einzelsphären Verhältnisse hervorbringen, die gegenüber dem Phänomen kapitalistischer Entfremdung als vorbildlich erscheinen müssen<sup>81</sup>. Was daraus hervorleuchtet, ist real bisher Uneingelöstes: „Das Licht des Unzerstörbaren an den großen Kunstwerken und philosophischen Texten ist weniger das Alte und vermeintliche Ewige, das selber der Zerstörung verschworen bleibt, als das der Zukunft<sup>82</sup>.“

Solche utopischen Momente verdanken sich nun keineswegs einer „Trächtigkeit der Welt“ oder „ontologischen Eschatologie“: der in Kunstwerken enthaltene Vorschein, wie Ernst Bloch es nennt, ist nicht der eines „zusammenhaltenden Zieles“<sup>83</sup>, wie die spekulative Verdrehung es will, die die spätere Geschichte zum Zweck der früheren macht<sup>84</sup>. Nur wo die herrschende Produktionsweise real über sich hinausweist, kann Kunst und Literatur diese Bewegung wieder — wenn auch nur geistig — überholen; so kann auch eine Nation weiterentwickelte Überbaumomente aus Nachbarländern nur dann übernehmen, wenn in ihr selbst die vom Nachbarn bereits vollzogene Entwicklung eingesetzt hat. Um konkret antizipieren zu können, hat Kunst „in den Schoß der Wirklichkeit vorzudringen, um dort die Elemente der neuen Gesellschaft für die Betrachtung schon freizulegen, die in der Wirklichkeit durch eine gesellschaftliche Aktion erst noch freigesetzt werden müssen“<sup>85</sup>. Beispiele dafür, wie einzelne Überbaubereiche die Stellvertretung jener Dynamik, die in den materiellen Produktivkräften noch von veralteten Produktionsverhält-

bestimmtem Kreise entwickelt war, die Bestimmungen der juristischen Person, eben des Individuums des Austauschs, entwickeln konnte, und so das Recht (nach den Grundbestimmungen hin) für die industrielle Gesellschaft antizipieren, vor allem aber dem Mittelalter gegenüber als das Recht der aufkommenden bürgerlichen Gesellschaft geltend gemacht werden mußte.“ Diese und die in Anm. 78 teilweise zitierte Passage beantworten die von Marx in der Einleitung zu den „Grundrissen“ gestellte und — darauf verweist die bürgerliche Wissenschaft gerne — an dieser Stelle nicht gelöste Frage, „wie die Produktionsverhältnisse als Rechtsverhältnisse in ungleiche Entwicklung treten“. In der „Einleitung“ hatte Marx dies Problem, „z. B. das Verhältnis des römischen Privatrechts [...] zur modernen Produktion“ als den „eigentlich schwierigen Punkt“ bezeichnet. Die Disproportion sei bezüglich der Kunst z. B. noch nicht so wichtig und schwierig zu fassen, als innerhalb praktisch-sozialer Verhältnisse selbst“ (Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 29 f.). Cf. auch MEW Bd. 21, S. 397, und MEW Bd. 30, S. 607.

81 Cf. z. B. Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 80.

82 Th. W. Adorno, Auferstehung der Kultur in Deutschland?, in: ders., Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft, Frankfurt/M. 1971, S. 31.

83 Ernst Bloch, Subjekt-Objekt. Erläuterungen zu Hegel. Ffm. 1962, S. 512.

84 Cf. Marx/Engels, Die deutsche Ideologie, a.a.O., S. 45.

85 Friedrich Tomberg, Mimesis der Praxis und abstrakte Kunst. Neuwied und Berlin 1968, S. 30.

nissen gefesselt war, übernehmen konnten, waren die deutsche Klassik und die Philosophie des deutschen Idealismus. Unter anderem wegen des Fehlens akuten politischen Kampfs konnten diese manches von dem — freilich nicht ohne Verzerrung — weiterdenken, was von den französischen Klassenkämpfen immerhin als geistiger Anstoß herübergekommen war.

Zu unterscheiden ist in der Literaturtheorie nun jeweils die Fähigkeit zur Vorwegnahme einzelner ästhetischer Mittel, wie sie spezialistische Tätigkeit und Disproportionen in den Produktionsverhältnissen verschiedener Bereiche erlauben, von der — damit freilich verbundenen — zur Antizipation von Problemlösungen; diese mögen sich auf die nächste geschichtliche Stufe, aber auch auf ein weiter vorausliegendes Ziel beziehen. Wo eine solche Antizipation reale Möglichkeiten überspringt oder, was für die Beurteilung natürlich entscheidend ist, überspringen muß, um bereits produzierten und artikulierbaren, aber in nächster Zukunft nicht erfüllbaren Bedürfnissen abzuhelfen, läßt sich das am phantastisch-vagen, im schlechten Sinn utopischen Charakter der Vorstellungen ablesen<sup>86</sup>. Der ästhetischen Analyse zeigen sich in diesen Fällen Brüche in den literarischen Mitteln, wie es Lukács für den Schluß des Wilhelm Meister, Adorno für Hölderlins Hymnen demonstrierte.

Das Fischer-Lexikon „Literatur“ schreibt unterm Stichwort Utopie: „In poetischer Konkretisierung entwirft sie eine ideale Gesellschaftsordnung. Dies geschieht als Selbstzweck<sup>87</sup>.“ In dieser Formulierung ist ideologisch genützt, daß der Versuch einer Versöhnung im ästhetischen Schein ambivalent ist: unklar kann sein, ob ein Werk das Dargestellte fordert oder als Abbild eines schon Gelungenen ausgibt und damit, bloßer Ersatz, die reale Veränderung sabotiert. Überdies ist es die fatale Dialektik von Bildern der Erfüllung, daß sie eben dadurch, daß sie in ihrer Konkretheit nicht prognostisch fundiert sein können, sondern aus vorhandenen Erscheinungen konstruiert sind, jetzige und herzustellende Verhältnisse zu eng aneinander binden<sup>88</sup>. Das utopische Modell verkommt dann leicht zur Spielart einer Futurologie, die ihre Entwürfe bei aller Innovation im einzelnen dem Wesen der bestehenden Produktionsweise anpaßt; wo sie, wie Belletristik meist, nicht zur detaillierten Vorhersage neigt, wird solche Literatur die bloß romantische Ergänzung des

86 Cf. dazu MEW Bd. 4, S. 143; MEW Bd. 7, S. 346; MEW Bd. 20, S. 247.

87 Das Fischer Lexikon, Literatur II, Frankfurt/M. 1965 ff., S. 590.

88 Von der Spekulation heißt es in der Heiligen Familie, daß sie „einerseits scheinbar frei ihren Gegenstand a priori schafft, andererseits aber, eben weil sie die vernünftige und natürliche Abhängigkeit vom Gegenstand wegsophistisieren will, in die unvernünftigste und unnatürlichste Knechtschaft unter den Gegenstand gerät [...] (MEW Bd. 2, S. 63). Vom utopischen Sozialismus sagt Marx, daß „dieser doktrinäre Sozialismus im Grunde nur die jetzige Gesellschaft idealisiert, ein schattenloses Bild von ihr aufnimmt und sein Ideal gegen ihre Wirklichkeit durchsetzen will [...] (Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850, MEW Bd. 7, S. 89).

Empirismus, dem sie nicht an der Verfahrensweise kratzt. Kunst kann nicht daran vorbeigehen, daß die „Zukunfts-Gesellschafts-Bau-Phantastereien“ des Frühsozialismus<sup>89</sup> durch eine auf die Einsicht in den Gang der Entwicklung gegründete Wissenschaft und Politik abgelöst wurden. Daß sie „zwar, ihrem eigenen Begriff nach, sich über das bloß Seiende, die menschlichen Verhältnisse in ihrer Beschränktheit erheben muß, das aber nur vermag, wofern sie diese ungemildert in sich aufnimmt und ihre Antinomien ausdrückt“<sup>90</sup>, bedeutet heute, daß sie in die praktisch-politische Bewegung, welche sich an der Verwirklichung des in diesen Antinomien Weiterweisenden arbeitet, auf die eine oder andre Weise verflochten sein muß. Nur so kann sie ernsthaft den Vielen ermöglichen, worauf emphatische Kunstproduktion, in welcher der sonst für Arbeit unterm Kapitalismus typischen Vereinseitigung und Entleerung des Produzenten Grenzen gesetzt sind, stets verwies: schöpferische Arbeit, die, frei vom Druck der Reproduktion des materiellen Lebens, „nach den Gesetzen der Schönheit formieren“<sup>91</sup> und Selbstverwirklichung der Produzenten sein kann.

89 Marx an Wilhelm Bracke, Brief vom 23. Oktober 1877, MEW Bd. 34, S. 305.

90 Th. W. Adorno, *Form*. In: *Form in der Neuen Musik*. Darmstädter Beiträge zur Neuen Musik X. Mainz 1966, S. 11.

91 Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte ...*, a.a.O., S. 517.

Günter Giesenfeld

## Zum Stand der Trivilliteratur-Forschung

Am Beispiel der Trivilliteraturbehandlung<sup>1</sup> zeigt sich die Borniertheit der bürgerlichen Literaturwissenschaft mit exemplarischer Schärfe. Der auch bei anderen Themen übliche Streit um Definitionen, Abgrenzungen, Einordnungen und Wertungen ist hier noch heftiger als sonst und führt dazu, daß statt über den Gegenstand selbst nur über die Frage seiner Aufnahme in die wissenschaftliche (sprich ästhetisch wertende) Betrachtung diskutiert wird. Verwundert beklagen es dann die Sachwalter der literarischen Literaturkritik, daß dieses Gebiet inzwischen von Soziologen, Psychologen oder Politologen aufgegriffen wird, und sprechen erbst von „Annexion“ (a 180 und 188). Mit verschiedenem Nachdruck wird in allen neueren Untersuchungen zu diesem Thema immer noch peinlich auf Beibehaltung eines literaturbetrachtenden Standpunktes geachtet. Selbst da, wo eine rein ästhetisch wertende Betrachtung als „orthodox“ (a 182) verurteilt wird, soll die immerhin stets als wertend verstandene Untersuchung allenfalls Erkenntnisse über die Rolle der Trivilliteratur im *literarischen* Leben bringen. Die Trivilliteraturforschung hätte demnach hier die Funktion einer Hilfswissenschaft der ästhetischen Epochenforschung.

Kreuzer spricht zwar davon, daß „in einer Marktwirtschaft nicht nur die Trivilliteratur, sondern alle verkäufliche Literatur Warencharakter“ hat<sup>2</sup>. Diese Erkenntnis hätte aber zur Folge, daß man sich Gedanken machen müßte über den Gebrauchswert dieser Ware. Es wäre zu fragen, welche ursprünglichen oder durch die Ware selbst institutionalisierten Bedürfnisse ihren Konsum garantieren. Von diesem Zusammenhang her ist natürlich auch die ästhetische Erschei-

1 Als Beispiel werden exemplarisch herangezogen:

Helmut Kreuzer. Trivilliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Trivialromans seit der Aufklärung. In: DVjS 41, 1967, 173—191.

— zit. (a)

Dorothee Bayer. Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert. Tübingen 1963.

— zit. (b)

Klaus Ziegler. Vom Recht und Unrecht der Unterhaltungs- und Schundliteratur. In: Die Sammlung 2, 1947, 565—574.

— zit. (c)

Klaus Ziermann. Romane vom Fließband. Die imperialistische Massensliteratur in Westdeutschland. Berlin Dietz 1969.

— zit. (d)

2 Diese Argumente Kreuzers sind seiner Auseinandersetzung mit Walter Nutz (Der Trivialroman, seine Formen und Hersteller. Köln 1926) entnommen. Nutz beschreibt in seinem Buch eingehend den Warencharakter der Trivilliteratur, zieht sich jedoch der Diskussion um die ideologische Funktion.

nungsform, sowohl was die äußere Aufmachung angeht als auch in bezug auf Fragen des Stils und der inhaltlichen Gliederung, bestimmt durch die angesprochene Zielgruppe und ihr Bedürfnis. Diese objektiv festzustellenden und untersuchbaren Zusammenhänge verdrängt nun Kreuzer, indem er sie aus seinem Erkenntnisinteresse ausschließt, denn davon bliebe „ihre ästhetische Beurteilbarkeit . . . unberührt“. Dies kann er nur dadurch begründen, daß er sie als „Vorgänge im Innern des Autors“ mißverstehet und als „Bewußtsein der Anpassung an ein Publikum“ abwertet, als ob dieses Bewußtsein nicht auch jede andere Literaturproduktion positiv oder negativ bestimmte. So kann er, unter Hinweis auf die Diskussion um Wechselwirkung von Autor und Publikum seit Schiller, die neuen Ansätze zur Bestimmung der Funktion der Literatur als langhin bekannte Banalitäten erscheinen lassen und ihre Diskussion mit dem Hinweis ablehnen, ihr ließe „sich nicht unmittelbar ein Kriterium für den ästhetischen Rang eines Werkes abgewinnen“ (a 181).

Nun ist allerdings die Abhängigkeit des Autors von den Bedürfnissen des Lesers seit langem unwidersprochene Begleitbemerkung bei der Diskussion der gelegentlich interessanten Übernahme von Stoffen und Motiven aus dem „trivialen“ Bereich durch renommierte Schriftsteller oder auch des meist überraschenden Erfolges eines bestimmten Werkes oder einer Gattung. Der auf die Entwicklung der „hohen“ Literatur gerichtete und beschränkte Blick hat jedoch kaum je die Ursachen bestimmter Bedürfnisse, die gesellschaftlichen Gründe für literarische Publikumserfolge zu erfassen versucht. Dies ist, in bezug auf einen eklatanten Fall, jetzt versucht worden von Klaus Scherpe<sup>3</sup>. „Werther“ artikulierte aus den Zwängen der bürgerlichen Gesellschaft direkt abzuleitende Frustrationen, das Bedürfnis nach „Werther“ und Wertheriaden ist das Bedürfnis bestimmter Schichten nach Artikulation und Identifikation mit der Artikulation dieser Frustrationen in der Literatur. Die dem Werther mitgegebene Lösung (Selbstmord) wurde dabei in vielen Fällen auch mitvollzogen. Dieser Fall wirft — auch nach Scherpes Buch — die Fragen der Funktion von Literatur vielfältig auf. Da, wo in der Forschung diese Frage doch aufgegriffen wird, wirkt sich die strenge Fächerteilung des herrschenden Wissenschaftsbetriebes fatal auf die solchen Analysen wurmfortsatzhaft angefügten entsprechenden Kapitel aus. Exemplarisch können Charakter und Funktion der immer noch gängigen Methode an diesen Versuchen dargestellt werden. Es soll hier im wesentlichen am Beispiel des Buches von Dorothee Bayer und ihrem Kapitel „Soziologische und psychologische Kriterien“ geschehen. Dieses Kapitel besteht zu einem großen Teil aus Zitaten, die ohne eigene Standpunktnahme nebeneinander gestellt werden, und gibt einen lehrreichen Einblick in die theoretische Unsicherheit der bürgerlichen Germanistik und die tatsächliche Funktion ihrer Forschungen.

3 Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert. Bad Homburg 1970.

Unter dem Oberbegriffspaar „Wunschträume und Ersatzbefriedigung“ führt Dorothee Bayer den Erfolg der Trivialliteratur auf die Sehnsucht der Leser zurück, der Alltagswelt zu enttrinnen und in eine idealisierte Traumwelt entrückt zu werden. „Seit Beginn des Industrie- und Massenzeitalters“ sei „für viele Menschen der Alltag und das Leben schlechthin langweilig, leer, unbefriedigend und somit für ihr Empfinden elend und trist geworden“ (b 168). Die Zusätze „für viele Menschen“ und „für ihr Empfinden“ sollen suggerieren, daß diese Frustrationen in Wirklichkeit nicht existieren, daß sie nur fälschlich von bestimmten Leuten empfunden werden. Die Darstellung der in der Trivialliteratur gebotenen „Wunschwelt“ ist in ähnlicher Weise ständig kontrapunktiert von der Weigerung, über die Widersprüche der Existenz zu reflektieren und daraus die eigentlichen Kriterien für die Beurteilung der Funktion dieser Literatur zu gewinnen. Es wird richtig erkannt, daß der Trivialroman ein konservatives Weltbild vermittelt, daß seine Klischees unwirklich, verfälschend wirken, daß seine Abenteuer ein „sentimentales Genießen des andauernden Ausnahmezustandes“ erlauben, daß sie die Flucht in die Geborgenheit der vorindustriellen Idylle vor dem „täglichen Leben mit seinem hastenden Arbeitsrhythmus, der Vermassung, der Mechanisierung“ erlauben (b 168). Es wird von der Weltfremdheit des dort gebotenen Ersatzlebens gesprochen, das einen Ausgleich biete zum „elenden“ wirklichen Leben der Leser. Der Trivialroman setze ein „stimmiges“ Ideal dem eigenen unstimmigen Leben des Lesers entgegen. Dieser verbinde dann mit der „Kraft des Prälogisch-Assoziativen im Volksmenschen“ die angebotenen Klischees mit anderen von der Kulturindustrie vorgeformten Schablonen zu einer „positiven Bestätigung“ der bestehenden Ordnung (b 169). Nach dieser positiven Bestätigung im irrealen Bereich der literarischen Fiktion kann in der Tat um so eher ein Bedürfnis installiert werden, je weniger die Realität eine positive Haltung zur eigenen Situation möglich macht, d. h. je mehr Unterdrückung durch Zwänge der Klassengesellschaft Selbstverwirklichung verhindert. Bayer betont dabei immer wieder die „Realitätsferne“ dieser Ideale und Wunschträume, ohne die Beziehungen, die diese mit der Realität des Lesers haben müssen, zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Gerade dies aber wäre Grundlage einer Theorie der Massenkultur in der Gesellschaft. Der kommerzielle Erfolg dieser Erzeugnisse könnte nicht zustande kommen, wenn die in dieser Literatur vorkommenden Vorstellungen nicht auf Bedürfnisse antworteten, deren Befriedigung zur Harmonisierung von Zwängen einer bestimmten Entwicklungsstufe der Klassengesellschaft beiträgt. Denn die dazu angebotenen Ideale müssen, so sehr sie sich von der Realität entfernen, doch wenigstens tendenziell zur Überwindung ihrer Widersprüche taugen, wenn sie „Lebenshilfe“ sein sollen. Die Ideale sind solche einer Vergangenheit, in der die Ausrichtung der Verhaltensweisen und Wertvorstellungen nach ihnen noch förderlich für die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung war. Jetzt, in der Restaurationsphase, wird die Propagierung dieser Ideale in der Fik-

tion wichtig, weil die Realität nicht mehr nach ihnen organisiert ist. Da aber die eigentlich daraus zu ziehende Konsequenz der Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung von den Herrschenden nicht geduldet wird, darf die Massenkultur die aus diesem Widerspruch zu erklärende Realitätsflucht zwar ausnutzen, aber nur in einer Weise, die ihn harmonisiert, die Ideale bestätigt. Nur so ist sie zu der Lebenshilfe bedeutenden Kompensation geeignet.

Bayer sagt dazu, der Leser sei „auf der Suche nach einem Sinn für das Leben, das er führt“. Das heißt doch nichts anderes, als daß er diesen Sinn offenbar in seinem Leben selbst nicht mehr finden kann. Daraus ergäbe sich eigentlich die Notwendigkeit, eben zu untersuchen, warum dieser Sinn verlorengegangen ist. Bayer jedoch kritisiert zwar, daß in den Romanen ein reaktionäres, feudalistisches Weltbild vorherrscht, meint aber offensichtlich, daß diese Gesellschaftsordnung immer noch im Grunde die richtige sei: „Man hält sich zwischendurch einmal gern vor Augen, wie das Leben eigentlich sein müßte, wie es ‚stimmen‘ würde“ (b 169). Daß dies tatsächlich dem durch die Sozialisation und den Einfluß der ideologischen Massenkultur produzierten Bewußtsein der Leser entspricht — über das Bayer eben nicht hinauskommt —, zeigt eine Antwort, die auf einem Fragebogen auf die Frage „Warum lesen Sie Heftrömane?“ gegeben wurde und die lautete: „Um zu sehen, wie's im Leben zugeht.“ Bayer sieht aber die Wirkung dieser dauernden Realitätsflucht nicht nur negativ: „Daraus muß sich nicht nur eine Unzufriedenheit mit dem eigenen Los ergeben, der Genuß solcher Lektüre ist nicht nur lähmend und destruktiv, sondern er kann auch positiv wirken, indem er neuen Auftrieb gibt und den Entschluß fördert, wieder aktiv das eigene Leben in die Hand zu nehmen, um es selbst seiner ‚Stimmigkeit‘ zuzuführen oder doch nur anzunähern“ (b 169).

Diese naive Hoffnung wird nicht in Erfüllung gehen, da der Heftrömankonsum allemal leichter ist. Außerdem würde sich bei einem Versuch des Lesers, sein Leben mit den Wertvorstellungen der Romane in Einklang zu bringen, sehr bald die Unmöglichkeit dieses Versuchs herausstellen. Das in diesem Satz sich manifestierende zwiespältige Verhältnis zur Trivilliteratur aber ist als typisch anzusehen. In solchen Beurteilungen von Apologeten des herrschenden Gesellschaftssystems drückt sich genau die nützliche und nachteilige Funktion der Trivilliteratur für die Aufrechterhaltung des Systems aus. Einerseits wird „das Weltbild des Lesers langsam verfälscht“ (b 172), so daß er „diese andere Welt für die richtige hält“ (b 172), andererseits ist die Lektüre heilsam, denn sie kann dazu beitragen, daß dem Leser sein reales Leben nicht mehr „schal und ärmlich“ erscheint (b 172) und er dort „Gefühlswärme und überhaupt gefühlsmäßiges Erleben“ findet, die „heute oft vermißt“ (b 168) werden. Sorgfältig wird bei allen diesen sprachlichen Wendungen darauf geachtet, die negativen Aussagen über „das Leben“ als subjektive Urteile der — so als unwissend diffamierten — Leser erscheinen zu lassen.



Für diesen Leser tauchen mit Vorliebe negativ besetzte Bezeichnungen auf wie „die Menge“, „der Massenmensch“ oder Ausdrücke pädagogisch gefärbter Überheblichkeit wie „das Publikum“ (b 164), „der grundschriftliche Leser“ (b 162) oder „der erlösungsbedürftige Massenmensch“ (Hodeige, zitiert b 158). Die ästhetische Abwertung im literarischen und die pädagogisch gefärbte Diskriminierung der Trivilliteratur und ihrer Leser im sozialen Bereich lassen sich erklären aus der von den Apologeten des Systems unbewußt empfundenen Angst, die Lektüre könnte dysfunktionales Verhalten im durch Ausbeutung gekennzeichneten Arbeitsprozeß hervorrufen. Denn ein drogenartiger Dauerkonsum, ein dauerndes Verweilen im wirklichkeitsfernen ideologischen Weltbild könnte die Frustration deutlicher fühlbar machen und Widerstand wecken. Bei dem Wechselverhältnis zwischen Wirklichkeit und Fiktion ist wichtig zu bedenken, daß meist die Trivilliteratur nicht das einzige in diese Richtung gehende Massen-Medium ist. Selbstverständlich empfindet der Leser die Handlung eines Heftromans als nicht real, als erfunden. Trotzdem erscheinen ihm die dort selbstverständlich herrschenden Wertvorstellungen als Teil der Wirklichkeit und werden somit zur Forderung, die er an die eigene Umgebung heranträgt. Gefördert wird dies durch die nach denselben Mustern und Vorstellungen stilisierten Berichte von Prominenten in den Illustrierten, wo es sich ja dann tatsächlich um existierende Personen handelt<sup>4</sup>. Eine Kontrolle der Vorstellungen, die sich z. B. in Heiratsanzeigen artikulieren, erweist u. a., daß es tatsächlich die bürgerlich-idealistischen Wertvorstellungen in von der Werbung beeinflusster Klischeeform sind, wie sie in den Erzeugnissen der Trivilliteratur herrschen. Beim derzeitigen Charakter der westdeutschen Trivilliteraturproduktion ist die Gefahr, diese Literatur könnte zu einem Artikulationsmedium für wirkliche Interessen der Lohnabhängigen werden, aber sehr gering. In der Geschichte der Massenkultur kam es allerdings vor, daß die Angst berechtigt war, wie z. B. im Frühstadium der Entwicklung des Kinos. Dagegen hatte sich damals die herrschende Klasse dadurch gewehrt, daß sie dem Kino eine drogenartig suggestive Wirkung zuschrieb, die schädlich für die Massen sei. In Verbindung mit Gustave Le Bons Massenbegriff war damit die Möglichkeit geschaffen worden, durch die Zensur auch politisch auf die Entwicklung des Films so einzuwirken, daß er bald nicht mehr Artikulationsmedium des Proletariats war<sup>5</sup>.

4 Im Gefolge der von der Zeitschrift „konkret“ zuerst veröffentlichten, dann zu einem gut verkäuflichen Artikel gewordenen „Sexpolprotokolle“ — in der „Neuen Revue“ wurden sie dann zum „Ehrlichen Interview“ — gibt es jetzt schon eine Reihe Heftromane mit dem Serientitel „Wahre Bekenntnisse“. Hier kann verfolgt werden, wie das Bedürfnis, das Weltbild der Trivilliteratur auf die Wirklichkeit übertragen zu dürfen, selbst zum Gegenstand kommerzieller Ersatzbefriedigung in der Fiktion geworden ist.

5 Vgl. Dieter Prokop: Soziologie des Films. Neuwied und Berlin 1970, 2. Teil I, Kapitel 3.

Wenn also auch solche an die Argumente der damaligen „Kino-reformer“ erinnernden Gedanken in der bürgerlichen Trivialliteraturforschung landläufig sind<sup>6</sup>, so kann man es sich doch gefahrlos leisten, sie scheinbar progressiv einzuschränken. Dabei tritt die andere Seite dieser zwiespältigen Haltung zum Gegenstand in den Vordergrund: die Verniedlichung, Bagatellisierung oder gar Apologie der Trivialliteratur aus der Erkenntnis ihrer systemstabilisierenden Funktion. „Aber in der Regel wird ein gesunder Organismus damit fertig, ja, es kann sogar vorkommen, daß er nachher gesünder ist als vorher.“<sup>7</sup> Hier ist direkt die Erkenntnis ausgesprochen, daß diese Art von ideologischer „Dauerimpfung“ nützlich und notwendig sein kann.

Die Arbeit von *Klaus Ziegler* läßt sich in dieser Hinsicht als ein besonders deutliches Beispiel dafür anführen, zu welch seltsamen Formulierungen ein solcher Standpunkt führen kann: „Wenn der Mensch die momentane Problemlosigkeit, in die ihn die Unterhaltungs- und Schundliteratur hineingaukelt, zur dauernden Flucht vor jeder ernsthaften Problematik überhaupt verabsolutieren will: dann muß eine derartige Lektüre lebensmäßig lähmend, ja, zerstörend wirken und darum negativ bewertet werden. Wenn sich hingegen der Mensch der Unterhaltungs- und Schundliteratur im klaren Bewußtsein ihrer lebensmäßig (und, was hiermit eng zusammenhängt, auch ihrer ästhetischen) Relativität hingibt (..), dann kann auch die Unterhaltungs-, und bis zu einem bestimmten Grade auch die Schundliteratur lebensmäßig fruchtbar wirken und darum wertmäßig bejaht werden“ (c 567).

Wenn man diesen Satz, in dem sich die ganze Arbeit Zieglers zusammenfassen läßt, in Klartext übersetzt, so ergibt sich eine überraschend zutreffende Beschreibung der Funktion der Trivialliteratur. Denn allerdings könnte eine Überprüfung der Ideale auf ihre Anwendbarkeit in der Realität zu „lähmenden und zerstörenden“ Erkenntnissen führen über eine Herrschaft, die sich immer noch mit diesen Idealen zu legitimieren versucht. Diese Legitimation würde im Bewußtsein des seine Situation erkennenden Lesers dann in Frage gestellt, wenn er die Freiheit und Selbstbestimmung, der sich die Helden seiner Romane deshalb erfreuen, weil sie als Angehörige der obersten Schichten den Widersprüchen des Systems entzogen sind, auch für sich in Anspruch nähme. Negativ bewertet kann dies aber nur von denen werden, die an der Aufrechterhaltung des Systems interessiert sind. Allerdings „fruchtbar“ ist die Trivialliteratur dann, wenn sie nur relativ wirkt, wenn sie harmonisiert, statt aufzuklären, wenn sie die grundsätzliche Ordnung bestätigt und die realen Frustrationen vergessen läßt. Dann kann die Triviallitera-

6 „Billiges, süßiges Rauschgift“ (Holthusen), „willens- und denk-lähmende Narkotika der Kolportage“ (Egenter) zitiert Bayer, S. 171.

7 E. Ackerknecht, *Der Kitsch als kultureller Übergangswert*, Bremen 1950, S. 22.

tur von den Vertretern dieser Grundordnung „wertmäßig“ allerdings „bejaht“ werden.

Die Art und die Gründe der bestehenden Nachfrage, also das diese Produktion aufrechterhaltende Bedürfnis ist Symptom für Zwänge der gesellschaftlichen Situation, für die Kompensation notwendig wird. Die Kompensation geschieht im fiktiven Bereich, der einerseits Züge der Realität übernimmt, andererseits die Vorstellung von der Realität im Bewußtsein des Lesers mit fiktiven Elementen harmonisierend verfälscht. Für die Wirkung ist es allerdings wichtig, daß ein solches Kompensationsmittel nicht falsch dosiert wird, daß das Gleichgewicht zwischen Fiktion und Realität im Weltbild des Lesers soweit erhalten bleibt, daß eine kritisch-rationale Reflexion der eigenen Situation verhindert wird. Dem Wissenschaftler käme die Aufgabe zu, das Bedürfnis nach der Ware Literatur als Ausfluß und Erscheinungsform eines allgemeinen diffusen und durch die Literatur diffus gehaltenen Bedürfnisses nach Aufhebung der erlebten realen Zwänge zu interpretieren, eines Bedürfnisses nach Veränderung dieser Gesellschaft.

Eine Wissenschaft, die diese Zusammenhänge verdrängt oder unkritisch hinnimmt, die selber harmonisiert, statt aufzuklären, die selber die bestehende Ordnung bestätigt und die reale Erfahrung der Ausbeutung — der ihre Vertreter und die meisten ihrer Zuhörer ja auch real nicht ausgesetzt sind, weil sie den privilegierten Schichten angehören —, eine solche Wissenschaft verlängert nur die Funktion der Trivalliteratur auf die Zielgruppe z. B. der Germanisten, Volkskundler, Lehrer, Intellektuellen, der Macher der öffentlichen Meinung.

Für die politische Intention des Buches von *Klaus Ziermann*: „Romane vom Fließband“ kann es nicht so sehr darauf ankommen, ideologiekritisch die Haltung der Germanistik der Trivalliteratur gegenüber zu analysieren. Dieses Buch bezieht eine deutliche Stellung im politischen und ideologischen Kampf gegen die Bundesrepublik. Von daher ist das Erkenntnis- und Darstellungsinteresse Ziermanns bedingt: „Die Stellung zur imperialistischen Massenkultur ist weder in erster Linie eine literaturpädagogische noch lediglich eine Bildungsfrage — sie ist zuerst eine politische Frage“ (d 42). Für ihn erscheint die Massenkultur in Westdeutschland als „Mittel zum Zweck, das Bewußtsein der Volksmassen zu manipulieren, es mit militantem Antikommunismus und Neonazismus zu vergiften“ (d 41).

Es ist die Frage, ob dieser aus der Sicht der DDR und der politischen Situation in der BRD erwachsende Standpunkt auch für eine Methode fruchtbar zu machen ist, die sich im Bewußtsein der momentanen Unmöglichkeit, das System insgesamt gewaltsam zu bekämpfen, auf eine Differenzierung der Phänomene im Sinne der Erkenntnis einzelner Punkte beschränken muß, an denen und mit Hilfe derer Aufklärung geleistet werden kann. Für eine solche politische Strategie, wie sie z. B. in der Schule denkbar ist, kann sich eine starre Darstellung dieser Erscheinungen als geplante, bewußt ein-

gesetzte, von oben dirigierte und überwachte Prozesse lähmend auswirken. Denn es entsteht dadurch zu leicht der Eindruck einer allgegenwärtigen und nur im ganzen zu beseitigenden Machtkonstellation, gegen die jede politische Aufklärungsarbeit sinnlos wäre. Ziermanns Beschreibung des faktischen Funktionierens der Kulturindustrie ist nicht falsch, und gewiß gibt es auch viele Beispiele für die bewußte Verbreitung faschistischen, imperialistischen Ideengutes in der Trivalliteratur, z. B. in den in diesem Zusammenhang immer zitierten Landserheftchen oder in bestimmten Science-Fiction-Reihen. Aber sie machen nur einen kleinen Teil der gesamten Produktion aus (100 000 Landser-Romane von insgesamt wöchentlich 6 000 000 Heftromanen). Für die übrigen gilt, daß das primäre Interesse des einzelnen Verlegers zunächst einmal der Profit ist und nicht die politisch-ideologische Beeinflussung in einer bestimmten Richtung. Die Einheitlichkeit der Produkte in bezug auf ihre ideologische Ausrichtung kommt zustande aufgrund der Einheit der institutionalisierten Bedürfnisse, die sie ausbeuten. Daß diese Einheit wiederum in der Tatsache der kapitalistischen Organisation unserer Gesellschaft begründet ist und in der Übermacht der diese Ordnung aufrechterhaltenden Kräfte, gerade das berechtigt Ziermann, die Trivalliteratur in den Zusammenhang des „staatsmonopolistischen Kapitalismus“ einzuordnen, dessen Interesse direkt und indirekt die ganze Massensliteraturproduktion dient.

Aber gerade bei dem differenzierenden Blick, den wir zum Zwecke der Erkenntnis zugrunde liegender Widersprüche auf diese Produkte zu richten haben, ist das Buch von Ziermann weit hilfreicher als alles, was in Westdeutschland zu diesem Thema bisher vorliegt. Die Informationen, die hier gegeben werden in Form genauen Zahlenmaterials über Produktion und Verbreitung, Herausarbeitung der ideologischen Funktion und historischen Entwicklung dieser Funktion im Rahmen des bürgerlichen Literaturbetriebs, sind in dieser Vollständigkeit nur schwer sonst erreichbar, wenn sie auch für die neueste Zeit bereits ergänzungsbedürftig sind<sup>8</sup>.

Bei seinem Überblick über die „Grundrichtungen der neueren westdeutschen Massensliteratur-Forschung“ zählt Ziermann drei Richtungen auf, wobei nur die dritte von der Einsicht ausgeht, daß die Massensliteratur in Westdeutschland „ein sozial und geschichtlich bedingtes Phänomen darstellt, das fest in der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur der Bundesrepublik, in der Politik der herrschenden Kreise verankert ist“ (d 39).

8 Eine neuere Zusammenfassung ist m. W. nicht mehr erfolgt. Aber da Ziermann seine Quellen — „Buch und Buchhandel in Zahlen“, jährlich Börsenverein, Frankfurt/M. Berichte des Instituts für Buchmarktforschung, Hamburg. ADW-Zeitungskatalog, Frankfurt/M. Statistisches Jahrbuch der Bundesrepublik. — genau nennt, so lassen sich aktuellere Angaben mit einiger Mühe diesen Quellen selbst entnehmen.

Diese Einteilung erweckt den falschen Eindruck, die dritte, tendenziell antikapitalistisch orientierte Massenerforschung, sei in der BRD ebenso gewichtig vertreten wie die beiden anderen Grundrichtungen, in die die bürgerlichen Interpretationen eingeteilt werden. Falsch ist dieser Eindruck leider schon, wenn man nur die Zahl und den Umfang der Schriften dieser „Richtung“ betrachtet. Es handelt sich dabei nur um zwei Artikel aus der Zeitschrift „Kürbiskern“ von Jakob Mader „Parabase auf einen traumatischen Zustand“ in Heft 1, 1965 und von Karl Burg „Mit dem Herzblut der Autoren — Hefroman-Fabriken in Westdeutschland“ in Heft 1, 1967 — sowie um einen „Zeit“-Artikel vom 15. 10. 1965 von Carl Amery mit dem Titel „Zwischenbilanz für Intellektuelle“, wobei zwei der Aufsätze das Massenerforschungsproblem nur nebenbei berühren.

Für die Germanistik bleibt also die Aufgabe noch offen, unter Benutzung des Ziermannschen Materials für politische Arbeit an Universitäten und Schulen geeignete Methoden der Massenerforschung zu entwickeln. Für dieses Gebiet würde in besonderer Weise gelten müssen, was man von der Germanistik seit langem fordert, nämlich die Einsicht in die gesellschaftlichen Funktionen von Literatur und der Wissenschaft von ihr. Diese Einsicht könnte erleichtert werden durch die Betrachtung der aus vorwiegend kommerziellen Interessen hergestellten Literatur und müßte dann methodisch auf den gesamten Bereich der Literatur und Kunst ausgedehnt werden. Eine erste Differenzierung müßte über Ziermann hinaus versuchen, die rein vom System bedingten ideologischen Funktionen von den direkten politischen Ausrichtungen zu trennen. Dabei wäre auszugehen von der Grunderkenntnis, daß im florierenden Kapitalismus das Profitinteresse immer das primäre ist noch vor dem der ideologischen Manipulation. Die systemerhaltende Wirkung der auf Profitbasis hergestellten Massenerforschung ist ohne politischen Eingriff schon dadurch gewährleistet, daß die Ausbeutung bestimmter Bedürfnisse, die direkt aus den Widersprüchen des kapitalistischen Arbeitsprozesses entstehen, immer, zwecks Erhaltung der Absatzmöglichkeiten, auf Harmonisierung und Aufrechterhaltung dieser Bedürfnisse gerichtet sein wird, ganz abgesehen davon, daß die sie hervorrufenden Widersprüche auch nicht ohne Veränderung des Systems beseitigbar sind. So schafft das System, allgemein gesehen, stets neu die Bedürfnisse, die die Grundlage, speziell gesehen, für die Massenerforschungsproduktion sind. Die Massenerforschungsproduktion, speziell gesehen, schafft dauernd durch ihr Angebot von Harmonisierungsmustern die Möglichkeit der Verdrängung von Widersprüchen, die der Aufrechterhaltung des Systems, allgemein gesehen, entgegenstehen könnten.

Die Bedingung für die Existenz dieser Art von Massenerforschung ist also das kapitalistische System ebenso, wie die Bedingung für ihre systemstabilisierende Wirkung ihre eigene Herstellung nach den Prinzipien der kapitalistischen Produktionsweise ist. Aufgrund der

Erkenntnis dieser Zusammenhänge könnte nun die Behandlung von einzelnen Gattungen dieser Literatur auf die Behandlung der sie erzeugenden gesellschaftlichen Widersprüche übergeleitet werden, wobei die Auswahl der Gattungen zugleich die Präzisierung der sozialen Situation einer bestimmten Zielgruppe zuläßt. Wenn man bei dieser Auswahl von den realen Lesebedürfnissen, d. h. von den tatsächlich gelesenen Produkten der Trivilliteratur, ausgeht, so läßt sich durch die Behandlung der entsprechenden Literaturgattung der Erkenntnisprozeß der eigenen sozialen Situation und ihrer Widersprüche einleiten.

Gerhard Voigt

## Sachlichkeit und Industrie

### Anmerkung zu zwei Büchern über die Neue Sachlichkeit<sup>1</sup>

Die Beschäftigung mit der Weimarer Republik hat in der BRD bisher überwiegend legitimierenden Charakter gehabt. Gleich, ob man die zwanziger Jahre zum goldenen Jahrzehnt des Jahrhunderts stilisierte<sup>2</sup> oder an Diskussionen dieser Zeit anknüpfte, immer wurde die Kontinuität von Weimar und Bonn — unter strikter Ausklammerung des Faschismus — beschworen. Allerdings ist eine auf den ersten Blick geringfügige Gewichtsverlagerung von den frühen zwanziger Jahren auf die Endphase der Weimarer Republik zu bemerken<sup>3</sup>. Deutlicher wird die Akzentverschiebung, drückt man sie in kunstgeschichtlichen Begriffen aus: an die Stelle des Expressionismus tritt in der allgemeinen Wertschätzung<sup>3a</sup> immer deutlicher die Kunst der Neuen Sachlichkeit<sup>4</sup>. Dabei bezeichnet das Etikett der Neuen Sachlichkeit (auch Neorealismus, Neoklassizismus o. ä.) erst einmal alle realistische Kunst der Weimarer Republik.

Dem seit etwa 1960 verfolgbaren Interesse an der Neuen Sachlichkeit entspricht ihre inzwischen ganz offensichtlich gewordene Wirkung auf zeitgenössische Kunstströmungen, die mehr schlecht als recht unter dem Titel Neuer Realismus zusammengefaßt werden. Vergewöhnlicht man sich das demokratische Engagement vieler Realisten, deren Arbeit mit der Zeit der Kritik am CDU-Staat, der

1 Schmied, Wieland: Neue Sachlichkeit und Magischer Realismus in Deutschland 1918—1933. Fackelträger Verlag Schmidt-Küster, Hannover 1969 (332 S., Ln., 64,— DM).

Lethen, Helmut: Neue Sachlichkeit 1924—1932. Studien zur Literatur des „Weißen Sozialismus“. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1970 (214 S., kart., 20,— DM).

2 So zuletzt in einer Fernsehserie und einem Buch: Thilo Koch, Die goldenen zwanziger Jahre, Frankfurt/M. 1970.

3 Vgl. z. B.: Richard M. Gusenberg und Dietmar Meyer (mit einem Essay von Johannes Gross), Die dreißiger Jahre, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1970.

3a Das ist neben einer Reihe von Ausstellungen u. a. an den im Kunsthandel in den letzten Jahren rapide steigenden Preisen für Arbeiten etwa Anton Räderscheidts, Heinrich Maria Davringhauses, Christian Schads oder Alexander Kanoldts zu verfolgen.

4 Wie eine Reihe der Hauptwerke des Expressionismus bereits vor dem 1. Weltkrieg entstanden, so auch Arbeiten der Neuen Sachlichkeit direkt nach dessen Ende. Trotzdem wird die Zeit der Durchsetzung beider Stile zu Recht mit der 1. bzw. 2. Hälfte der zwanziger Jahre verbunden.

Studentenbewegung und dem Beginn der Kenntnisnahme der gesellschaftlichen Realität der DDR zusammenfällt, so liegt es nahe, das Interesse an der Neuen Sachlichkeit als Ausdruck des Wandels der BRD vom CDU-Staat zu dem der Sozialdemokratie zu interpretieren. War zu Zeiten Adenauers noch die idealistisch-unpolitische „Oh-Mensch“-Begeisterung das kulturelle Pendant der Politik, so scheint jetzt die „sachliche“ Kenntnisnahme der Realität angemessen.

Aber auch ein Gemeinsames ist schnell aufzufinden: Schon in der Phrase von den goldenen zwanziger Jahren ist in der BRD die Lage und Entwicklung der Arbeiterklasse und ihrer Organisationen, besonders der KPD, in der Weimarer Republik verschwiegen worden. Die Kenntnisnahme der Neuen Sachlichkeit als einer realistischen Kunst, die in der DDR von Beginn an in die Tradition des Sozialistischen Realismus würdigend eingereiht wurde, wirft die Frage nach dem Zusammenhang von Realismus und Sozialismus und damit auch nach der Arbeiterbewegung selbst erneut auf. In der BRD, wo der Expressionismus und die gegenstandslose Kunst als Fortschritt gegen den veralteten Realismus gefeiert wurde, verfälscht oder unterschlägt man nach wie vor beides.

Die Absicht Wieland Schmieds<sup>5</sup>, der hier stellvertretend für die überwiegende Mehrzahl der mit der Neuen Sachlichkeit befaßten Wissenschaftler behandelt wird, ist es offensichtlich aus diesem Grund nicht, die Neue Sachlichkeit aus der Vergessenheit, in der sie in der BRD war, nachdrücklich zu befreien. Die Neue Sachlichkeit, verstanden als „der neue Realismus, [der] sich Anfang der zwanziger Jahre allgemein durchsetzte“ (5), konstatiert er, „steht heute wieder zur Diskussion“ (ebd.), und da Schmied nicht ableugnen kann, daß dazu auch Kunstäußerungen gehören, die für die Arbeiterklasse Partei nehmen, liegt ihm vor allem daran, daß die Neue Sachlichkeit nicht „überbewertet wird“ (ebd.). Seine Arbeit ist von der Mühe geprägt, Interpretationswege zu bahnen, die ihre politisch unschädliche Rezeption ermöglichen.

Die Arbeit Helmut Lethens liegt auf einer anderen Ebene. Sie ist einmal um die Durchsetzung und genauere Bestimmung des Begriffs der Neuen Sachlichkeit in der Literaturwissenschaft bemüht, weiter aber ist ihre Argumentation schon als Reaktion auf Darstellungen Schmiedscher Provenienz zu verstehen<sup>6</sup>. Lethen geht bereits von einem sehr viel spezifischeren Begriff der Neuen Sachlichkeit aus, die er als Ausdruck des „liberalen Selbstverständnisses der Industriegesellschaft“ (7) faßt. Mit der Herausarbeitung dieses Zusammenhangs ist für Lethen auch das vernichtende Urteil über die Neue Sachlichkeit gesprochen.

\*

<sup>5</sup> Schmied ist Leiter der Kestner-Gesellschaft, Hannover, und einer der einflußreichsten Kunst-Verwalter in der BRD.

<sup>6</sup> Lethen geht dazu vor allem auf die Arbeiten Horst Denklers ein; vgl. Lethen, S. 2, Fn. 7.



„Es liegt mir daran, repräsentative Werke derjenigen Künstler zu vereinigen, die in den letzten zehn Jahren weder impressionistisch aufgelöst noch expressionistisch abstrakt, weder rein sinnhaft äußerlich noch rein konstruktiv innerlich gewesen sind. Diejenigen Künstler möchte ich zeigen, die der positiven greifbaren Wirklichkeit mit einem bekennerschem Zuge treu geblieben oder wieder treu geworden sind<sup>7</sup>.“ Mit diesen Worten umriß 1923 G. F. Hartlaub das Programm einer in der Kunsthalle Mannheim geplanten Ausstellung, der er 1925 den Titel „Neue Sachlichkeit“ gab. Sehr viel präziser kann auch Schmied das Gemeinsame dieser Künstler nicht benennen. Die Gliederung in die zwei Flügel Verismus und Klassizismus scheint ihm ebenso ungenügend wie die, die sein Titel angibt: Neue Sachlichkeit und Magischer Realismus<sup>8</sup>. Er schlägt dagegen eine Gliederung in fünf Gruppen vor (Verismus, politisch engagierter Realismus, Konstruktivismus, Klassizismus, poetischer Realismus; vgl. 31) und versucht diese Gruppen durch fünf charakteristische Momente zusammenzuhalten: Nüchternheit des Blicks, Richtung auf das Alltägliche, statischer Bildaufbau, Austilgung der Spuren des Malprozesses und „eine neue geistige Auseinandersetzung mit der Dingwelt“ (vgl. 26). Im übrigen handele es sich um einen „Zeitstil“ (12), doch erscheint die Epoche, mit deren Geist die Malerei der Neuen Sachlichkeit unlösbar verknüpft sei, im Text lediglich als beziehungslose Ansammlung merkwürdiger Ereignisse, wovon fünf Zeilen „Inflation, Arbeitslosigkeit und gesellschaftlichem Unrecht“ gewidmet sind (vgl. 11 f.), zehn Seiten sich mit der europäischen und nordamerikanischen Kunstentwicklung befassen (vgl. 15—24). Dieser Zeitstil wird als einer beschrieben, dessen Themen „in radikalem Maße der modernen Zivilisationsumwelt, dem alltäglichen Lebensbereich entnommen“ (25) seien und der den „Traum einer von allen Kämpfen der Klassen, . . . Verzweiflung der Menschen, . . . Untergängen des Abendlandes unberührten und unberührbaren Natur“ (12) träume. Fügt man noch Beschreibungen hinzu wie „Faszination von der Realität“ (11), „Gehalt an Wirklichkeit bis zum äußersten Grad an Sättigung“ (ebd.), „nüchterne Grundhaltung“ (26), „kühler Feststellungswille“ (ebd.), so sind zwar die üblichen Reizwörter gefallen, aber es kann von nicht sehr viel mehr Gemeinsamem der Maler der Neuen Sachlichkeit ausgegangen werden, als daß ihre Bilder auf irgendeine Weise die reale Umwelt ihrer Zeit wiederzugeben versuchen.

Das Festhalten am Gegenstand ist nicht gering zu schätzen. Die bürgerliche Ideologie „feiert die Abkehr vom Vorbild der Natur als den Gipfel einer geschichtlichen Entwicklung, innerhalb derer die Kunst sich aus allen fremden Beimischungen zu ästhetischer Rein-

7 Zit. nach Schmied, S. 7.

8 Dieser Titel kombiniert einfach die Formulierung Hartlaubs mit der Franz Rohs (Nach-Expressionismus. Magischer Realismus. Probleme der neuesten europäischen Malerei, Leipzig 1925).

heit emporarbeiten konnte. Die Kunst, heißt es, ist absolut geworden<sup>9</sup>.“ Gegen diese Loslösung ist die Neue Sachlichkeit erst einmal als Widerstand aufzufassen. Ihr Festhalten am Bezug zur Realität hieße, daß sie tendenziell versucht, an der Existenz „einer in der Natur gegründeten Gesetzlichkeit und Vernünftigkeit und damit auch einer Naturgesetzlichkeit, die den Gang menschlicher Geschichte bestimmt“<sup>10</sup>, festzuhalten und ein Verhältnis zu dieser Wirklichkeit zu gewinnen unternimmt.

Ein Blick auf eine Reihe von Bildern und die Lebensgeschichte ihrer Maler lehrt, daß der Versuch der bloßen Widergabe des Realen außerordentlich widersprüchliche Züge trägt. Solche Malerei kann ebenso den Kapitalismus entlarven wie die heile Welt einer reaktionären Utopie beschwören; oder aber, und das kennzeichnet die überwiegende Zahl neusachlicher Arbeiten, sie ist die unbegriffene Wiederholung des Vorgefundenen. Die Tendenz in diesem Jahrhundert, den Realismus selbst von dem Versuch der Erfassung der gesellschaftlichen Realität zu reinigen, hat Friedrich Tomberg in der Fortführung des obigen Zitats so umrissen: „Das sinnlich Wirkliche hat selbst da, wo es noch in die Gestaltung hineingenommen wird, die Verbindlichkeit eines der Kunst Vorgegebenen, sie Übergreifenden verloren“<sup>11</sup>.

Wieland Schmied lehnt den „mitunter“<sup>12</sup> erhobenen Vorwurf ab, die Neue Sachlichkeit habe sich „zur offiziellen Nazikunst denaturieren lassen oder ... in gewisser Hinsicht wenigstens die Fundamente für diese ... Pinselsei ... abgegeben“ (69). Dazu dient die Behauptung, „mit dem Jahr 1933 [sei] ... das Ende der Neuen Sachlichkeit“ gekommen (ebd.), und als Beweis führt er an, daß einige Maler als entartet erklärt worden sind; den anderen „blieb nur der Weg in die innere Emigration. Ihn sind die meisten gegangen“ (ebd.). Ungeachtet, wie fragwürdig die Rolle der inneren Emigration war, blieben doch einige Maler, die „relativ ungehindert weiterarbeiten konnten“ (ebd.). Schmied nennt Grossberg, Kanoldt und Schrimpf als die Bekanntesten. Wenn Schmied eine „innere Beziehung“ zum Nationalsozialismus auch allenfalls „nur auf Umwegen, in Nebensächlichkeiten“ (70) zu sehen vermag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß gerade zwei der wichtigsten Landschaftler der Neuen Sachlichkeit für die Schollen- und Blut-und-Boden-Malerei zumindest verträglich waren. Alexander Kanoldt „schloß einen ‚reinigenden‘ Pakt mit den Nationalsozialisten, die ihn in die Berliner Kunstakademie beriefen“<sup>13</sup>, und Georg Schrimpf wurde im Jahr 1933 vom Kultusminister an die

9 Tomberg, Friedrich: Kunst und Gesellschaft heute, in: Das Argument 64, S. 184.

10 Tomberg, ebd.

11 Tomberg, ebd.

12 Vgl. Schmied, S. 69. — Franz Roh deutet diesen Zusammenhang in seiner „Geschichte der deutschen Kunst von 1900 bis zur Gegenwart“, München 1958, S. 113, an.

13 Roh, Geschichte, S. 116.

„Hochschule für Kunsterziehung“ in Berlin geholt<sup>14</sup>. Der Name von Hans Severus Ziegler, den man geradezu als Repräsentanten der Malerei des deutschen Faschismus betrachten kann und der auch die Ausstellung „Entartete Kunst“ mitorganisiert hat, hatte sich wohl doch in Rohs Liste neusachlicher Maler<sup>15</sup> nicht nur, wie es Schmied darstellt, „verirrt“ (69).

Ähnlich verfährt Schmied mit dem Zusammenhang zwischen Neuer Sachlichkeit und Sozialistischem Realismus. Zwar vermag er hier „eher eine Beziehung“ (70) zu sehen, doch bestimmt er die Maler, deren Realismus nie den gesellschaftskritischen Anspruch vergessen ließ, gleich als jene, „denen im Zuge ihrer Entwicklung ihre linke Gesinnung wichtiger wurde als alle Fragen künstlerischer Realisierung“ (ebd.). Seine einleitende Bemerkung, die „Aktualität der Neuen Sachlichkeit [sei] vergangen“ (11), sein Schluß, „keiner der Künstler der Neuen Sachlichkeit hat nach 1945 an seine einstige präzise und überzeugende Malweise anzuknüpfen vermocht“ (72), sollen wohl vor allem diesen in der DDR sehr bewußten Zusammenhang ableugnen. Das fällt ihm um so leichter, als er z. B. Hans und Lea Grundig, Kurt Querner, Otto Griebel oder Wilhelm Lachnit außer bei einigen Namensaufzählungen in den Anhang verbannt, Lachnits bedeutendes „Portrait des Kommunisten Fröhlich“ gänzlich fehlen läßt. Diese Verkürzung der Neuen Sachlichkeit entspringt nicht nur der zeitlichen Eingrenzung auf die Jahre 1918—1933. Wenn Schmied ein so sozialkritisches Bild wie Dix' „Der Streichholzhändler“ folgendermaßen interpretiert: „Hier geht es nicht um Bewältigung der Welt, sondern um das Unbewältigbare, das sich niemals ohne Rest in reine Kunst verwandeln lassen wird“ (40), so muß das dahin verstanden werden, daß Schmied die Neue Sachlichkeit generell um ihren Versuch, gesellschaftliche Zusammenhänge zu verstehen und darzustellen, beschneiden möchte.

Nun sind wesentliche Vertreter der Neuen Sachlichkeit durchaus nicht falsch charakterisiert, wenn Schmied ihren „leidenschaftslos registrierenden Feststellungswillen“ (50) dadurch näher bestimmt, daß sie „ohne feststehenden eigenen Standpunkt“ immer die „Perspektive des Dargestellten“ (ebd.) eingenommen, die Welt dargestellt hätten, „ohne sie ändern zu wollen“ (51)<sup>16</sup>. Die Betonung des eigenen

14 Vgl. Pförtner, Matthias: Georg Schrimpf. Berlin (Rembrandt Verlag) 1940, S. 17. Dieser Band aus der Reihe „Die Kunstbücher des Volkes“ verweist auch auf die zahlreichen Aufträge von „Persönlichkeiten des Staates“, die Schrimpf erhielt. Als Besitzer seiner Bilder nennt der Anhang neben Günther Wagner (Pelikan), „Reichsminister Darré“ und „Reichsminister Heß“ (3 Bilder). Zu dem bei Pförtner entstellte wiedergegebenen Lebenslauf Schrimpfs vgl. Schmied, S. 304, sowie auch die beiden autobiographischen Bücher Oskar Maria Graf's „Wir sind Gefangene“ und „Gelächter von Außen“.

15 Die Liste aus Roh, Nach-Expressionismus, dokumentiert Schmied S. 239.

16 Diese Charakterisierungen beziehen sich bei Schmied auf Christian Schad.

Erfahrungsbereichs, die gleichgewichtige Darstellung aller Details, der Versuch der Lösung von aller Individualität führt leicht zu einer passiven Objektivität, die, indem sie die Dinge nur noch zeigen will, der Erscheinung der Dinge verfällt und in der Feststellung ‚so ist es‘ die eigene Begriffslosigkeit als scheinbar wahrheitsgemäße Unmittelbarkeit reproduziert. Diese Vereinzelnung, Isolation der Objekte von jedem gesellschaftlichen Zusammenhang ist, wie W. Hütt dargelegt hat<sup>17</sup>, nur eine Variante des Idealismus in der Weltbetrachtung der bürgerlichen Künstler, der auch zuvor den Expressionismus kennzeichnete und als dessen Gegenbewegung die Neue Sachlichkeit gewöhnlich verstanden wird<sup>18</sup>, nur daß dieser bürgerliche Idealismus „sich in der Neuen Sachlichkeit mit anscheinender Objektivität umgab“<sup>19</sup>. Die Behauptung von der Undurchschaubarkeit der Welt wurde nicht ins Ungegenständliche transponiert, sondern im faszinierten Starren auf die unbegriffene Realität festgehalten.

Schmied argumentiert als Sachwalter eines Begriffs von Neuer Sachlichkeit, der in der vorgeblich objektiven Wiedergabe des isolierten Dings ihre Leistung sieht. Die Neue Sachlichkeit war nach Schmied „der Versuch, ... der Dinge aufs neue habhaft zu werden, sie wieder in Gewalt zu bekommen und mehr: ... sie in ihrem eigenen Sein, in ihrem wahren Geheimnis ... zu erfassen — um auf diese Weise ... die Welt in ihrem innersten Zusammenhalt zu begreifen“ (28), denn — so versteht er z. B. Dix — „der Gegenstand umschloß schon alles, was zu sagen war“ (43). Das hat zur Folge, daß Schmied Maschinenbilder Grossbergs, die er als „reine Reportage industrieller Form“ (56) beschreibt, deswegen lobt, weil Grossberg der „pathetischen Heroisierung des arbeitenden Menschen entgeht“, „indem er den Menschen, wenn irgend möglich, ausspart und nur das Funktionieren der Werkzeugmaschinen und Fließbänder zeigte“ (ebd.); derselbe Grossberg bevölkerte statt dessen seine Maschinsäle mit Fledermäusen und Lemuren und dementierte so rationale Beherrschbarkeit der Technik. Ebenso identifiziert Schmied sich mit der neusachlichen Selbstdarstellung, die eben bloß konstatiert, daß der Arbeiter Teil der Maschine, Staffage von Stadtlandschaften geworden ist und ihn „nüchtern“ der Objektseite zuschlägt, wenn er die Trostlosigkeit von Wunderwalds Großstadtstraßen beschreibt und einschränkend bemerkt: „wäre da nicht die Heiterkeit der Reklame“, „Verheißungen eines erfüllteren Lebens, das dieses unser Dasein durchstrahlt und durchwärmt“ (53). Er ignoriert, daß auf den Bildern Wunderwalds die Menschen, denen diese Verheißungen gelten

17 Hütt, Wolfgang: Neue Sachlichkeit und darüber hinaus, in: Tendenzen Nr. 46, München 1967, S. 205—208; vgl. hier bes. S. 206.

18 So schon Roh im Titel „Nach-Expressionismus“. Und Schmied: „Malerei ... , der nichts so fern lag wie die Ekstasen des Expressionismus“ (5), was nicht ganz falsch ist, aber oberflächliche Differenzen akzentuiert.

19 Hütt, S. 206.

sollen, fast gänzlich fehlen, daß die Hausfassaden nicht durch diese „Folklore der Großstadt“ (ebd.) belebt werden, sondern die „leeren Flächen“ eigens und ausschließlich für die Reklame gebaut scheinen.

Trotzdem vermag sich Schmied eines bestimmten Eindrucks, den diese Bilder hervorrufen, nicht zu entziehen. „Es ist letztlich der Blick des kleinen Mannes, der sich den Phänomenen der modernen Welt ausgesetzt sieht, die er nicht geschaffen hat, die er nicht beherrscht und die er nicht zu deuten vermag.“ „Nicht der Mensch beherrscht hier ... die Technik, er wird von ihr beherrscht“ (27). Wenn diese Beobachtung auch bei Schmied ohne Folgen bleibt, so lohnt es doch, sie festzuhalten. Sie läßt schließen, daß das veristische Unbeteiligtsein nicht so hermetisch von der gesellschaftlichen Realität abschließt, daß nicht doch der alte Anspruch realistischer Kunst auf die Durchschaubarkeit der Welt und vernunftgemäße Beherrschung der Gesellschaft aufschiene. Wer — wie Hoerle und Seiwert — Arbeiter als aus vorgefertigten Maschinenteilen konstruiert, die Umwelt, Städte und Industrie als fremd und unmenschlichen Gesetzen unterworfen malt, kann noch provozieren, daß nach diesen Gesetzen gefragt wird; wer auch nur mitleidig Arbeiterkinder hohlwangig und mit überproportionierten Händen malt, nimmt für sie Partei und fordert andere zu einer gleichen Haltung auf. Es ist klar, daß solche „gemalte Entfremdung“ die Unterdrückung zwar darstellt, sich aber nicht mit den Unterdrückten identifiziert, die gegen etwas Partei ergreift, ohne sich noch für etwas zu erklären<sup>20</sup>, keine Position von Dauer sein kann; von dort aus gibt es auf lange Sicht nur den Rückschritt in die gesellschaftslose Idylle oder den Fortschritt zum bewußt parteilichen Realismus. Insofern hätte eine Eingrenzung der Bezeichnung „Neue Sachlichkeit“ auf diesen Schwebzustand ein gewisses Recht. Diese Problematik war aber schon der Assoziation revolutionärer bildender Künstler (ASSO) bewußt, die sich von der pseudo-objektiven Kälte der Neuen Sachlichkeit zu lösen versuchte, ohne dabei aber die veristische Schärfe einzubüßen, um so zu einem neuen proletarisch-revolutionären Realismus zu gelangen. Einer von ihnen, Hans Grundig, schrieb rückblickend treffend: „Das ist unser allgemeiner Feind, die Welt in Ausschnitte zu zerlegen, die noch dazu Abziehbilder des Wirklichen sind, sie zu entkleiden von ihren tieferen Zusammenhängen“<sup>21</sup>. Dieses Vorgehen aber ist es gerade, was nach Schmied die Größe der Neuen Sachlichkeit ausmacht, und es ist nur zu verständlich, warum er die Wege ihrer Weiterentwicklung nicht wahrhaben will.

Zwei Punkte bleiben festzuhalten. Einmal wohnt der Neuen Sachlichkeit als einer realistischen Kunst eine Tendenz zur Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragen, wenn auch oft noch so verkappt, inne; zum anderen scheint es, daß aus dieser Position zwei Entwicklungen entspringen konnten: eine Weiterführung zur aktiven

20 Vgl. Hütt, S. 206; ihm folgt hier die Argumentation.

21 Grundig, 1962, zit. nach Schmied, S. 250.

Parteinahme gegenüber dem bürgerlichen Klassenstaat oder die Rückkehr zur Ignorierung und reaktionär verklärenden Übermalung dieser Realität. Der Versuch, zwischen diesen Polen mehr oder minder stark pendelnd eine Balance zu halten, charakterisiert die Stellung der Neuen Sachlichkeit innerhalb realistischer Kunst und läßt sie geradezu als eine der Politik der Sozialdemokratie adäquate Kunst erscheinen.

\*

In seinen Studien zur Literatur der Neuen Sachlichkeit arbeitet Helmut Lethen die „Sachlichkeit“ als herrschende Kategorie im liberalen Selbstverständnis der ‚modernen Industriegesellschaft‘ (8) heraus. Folgt man seiner Darstellung, aus der seine Wertung kaum herauszulösen ist, so bezeichnet in der Kulturphilosophie der Zeit „der Begriff ‚Sachlichkeit‘ entweder die bedingungslose Unterwerfung unter die ‚herrschende Tendenz‘ der industriellen Rationalisierung oder gerade den Abscheu vor dieser Tendenz, der fetischisiert als das ‚Schicksal‘ begriffen wurde, dem nur ein starker Staat Einhalt gebieten könne“ (13); letzteres bezeichnet dabei die Position der konservativen Kulturkritik, ersteres eine fortgeschrittenere Rezeption<sup>22</sup>. Generell gilt Lethens Buch der Analyse des literarischen Niederschlags dieser fortgeschrittenen Position.

Lethen faßt diesen Fortschritt als die verbesserte Anpassung an den Entwicklungsstand der Produktivkräfte im Kapitalismus, die Vertreter der Neuen Sachlichkeit als Befürworter eines auf der Höhe der technischen und organisatorischen Möglichkeiten stehenden, „gleichzeitigen“ Kapitalismus, ihren „Amerikanismus“, „Fordismus“ und „Technikkult“ als systemimmanente Kritik an den „ungleichzeitigen“ deutschen Verhältnissen. Sachlichkeit beschreibt er als intellektuelle Moden einer liberalen Intelligenz, die „den direkten Zugriff kapitalistischer Rationalisierung auf die traditionellen Reserven der Kultur“ fürchtend dem „weißen Sozialismus“ zur Stabilisierung eines weitest fortgeschrittenen Kapitalismus huldigten als der „modernsten kulturellen Montur des Kapitalismus“ (4). Ihre gesellschaftliche Basis hätte diese Mode in der „mächtigen Illusion der Stabilisierungsphase von der sich selbst regulierenden Wirtschaft, der widerspruchsfreien Technokratie und dem Staat als Garanten der Verfassungsansprüche“ (140).

Die Entsprechung der Neuen Sachlichkeit zum Monopolkapitalismus in Deutschland ist evident. Neben den von Lethen benannten Beispielen kann auch auf die direkter zwischen Kunst und Kapitalverwertung vermittelnde Sphäre der Werbung verwiesen werden. Hans Domizlaff etwa, einer der ersten Theoretiker wie Praktiker der Markenartikel-Werbung in Deutschland, stellte zur selben Zeit die Sachlichkeit der Werbung statt „marktschreierischer Über-

<sup>22</sup> Die beiden Positionen sind an der Zitatstelle auf E. R. Curtius und K. Mannheim bezogen.

redung“ in das Zentrum seiner Werbetheorie und fand in Goebbels einen verständigen Nachahmer in der politischen Werbung<sup>23</sup>. Trotzdem ist es problematisch, die Darstellung der im und durch den Kapitalismus fortgeschrittenen technischen Revolution durch bürgerliche Intellektuelle generell als Aussöhnung mit dem Kapital zu interpretieren.

„Spürte“ Ernst Bloch etwa noch in der „vernickelten Leere“<sup>24</sup> der Neuen Sachlichkeit „bourgeois Gift mindestens so genau wie mögliche Zukunft“<sup>25</sup>, so ist es die Hauptmühe Lethens, mit aller assoziativen Kraft und formalen Raffinesse germanistischer Interpretationskunst<sup>26</sup> die Nichtigkeit der den Kapitalismus kritisierenden Elemente in der analysierten Literatur nachzuweisen und noch die partielle Aufdeckung gesellschaftlicher Widersprüche ihrer Komplizenschaft mit dem Kapitalismus zu überführen. „Bürgerliche Aufklärung über die Produktionssphäre“, heißt es anlässlich Erik Regers Roman „Union der Festen Hand“ (1931), „die nicht sozialistische Agitation ist, muß zur Desillusion verkommen“ (73). Reger beschreibt u. a. in seinem Roman Widersprüche unter den Ruhrindustriellen, den Zusammenhang von Kapital und Militär, von Wilhelmismus und Weimarer Republik, das Verhältnis von Ruhrindustrie und Nationalsozialismus und Techniken, durch die das Kapital mit Sozialgesetzgebung und Gewerkschaften fertig wird. Lethen faßt zusammen: „In jedem Schachzug der Gewerkschaften wird eine Chance für die neue Bewegungsform des Kapitalismus erkannt“ (75). „Die Politiker der Sozialdemokratie scheinen hoffnungslos ins Kalkül der Konterrevolution eingespannt.“ „Die Klassenkämpfe erscheinen als Bewegungen in der Großwetterlage des Kapitalismus“ (76). Lethen kritisiert u. a., daß der Autor keine Anstrengungen unternommen habe, „revolutionäre Intentionen noch in ihrer revisionistischen Gestalt der Gewerkschaftspolitik ausfindig zu machen“ (78). Das darf aber nicht dahin verstanden werden, als wiese nun Lethen auf die agitatorischen Ansatzpunkte: Wie er referiert, hatte Wolfgang Harich 1946 eine Neuauflage des Romans veranlaßt mit dem erklärten Ziel, durch solche politische Aufklärung über die Rolle des Kapitals vor 1933 einer liberalen Leserschaft die Notwendigkeit der Einheitsfrontpolitik nahezubringen. Das sei schon deshalb problematisch, als Reger, inzwischen Mitgründer und Mitherausgeber

23 Vgl. den Abschnitt „Goebbels als Markentechniker“, in meiner Staatsexamensarbeit: Zur Kritik der Theorien über die Sprache des Nationalsozialismus. Berlin 1970 (ungedr.).

24 Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/M. 1962, S. 216.

25 Ders., a.a.O., S. 220.

26 Der Vorwurf, Lethens Arbeit sei ein Beleg „für den desolaten Zustand der linken Germanistik“ (Welt der Literatur vom 24. 6. 1971, S. 12), ist gegenstandslos. Was die Handhabung literarischer Kenntnisse und germanistischer Techniken anlangt, so steht ihre Qualität außer Frage, und unter den germanistischen Publikationen der letzten Jahre in der BRD ist wenig Vergleichbares zu finden.

der konservativen Westberliner Tageszeitung „Der Tagesspiegel“, die Einheitsfrontpolitik auf das schärfste bekämpfte. Was Lethen aber Harich hauptsächlich vorwirft, ist, er habe nicht begriffen, daß Reger schon im Roman „den Zynismus des Liberalen“ (88) offenbart habe. Diese Kritik geht deshalb an Harichs Zielsetzung vorbei, weil hier eine abstrakt richtige Einschätzung der Position Regers gegen die politische Anwendung partieller Einsichten seines Romans innerhalb des Bürgertums ausgespielt wird. Wo Harich durch den gewissen Grad an Information, den Regers Buch hat, eine politisierende Wirkung gerade bei solchen Lesern erzielen wollte, die eine sozialistische Darstellung nicht in die Hand nehmen, geht es Lethen darum, festzuhalten, daß es „desorganisierend“ wirke, weil ihm die Parteinahme fürs Proletariat fehlt.

Ähnlich wird Erich Kästner kritisiert, der im „Fabian“ (1931) u. a. einen Ingenieur auf der Flucht vor der Gesellschaft zeigt, der erkannt hat, „daß in dieser Gesellschaft technische Vernunft tendenziell mit kapitalistischer Ratio identisch ist“ (154), und dessen Titelfigur „einzig den Blick darauf gebannt [hat], welche Wunden der Kapitalismus ihm schlägt“ (143). „Kästner rettet sich aus der Schere, die Notwendigkeit liberaler Ideen zu behaupten und zugleich den Fortfall einer Öffentlichkeit, in der diese Ideen mächtig werden könnten, konstatieren zu müssen, indem er sich mit dem ‚tragischen Bewußtsein‘ von der Unmöglichkeit moralischen Existierens im Spätkapitalismus salviert. Den Gedanken an die Möglichkeit der Herstellung dieser Öffentlichkeit mit revolutionärer Gewalt versagt er sich“ (153). So zutreffend die Beobachtung ist, daß Kästner kein Sozialist war und ist, so wird sie doch so akzentuiert, daß das Zugeständnis, Kästner sei auch kein Apologet des Kapitals, nahezu verschwindet.

Die Schärfe, mit der Lethen gegen die „desillusionierte Haltung, die sich als ‚Aufgeklärtheit‘ ausgab“ (23), vorgeht, erklärt er damit, daß „in der desillusionierten Haltung [die Intellektuellen] glaubten, ... die Selbstmächtigkeit des Subjekts gerettet“ (100) zu haben. Das habe zur politischen Folge gehabt, daß „in dem Augenblick, wo es für die bürgerlichen Intellektuellen darauf ankam, eine Allianz zu schließen mit der Produktivkraft Proletariat, sie sich von der ‚Schönheit‘ der gefesselten Produktivkraft Technik ablenken“ ließen (63). Was Lethen demgegenüber verlangt, ist das „Überlaufen“ der avanciertesten Teile der bürgerlichen Intelligenz zur Arbeiterklasse, ihr „Hineingehen in die Masse“. Angesichts der Tatsache, daß dies nicht geschah, verschwinden ihm „die Widersprüche im Lager der Bourgeoisie und deren Symptome in der Neuen Sachlichkeit“, deren Ignorierung er Lukács noch vorwarf (4). Die Enttäuschung darüber, daß die Intellektuellen nicht überliefen, wiewohl diese Enttäuschung selbst Ergebnis der polaren Konstruktion ist, die nur klassenbewußtes Proletariat und zynische bürgerliche Intellektuelle kennt, bestärkt Lethen in dieser Konstruktion. Betont er noch gegen Horkheimer die Notwendigkeit der Liberalen-Agitation (vgl. 101), so schrumpft die bündnispolitische Perspektive, wie aus seiner Inter-



pretation neusachlicher Romane schon zu ersehen, schließlich auf den dezisionistischen Sprung des Intellektuellen ins Proletariat.

Waren Blochs Erwägungen damit kurz abgewiesen worden, daß er „die ‚schlummernden Potenzen‘ der Menschheit in die mittelständischen Massen hineinontologisiert [habe], um mit einem derart konstruierten, illusionären Subjekt ein Bündnis zu schließen“ (113), so wird Brechts Technik des „soziologischen Experiments“ im „Dreigroschenprozeß“ als „Prozeß mit den Illusionen des Liberalismus“ (114), als Prozeß Brechts selbst „mit seinen liberalen Illusionen“ (118) dargestellt. „Brecht behandelt die Bourgeoisie [dabei] nicht als einheitlich reaktionäre Masse, sondern er drängt darauf, die Widersprüche im Lager der Bourgeoisie zu verschärfen, die Widersprüche der Praxis der Disziplinierungsorgane des Staates zu den noch nicht restlos aufgehobenen Verfassungsgarantien agitatorisch auszubeuerten“ (ebd.). Ausgenutzt werden zur „Politisierung der Intelligenz“ (ebd.) sollen „die Widersprüche des kapitalistischen Bürgertums auf der Plattform einer staatlichen Institution vor der Öffentlichkeit der Republik“ (117). Hinter dieser Methode, die demokratischen Elemente bei bürgerlichen Intellektuellen wenigstens zur Verteidigung der Republik vor dem Faschismus zu mobilisieren, „verbarg sich“, wie Lethen an anderer Stelle<sup>27</sup> ausführt, „die Hoffnung auf das Eingreifen einer Instanz . . . , die angesichts der dargestellten Kluft zwischen Verfassungswirklichkeit und republikanischer Verfassung einschreiten müßte“ (101). Kann er diese Illusion über den bürgerlich-kapitalistischen Staat auch Brecht nicht direkt anlasten, so bezeichnet es Lethen als Brechts Fehleinschätzung, „nicht mit der melancholischen Verfassung linksliberaler Intellektueller gerechnet zu haben“ (118). Brecht habe sich nicht vorstellen können, daß der Widerspruch zwischen demokratischen Idealen der Intellektuellen und antidemokratischer Praxis des Staates anders als revolutionär aufgehoben werden könne. „Daß sich die Liquidation faschistisch vollzog . . . , macht auf die Grenzen von Brechts Strategie aufmerksam“ (126). Brecht schein „der Großbourgeoisie einen so ‚dreckigen‘ Verrat ihrer klassischen ‚Idealität‘ nicht zugetraut zu haben“ (126). Seinem Versuch der politischen Mobilisierung des demokratischen Anspruchs bürgerlicher Intellektueller wird Brecht von Lethen entgegenhalten, den Faschismus falsch eingeschätzt und im Prinzip falsch bekämpft zu haben.

Das verweist darauf, daß generell in Lethens Buch der Eintritt der Herrschaft des Faschismus in Deutschland als weiterer Beleg dafür angesehen, daß bürgerliche Aufklärung über den Kapitalismus, von bürgerlicher Apologie nur graduell, in ihren politischen Folgen überhaupt nicht unterschieden sei, ja daß diese aufklärerische Haltung gefährlicher als die konservative sei, weil sie das schlechte Gewissen der Intellektuellen salviere, statt sie dem Proletariat oder der offenen Reaktion zuzutreiben. „Die emphatische Bejahung des ‚Amerikanismus‘ begriff sich zwar als Widerspruch zur obsoleten

27 Bei der Einschätzung von Dokumentarstücken.

Kulturkritik und zu den mittelständischen Ideologien der ‚Ungleichzeitigkeit‘, die durch die Protektion des Staates mächtig blieben, stand aber in keinem Widerspruch zur Tendenz des realen Herrschaftsprozesses, der im Faschismus mündete“ (52). „Man sieht, daß in der intellektuellen Mode der reale Herrschaftsprozess abgeblendet ist“ (29). Realer Herrschaftsprozess: das meint die Entwicklung zum Faschismus, und aus der Tatsache, daß der Faschismus nicht verhindert wurde, schließt Lethen offensichtlich, daß er nicht verhindert werden konnte. „Denn in dem Augenblick, wo der Bourgeoisie die Widersprüche über den Kopf zu wachsen drohten, wurde ihre soziale Position durch staatliche Exekutivgewalt gerettet“ (125). Nicht der (hier an Thalheimer orientierten) These, daß der NS die soziale Position der Großbourgeoisie rettete, ist zu widersprechen, sondern der fatalistischen Hinnahme dieses Prozesses, die suggeriert, daß das Mittel des Faschismus der Bourgeoisie beliebig zur Verfügung stünde und nicht, solange die Kraft der Arbeiterklasse für eine siegreiche Revolution nicht hinreicht, von einem breiten demokratischen Bündnis verhindert werden könnte. Die gravierenden Fehler der KPD in der antifaschistischen Bündnispolitik bleiben bei Lethen daher auch weitestgehend unerwähnt<sup>28</sup>.

Lethens abstrakte Rigidität bei der Polarisierung zwischen linksbürgerlichen intellektuellen und klassenbewußtem Proletariat sowie seine Einschätzung des Faschismus als beliebig anwendbares Herrschaftsmittel des Kapitals haben allem Anschein nach ihre Wurzel in einer mechanistischen Bestimmung kapitalistischer Entwicklung. Lethen gesteht auf „kommunistische Theoretiker“ (53) eingehend zu, daß die materiellen Voraussetzungen des Sozialismus im Schoß der kapitalistischen Gesellschaft erwächst, dergestalt, daß die fortschreitende Monopolisierung und Rationalisierung der kapitalistischen Produktion den Widerspruch zwischen der zunehmenden Vergesellschaftung der Produktion und ihrer privaten Aneignung auf immer höherer Ebene reproduziert. Dagegen, genauer gegen das Mißverständnis, das anscheinend aber auch Lethens Mißverständnis ist, diese revolutionäre Zuspitzung der dem Kapitalismus immanenten Widersprüche erfolge linear und ohne Rückschläge, wendet Lethen die historische Erfahrung des Faschismus. Er sei, das habe auch Gramsci festgestellt, „zu einer Maschine für die Erhaltung des Bestehenden und nicht zu einer Antriebsfeder‘ des industriellen Fortschritts geworden“ (54). Und Lethen fügt hinzu: „Es war also falsch, sich den Prozeß des kapitalistischen Fortschritts als einen Prozeß der Selbstläuterung vorzustellen, in dem der Kapitalismus alle

28 Das hat seine Ursache auch darin, daß Lethen gleich bei seiner einleitenden Bestimmung der Neuen Sachlichkeit (vgl. die Einleitung dieses Aufsatzes) die Arbeiten sozialistischer Künstler definitorisch als nicht zum Thema gehörig ausscheidet. Dieses zuerst sehr einleuchtend erscheinende Verfahren ist aber eine Ursache dafür, daß ihm die Möglichkeit der Weiterentwicklung der Neuen Sachlichkeit zum Proletarischen Realismus, die Schmed noch ausführlich bestreiten mußte, überhaupt nicht mehr in den Blick kommt.

ideologischen Gestalten abstreifte . . . , um sich unverhüllt in seiner ökonomischen Physiognomie darzustellen“ (55)<sup>29</sup>.

Was bei Lethen als ökonomische Argumentation begann — und dort problematisch ist, weil der deutsche Faschismus sehr wohl sein Teil zur Konzentration und Monopolisierung des Kapitals und so zur weiteren Entfaltung der Produktivkräfte beigetragen hat —, wird nun unversehens auf die Ebene politischer Argumentation geschoben und unter der Hand zur Bedingung der Revolution gemacht, daß der Kapitalismus nackt, ohne ideologische Verbrämung auftreten müsse, um geschlagen werden zu können. Diese Vorstellung, die die politische Realität der kapitalistischen Gesellschaft von ihren ideologischen Widersprüchen gereinigt sehen möchte, ist auch Ursache dafür, daß Lethen, wo ihm die Veränderungen in der kapitalistischen Produktionsweise ins Blickfeld geraten, weder

29 Als direkt nächster Satz folgt bei Lethen: „Der kapitalistische Staat läßt nicht zu, daß sein Wirtschaftssystem seines ‚Heiligenscheins‘ entkleidet wird, um, wie Marx und Engels es vorausgesagt hatten, ‚an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung zu setzen“. Es soll besagen, daß auch der Spätkapitalismus nicht von aller „feudalen Repräsentation“ (ebd.) frei sei. Marx und Engels hatten aber an der Zitatstelle von der „höchst revolutionären Rolle der Bourgeoisie“ bei der Durchsetzung des Kapitalismus gegen den Feudalismus gesprochen. Im Kommunistischen Manifest lautet dieser Zusammenhang:

„Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt.

Die Bourgeoisie, wo sie zu Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die bunt-scheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung‘. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen, verbrieften und wohl erworbenen Freiheiten die e i n e gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit politischen und religiösen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.

Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt“ (MEW, 4, 464 f.).

Während es Marx und Engels also um die deutliche Unterscheidung von religiös gerechtfertigter Fronarbeit und freier Lohnarbeit geht, identifiziert Lethen kurzerhand die Zerstörung des Feudalismus als herrschender Produktionsweise mit Elementen der Selbstdarstellung des hochentwickelten Kapitalismus. Er widerlegt so, was Marx und Engels nicht behauptet hatten, und macht sie zugleich zu Kronzeugen seiner These.

die „Umwälzungsfermente“ in ihnen zu erkennen noch die Verklammerung des Widerspruchs von Industrie und Kapital angemessen zu erfassen vermag. Seine Beschreibung von Rationalisierung und Taylorismus zielt auf den einen Punkt: „Von der Arbeiterklasse wird die ‚Rationalisierung‘ erst einmal negativ erfahren: ... als Verschärfung der Ausbeutung“ (60)<sup>30</sup>. So richtig das ist, bringt diese Verengung des Blickfelds auf die subjektiven Erfahrungen der Arbeiterklasse zwei Fehleinschätzungen mit sich. Theoretisch tendiert Lethen dazu, Fließband und Akkord zu verurteilen, weil sie die Arbeiter ent-solidarisierten. Seine Kapitalismuskritik bekommt von dieser Betonung des Subjektiven her maschinenstürmerische Züge<sup>31</sup>. Für die praktisch-politischen Konsequenzen bedeutet es, daß Lethens Anteilnahme am Elend der Arbeiterklasse wesentlich moralisch orientiert ist. So ehrenwert diese Anteilnahme ist, führt die Reduktion des Proletariats auf eine leidende Klasse, der die nicht-leidenden bourgeois Agenten des Kapitals korrespondieren, zu jener nur im dezisionistischen Sprung überwindbaren Trennung, wie sie oben beschrieben wurde. Diese nur moralisch motivierte Parteilichkeit ist es auch, die eine weniger abstrakte Einschätzung des Zusammenhangs von progressiven und reaktionären Elementen in den Arbeiten linksbürgerlicher Schriftsteller und die Perspektive eines demokratisch-antikapitalistischen Bündnisses verhindert.

\*

Rekapituliert man die Charakterisierungen der Neuen Sachlichkeit durch Wieland Schmied und Helmut Lethen, so läßt sie sich als eine mit dem monopolkapitalistischen bürgerlichen Staat verbundene Kunstform fassen, von dessen gesellschaftlicher Realität sie *eine* Seite festhält und verherrlicht: die Form der Beherrschung der Natur, die

30 Zwar spricht Lethen an dieser Stelle auch von den „Errungenschaften der Rationalisierung“, doch bleibt diese Feststellung folgenlos.

31 Lethens Argumentation erinnert an dieser Stelle an Georg Lukács' Einschätzung fortschreitender Rationalisierung und Technisierung des Arbeitsprozesses in „Geschichte und Klassenbewußtsein“, die auch er im Blick auf Fließband und Taylorsystem entwickelte. K. Marezky bemerkte zu Lukács: „Es ist ... nicht recht einsichtig, warum die ‚Zerlegung des Arbeitsprozesses in abstrakt-rationelle Teiloperation‘ an sich die Beziehung des Arbeiters zum Produkt als ganzem zerstört; es sei denn, die Beziehung des *H a n d w e r k e r s* zum Produkt werde als einzig mögliche Form anerkannt.“ Den Unterschied der Marxschen Auffassung zu der Lukács' beschreibt derselbe Autor so: Die Verwandlung des Handwerkers in einen Teilarbeiter bedeutet „an sich nicht zunehmende Unterjochung des Arbeiters unter die objektiven Produktionsbedingungen, sondern umgekehrt zunehmende Herrschaft über sie, weil und insofern sie Produkt menschlicher Arbeit geworden sind. *K a p i t a l i s t i s c h* angewendet ist dieses Mehr an Herrschaft indes gleichbedeutend mit der Unterwerfung der Arbeiter in der Industrie unter die Maschine, aber der Maschine nur als der *g e g e n s t ä n d l i c h e n F o r m d e s K a p i t a l s*“. Klaus Marezky, Industrialisierung und Kapitalismus, in: Das Argument 65, S. 296 u. S. 292.

Entwicklung der Produktivkräfte. Fremd und nicht faßbar sind dieser Kunst als einer Form bürgerlichen Denkens die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung; die Menschen treten, wenn sie überhaupt erscheinen, als Opfer der technischen Entwicklung auf. Während Schmied nun sich von der Objektivität dieser Kunst begeistert zeigt, so ist ihre vorgebliche Unparteilichkeit für Lethens sehr zu recht der Hauptangriffspunkt. „Es wäre . . .“, warnt Lethens, „ein heikles Verfahren, vor dem finsternen Fond von Blut-und-Boden-Ideologie und reaktionärer Kulturkritik eine ‚urbane‘ literarische Mode, die eine winzige Schicht in der Angestellten-Metropole Berlin erfaßt hatte, zu ‚retten‘. Wichtig war, das Typische der intellektuellen Moden kapitalistischer Gleichzeitigkeit herauszuarbeiten, um Möglichkeiten zu erkennen, ihre materialistisch brauchbaren Momente ‚umzufunktionieren‘“ (57).

Die Kritik an Schmied wie an Lethens ebenso material- wie kenntnisreicher Untersuchung zielt nicht darauf ab, die Künstler der Neuen Sachlichkeit zu „retten“, sondern ihrer bloßen Verdammung entgegenzuwirken. Was gegenüber Lethens Ergebnis, daß es sich bei dieser Kunst um eine arbeiterfeindliche Apologie des Kapitals handelt, genauer bestimmt werden muß, ist der immanente Widerspruch dieser gegenüber der Reaktion relativ fortgeschritteneren „urbanen Mode“, und zwar weniger auf ihre „Umfunktionierung“ hin als auf die Anwendung ihrer aufklärerischen Elemente<sup>32</sup> und die Möglichkeit der Weiterentwicklung des Anspruchs der Neuen Sachlichkeit auf realistische Darstellung zu einer sozialistischen Kunst. Die forcierte Radikalität von Lethens Kritik ist aber begründet in ihrer mangelnden Fähigkeit, die Widersprüche in der Kunst der Neuen Sachlichkeit selbst festzuhalten. Wo ihm die Ausdrucksformen der Haltung des ‚nicht mehr mit dem Kapital‘ und ‚noch nicht mit dem Proletariat‘ entgegneten, vermag er sie nicht als Produkt einander widerstrebender Momente zu fassen, sondern er wendet seine Mühe darauf, den Widerspruch zu eliminieren zugunsten seiner Veräußerlichung und Polarisierung. Lethens verächtliche Beurteilung „linksliberaler Intellektueller . . . , für die der Abschied von der Illusion des ‚Rechtsstaates‘ das Medium ihrer Existenz ist, das sie sich nicht rauben lassen“ (118), verkennt die Bedeutung der Differenz zwischen dem Staat der parlamentarischen Demokratie und dem der faschistischen Diktatur nicht nur für diese Intellektuellen, für die dieser schmale Grad sicher die Handlungsvoraussetzung ist, sondern auch für das Proletariat. Nicht die bürgerliche Republik, wie arbeiterfeindlich sie auch war, hat die Kader, die Organisationen und das Klassenbewußtsein des Proletariats so nachhaltig zerstört: das war die Leistung des Faschismus.

32 Einsichten Brechts und Benjamins in dieser Richtung, die sich aus deren Lektüre Marxscher Schriften ergaben, referiert Lethens und stellt dabei auch durchaus deren prinzipiellen Versuch dar, aus der kapitalistischen Gegenwart heraus revolutionäre Tendenzen abzuleiten (vgl. 122, 129). Ihre Modelle will er aber nur dort akzeptieren, wo sie sich auf die Konstituierung einer proletarischen Massenkunst beziehen.

Chup Friemert

## Das Amt „Schönheit der Arbeit“

Ein Beispiel zur Verwendung des Ästhetischen in der  
Produktionssphäre

*Nackte Habsucht gilt nicht  
als Empfehlung (Brecht)*

### Vorbemerkung

Die erstmals von der Gruppe „Grundlagenforschung“ der Neuen Gesellschaft für bildende Künste, Berlin, in größerem Maßstab vorgenommene Analyse der Funktionen von Ästhetischem im Kapitalismus soll hier weitergeführt werden<sup>1</sup>. Es wird dargestellt, wie das Ästhetische Stützfunktionen für die Kapitalverwertung übernimmt. Als Material für die Untersuchung wurden hauptsächlich Publikationen des Amtes für „Schönheit der Arbeit“ (vor allem das „Taschenbuch Schönheit der Arbeit“)<sup>2</sup> und das „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“<sup>3</sup> verwendet.

### Einleitung

Die Produktionssphäre ist der gesellschaftliche Ort der materiellen Produktion. Wenn die Menschen produzieren, so wirken sie auf eine bestimmte Art und Weise zusammen. Sie gehen objektiv, unabhängig von ihrem Willen, bestimmte Produktionsverhältnisse ein und nur innerhalb dieser Verhältnisse produzieren sie. Das bestimmende Moment der Produktionsverhältnisse sind die Eigentumsverhältnisse. Die Produktivkräfte sind die Mittel, mit denen die Menschen den Prozeß der materiellen Produktion bewältigen. Sie selbst sind die Hauptproduktivkraft. Diese beiden Seiten, die Produktionsverhältnisse und die Produktivkräfte, existieren nicht ohne einander. Sie bilden zusammen eine Einheit, die Produktionsweise, deren wesentliches Bestimmungselement die Produktivkräfte sind. Da die Menschen ihren materiellen Produktionsprozeß also unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen vollbringen, kann das System der Mittel, mit dem sie diesen Prozeß vollziehen, nicht unabhängig von diesen gesellschaftlichen Beziehungen betrachtet werden. Konkret:

1 Vgl. Ausstellungskatalog Funktionen bildender Kunst in unserer Gesellschaft, hrsg. von Neue Gesellschaft für bildende Künste, Berlin 1970.

2 Das Taschenbuch Schönheit der Arbeit, hrsg. vom Amt „Schönheit der Arbeit“, Berlin 1938. — Hierauf beziehen sich alle in Klammern hinter Zitate angegebenen Seitenzahlen.

3 „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“ vom 20. 1. 1931, zitiert nach „Reichsgesetzblatt“, Teil I, vom 23. 1. 1934, Nr. 7.

soll eine Maschine betrachtet werden, so muß sie nach zwei Seiten analysiert werden. *Erstens*: Welche gesellschaftlichen Bedingungen bringen ihre Produktion hervor, machen sie nötig und formen ihre konkrete Erscheinung? *Zweitens*: Welche Rolle spielt sie im gesellschaftlichen Produktionsprozeß, d. h. unter welchen gesellschaftlichen Verhältnissen wird sie angewendet und welchen Einfluß übt sie auf die Menschen und die Produktionsverhältnisse aus? Jede ästhetische Erscheinung, die in der folgenden Analyse bearbeitet wird, soll nach diesen beiden Seiten hin analysiert werden<sup>4</sup>.

### Die Organisation des Amtes „Schönheit der Arbeit“

„Die Organisation des Amtes ‚Schönheit der Arbeit‘ entspricht in ihrer gebietlichen Aufteilung der Gliederung jedes anderen Amtes der NSDAP und der DAF. An der Spitze des Amtes steht der Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt, Reichsamtleiter Pg. Professor Albert Speer“ (260).

Das Amt war in 5 Abteilungen gegliedert:

- Abt. I Verwaltung
- Abt. II Künstlerische Betriebsgestaltung
- Abt. IIa Musterentwürfe
- Abt. III Technische Betriebsgestaltung
- Abt. IV Forschung und Aufklärung
- Abt. V Das schöne Dorf

„Die Aufgabe der Abteilung II und des angegliederten Architekturbüros ist die Planung und Durchführung von mustergültigen Betriebsbauten, die Beratung bei Um- und Neubauten sowie die Zusammenarbeit mit den Vertrauensarchitekten des Amtes ‚Schönheit der Arbeit‘ und deren Ausrichtung.

Die Abteilung IIa bearbeitet die Musterentwürfe für die Inneneinrichtung von Kantinen, Büros, Feierabendhäusern und Freizeitheimen.

Der Abteilung III sind der Hauptausschuß ‚Gutes Licht‘, die Reichsstelle für Lufthygiene und Lüftungswesen, die Reichsarbeitsgemeinschaft ‚Schönheit der Arbeit in der Seeschifffahrt‘ und die Unterabteilung Betriebssportanlagen angegliedert.

Die Abteilung IV bearbeitet das gesamte vom ‚Amt Schönheit der Arbeit‘ herausgegebene Aufklärungsmaterial. Zu ihrem Auf-

4 Im folgenden werden hauptsächlich nationalsozialistische Quellen verarbeitet. Damit ist nicht gesagt, daß die deutschen Faschisten die ersten oder einzigen waren, die sich Gedanken über den Einsatz von ästhetischen Mitteln in der Produktionssphäre gemacht haben. Die Faschisten konnten auf wissenschaftliche Analysen aus den vorhergegangenen 25 Jahren zurückgreifen, die diese Frage ausgiebig behandelten und deren Ergebnisse auf Realisierung warteten. Diese Realisierung verlief nicht im Rahmen privater Praxis einzelner Kapitalisten, sondern war getragen — im Zusammenhang mit der „Deutschen Arbeitsfront“ — von einem staatlichen Apparat, dem Amt für „Schönheit der Arbeit“.

gabengebiet gehört auch die Gestaltung der Zeitschrift ‚Schönheit der Arbeit‘ und der vom Amt durchgeführten Ausstellungen.

Die Abteilung V bearbeitet alle Fragen der künstlerischen und technischen Gestaltung des Dorfes“ (261/62).

Das Amt „Schönheit der Arbeit“ hatte in 32 Gauen „Gaureferenten“ eingesetzt, die „die unmittelbare Betreuung und Beratung der Betriebe“ (262) durchzuführen hatten. Außerdem gab es in jedem Gau, in dem ein Gaureferent eingesetzt war, mindestens einen „Vertrauensarchitekten“. Diese „Vertrauensarchitekten“ „erhalten sämtliche beim Amt anfallenden Bauaufträge zugewiesen“ (263). Außerdem gab es „Gaulicht-Berater“, „Bestätigte Beratungsstellen ‚Gutes Licht‘“, „Gaufacharbeiter für Lufthygiene“, einen „Hauptausschuß ‚Gutes Licht‘“, in dem neben 6 Mitgliedern staatlicher Verwaltungen noch 15 Vertreter des Kapitals saßen, meist Vorstandsmitglieder von Großunternehmen oder Industrieverbänden, eine „Reichsstelle für Lufthygiene und Lüftungswesen“, eine „Arbeitsgemeinschaft ‚Schönheit der Arbeit in der Seeschifffahrt‘“, der noch ein „Sachverständigenbeirat“ beigegeben wurde.

#### **Zur Charakterisierung von „Das Taschenbuch Schönheit der Arbeit“**

„Das Taschenbuch Schönheit der Arbeit“ ist ein Handbuch für das Kapital. In ihm werden detailliert Vorschläge gemacht, wie der Verwertungsprozeß des Kapitals effektiver und intensiver gestaltet und mit welchen Mitteln und Methoden der Schein der „Betriebsgemeinschaft“ aufgebaut und erhalten werden kann. Diesem Schein soll durch „Schöne und würdige Arbeitsstätten“ Rechnung getragen werden, damit die Arbeiter ihrem „Tagewerk mit Freude und Stolz nachgehen können“ (9). Das Geleitwort formuliert, daß dies „ein Sieg der Vernunft über die Unvernunft, ein Sieg des natürlichen und ursprünglichen Lebenswillens über den haßerfüllten Zwiespalt und die resignierende Gleichgültigkeit einer kranken Zeit“ (8) ist. Die Formulierung versucht, dem Klassenbewußtsein der Arbeiter den Sinn zu bestreiten. Wenn der Kampf der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie „unvernünftig“ und beseitigt ist, so sind die Klassen beseitigt, Klassenbewußtsein wird zum Anachronismus. Den Nutzen aus solcher Konstruktion zieht die Bourgeoisie, denn für sie ist es wichtig, daß die Arbeiter sich nicht als Klasse begreifen und auch nicht als Klasse handeln. Klassenbewußtsein resultiert aber aus dem Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital, das die ökonomische Ungleichheit zur Basis hat. Die Verhältnisse in der Produktionssphäre lassen sie zutage treten, und der Schein der Gleichheit und Freiheit der Zirkulationssphäre verschwindet. Dies Zutagetreten der ökonomischen Ungleichheit ist eine Quelle spontanen, unmittelbaren Klassenbewußtseins. Die realen Verhältnisse in der Produktionssphäre durften nicht so erfahrbar werden wie sie tatsächlich waren, sie mußten anders erscheinen. „Das eigentliche Ziel ist nicht der schöne Betrieb, sondern die feste Betriebsgemeinschaft“ (22). Daß diese „Betriebsgemeinschaft“ nur die Gemeinschaft von Räuber und Beraubtem ist, ist ablesbar an den Aufgaben, die der „Betriebs-



führer“ und der „Gefolgsmann“ haben. Nachdem der Gedanke „Schönheit der Arbeit“ als „im besten Sinne zweckmäßig und wirtschaftlich“ (23) angepriesen wurde, „muß man“ vom Kapital „die klare Einsicht erwarten können, daß eine vernünftige Wirtschaftspolitik und eine vernünftige Sozialpolitik überhaupt nicht voneinander zu trennen sind“ (23).

Da aber „bei der Verwirklichung der ‚Schönheit der Arbeit‘ . . . der Betriebsführer das erste und auch das letzte Wort zu sprechen haben“ (22) wird, muß dem Kapital bewiesen werden, daß sich jede Verbesserung auch in klingender Münze auszahlt. Die Vernunft, mit der die Faschisten argumentierten, ist die der Kapitalverwertung, die Vernunft von Maßnahmen zeigt sich an der verschärften Ausbeutung.

„Das mindeste, was man von jedem Gefolgsmann erwarten muß, ist eine offene und willige Aufnahmebereitschaft für die oft mit großer Mühe und Liebe geschaffenen Neueinrichtungen und ihre pflegliche Behandlung“ (26). In diesem Zusammenhang erscheinen die Mühen der Arbeiter bei der Neueinrichtung als Mühen des Kapitals und die Liebe des Kapitals zur Ausbeutung als Liebe zum Arbeiter. „Diejenigen, die für alles Neue und Bessere nur eine hämische Bemerkung übrig haben, selber aber nichts tun, um die Gemeinschaft zu fördern, hemmen die Aufbauarbeit manchmal mehr, als sie es in ihrer Dummheit selbst glauben“ (26). Wenn die Arbeiter nicht diesem moralischen Verdikt wichen, sich nicht vom schönen Schein betören ließen und seine Funktion aussprachen, wurden sie nicht selten zu Zwangsarbeit oder KZ verurteilt, denn sie gefährdeten „den Arbeitsfrieden im Betriebe durch böswillige Verhetzung der Gefolgschaft“ (4). Die Arbeiter durften jedoch nicht nur keine Kritik an dem Realisierten üben und ihre Interessen nicht formulieren. „Wünsche haben und Ansprüche stellen kann jeder. Das ist keine Kunst und kein Beweis besonderer Fähigkeiten und Verdienste“ (26). Die Arbeiter sollten selbst auch den Strick produzieren, mit dem sie gefesselt und aufgehängt wurden. „Jeder einzelne kann . . . dazu beitragen, den Kameradschaftsgeist der Gefolgschaft zu stärken und zu festigen“ (26). „Es kommt auf die an, die tätig mitwirken an der Verwirklichung des großen Ziels der unlösbaren Volksgemeinschaft“ (26). Das „Taschenbuch Schönheit der Arbeit“ ist also ein Lehrbuch vom Zuckerbrot, das das Kapital in der Auseinandersetzung mit der Arbeiterklasse als notwendige Ergänzung zur Peitsche einsetzt, sei es in Form von verbesserten Produktionsbedingungen (Licht, Luft und Farbe), sei es in der Form ideologischer Manipulation und Disziplinierung zur Zurichtung von willfährigen Ausbeutungsobjekten.

#### **Das „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“**

Die Faschisten haben die Organisation, mit der die Arbeiter ihre Interessen durchgesetzt haben, die Gewerkschaft, durch einen Einsatz von Polizei, SA und SS zerschlagen. An ihre Stelle trat die „Deutsche Arbeitsfront“, in der Kapitalisten und Arbeiter zwangsweise

organisiert waren. Den Arbeitern war durch diese Organisation unmöglich gemacht, ihre Interessen zu formulieren und durchzusetzen. Das Außerkräftreten ihres elementaren Rechts, sich als Klasse zu organisieren und ihre Interessen entsprechend durchzusetzen, spiegelt sich in den juristischen Festsetzungen im „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“ wider.

Die Unterwerfung der Arbeiter unter das Kommando des Kapitals hört sich so an: „Im Betriebe arbeiten der Unternehmer als Führer des Betriebs, die Angestellten und Arbeiter als Gefolgschaft gemeinsam . . .“ (1). „Diese [die Gefolgschaft] hat ihm [dem Führer des Betriebes] die in der Betriebsgemeinschaft begründete Treue zu halten“ (§ 2.2), den „Arbeitsfrieden im Betriebe durch böswillige Verleumdungen nicht (zu) gefährden“ (§ 36.1), „den Gemeinschaftsgeist innerhalb der Betriebsgemeinschaft“ nicht „böswillig (zu) stören“ (§ 36.1), sie hat zu der vom „Führer des Betriebes“ aufgestellten Liste der „Vertrauensmänner“ alsbald durch geheime Abstimmung Stellung zu nehmen (§ 9). Die Rechte des Kapitals zeigen die Entrechtung der Arbeiter.

„Der Führer des Betriebs entscheidet der Gefolgschaft gegenüber in allen betrieblichen Angelegenheiten . . .“ (§ 2.1). „Er hat für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen“ (§ 2.2). „Der Führer des Betriebs stellt im Einvernehmen mit dem Obmann der nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation im März jeden Jahres eine Liste der Vertrauensmänner und deren Stellvertreter auf“ (§ 9.1). Vom „Führer des Betriebs“ ist „eine Betriebsordnung für die Gefolgschaft des Betriebs schriftlich zu erlassen“ (§ 26). In ihr wurden folgende Arbeitsbedingungen festgesetzt: Anfang und Ende der Arbeitszeit und Pausen, Zeit und Art der „Gewährung des Arbeitsentgelts“, „Grundsätze für die Berechnung der Akkord- und Gedingearbeit“, „Bestimmungen über Art, Höhe und Einziehung von Bußen, wenn solche vorgesehen werden“, „Gründe, aus denen die Kündigung des Arbeitsverhältnisses ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist erfolgen darf“ (alles § 27.1). „Die Verhängung der Bußen erfolgt durch den Führer des Betriebs . . .“ (§ 28.2). Die Verhältnisse werden also so eingerichtet und juristisch abgesichert, daß die Arbeiter keine Möglichkeit haben, sich gegen die Disziplinierung durch das Kapital und die Unterordnung unter seine Herrschaft zu wehren. Wenn die Kapitalistenklasse ihre „Pflichten“ im „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“ in moralischen Kategorien („ . . . hat für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen“ etc.) formuliert, so ist das der Ausdruck ihres materiellen Interesses, je nach Lage der Bedingungen der Kapitalakkumulation den Arbeitern Zugeständnisse zu machen oder nicht.

### **Die Konstruktion der Empfehlungen und die Handhabung des sozialen Scheins**

Die Empfehlungen des „Taschenbuchs Schönheit der Arbeit“ sind aus folgenden Elementen aufgebaut:

*Benennung des Vorhabens (z. B. das „Werktor“).*

*Ideologische Begründung*, weshalb es notwendig ist, das entsprechende Vorhaben durchzuführen (z. B. „Die Würde des deutschen Arbeitsmannes“ läßt es nicht zu, daß er „unfreundlich empfangen“ wird).

*Empfehlungen der Durchführung*, allgemeine Kriterien und Beispiele (z. B. es darf kein „Loch in der Mauer sein“, „Schmiedeeisen“ ist schön).

*Beschreibung des ökonomischen Effekts* (z. B. reibungsloser Verkehr).

Die *ideologische Begründung* zielte auf die Arbeiter. Das Amt „Schönheit der Arbeit“ inserierte sich den Arbeitern in seinen Empfehlungen als eine Institution, die sich um ihre materielle Lage kümmern wollte. Das Amt versprach, tatsächlich existierende Mißstände in der Produktionssphäre festzustellen und zu beseitigen im Namen der „Würde“ des „deutschen Arbeitsmannes“. Das Amt versprach „die körperliche Arbeit von dem Fluch der Verdammnis und der Minderwertigkeit zu befreien, der ihr jahrhundertlang anhaftete“ (17), und das nur durch ästhetische Inszenierungen, durch Aufpolierung der Produktionssphäre. Das Amt gab vor, sich um die Lage der Arbeiterklasse zu kümmern. Das ging jedoch nicht ohne Gegenforderungen ab: die Arbeiter sollten keine Kraft und Energie dafür aufwenden, sich für ihre Interessen einzusetzen.

Die Arbeiter sollten nach dem Verlust ihrer Organisationen auch ihre Solidarität aufgeben. Die Faschisten forderten sie zur Kumpanei mit dem Kapital auf. „Noch viel wertvoller als passives Wohlwollen ist allerdings tatkräftige Mitarbeit, und auch dazu hat jeder Gefolgsmann genug Gelegenheit. Jeder einzelne kann oft schon durch ein vernünftiges und ermunterndes Wort dazu beitragen, den Kameradschaftsgeist der Gefolgschaft zu stärken und zu festigen“ (26).

Wie die „tatkräftige Mitarbeit“ der Führer aussah, erzählt Frankenführer Streicher: „Der symbolische Spatenstich“ — den Hitler bei Beginn des Baus der Reichsautobahn in Frankfurt/Main getan hat — „soll nie vergessen werden. Und wenn ihr Bilder aufhängt, dann nehmt dies, wo ihr den Führer seht inmitten lachender Menschen der Handarbeit, wie er mit dem Spaten in der Hand gräbt. Jawohl, wir Nationalsozialisten geben der Arbeit wieder Achtung. Und wie notwendig es war, das habe ich in diesen Frühjahrs- und Sommertagen erlebt, wo ich mit meinen Männern vom Gaustab selber den Spaten in die Hand nahm. Wir kamen uns bei dieser gemeinsamen Arbeit viel näher, als wir etwa sonst zusammenkommen konnten. Wir sagten uns, Herrgott, wie wundervoll ist es doch, mit dem Spaten in der Hand zu arbeiten. Und wie schmeckt uns da ein Stück trockenes Brot<sup>5</sup>.“

Das Amt „Schönheit der Arbeit“ versprach, durch die Verwirklichung des „Gedankens Schönheit der Arbeit“ die Arbeiter zu „stol-

5 Rede des Frankenführers Streicher auf der Reichstagung „Schönheit der Arbeit“ vom 5. bis 7. 9. 1936, zit. nach „Sammelveröffentlichungen des Amtes Schönheit der Arbeit“, 1934—37, S. 13.

zen, aufrechten und gleichberechtigten Volksgenossen“ zu machen. Dieses Eingeständnis, daß sie nicht gleichberechtigt waren, verknüpfte die Faschisten aber sofort mit dem Hinweis auf den Weg zur Gleichberechtigung. Erreichen könnten die Arbeiter sie nur dadurch, daß sie Teil der „Betriebsgemeinschaft“ wurden, um dort alle Fähigkeiten zu lernen, die ihre Führer selbstverständlich hatten: „Kameradschaftsgeist“, „Treue“, „Ordnungsliebe“ und „Pflichterfüllung“. Die Faschisten versuchten, den Arbeitern klarzumachen, daß die „Führer“ — und vor allem die des Betriebes — nicht deshalb Führer waren, weil sie Kapitalisten waren, sondern weil sie mit all diesen „Tugenden“ von der Natur ausgestattet seien, und sie versprachen, daß die Arbeiter unter ihrer Führung diese Tugenden erwerben könnten, aber nicht um Führer, sondern um „treue Gefolgsmänner“ zu werden.

Die Beschreibung des *ökonomischen Effekts* zielte auf das Kapital. Das Amt „Schönheit der Arbeit“ inserierte sich als eine Institution, die den Arbeitsprozeß wissenschaftlich durchforscht hat und diese Ergebnisse in die Praxis umsetzt bzw. umzusetzen hilft. Das Amt zeigte sich als Sachwalter der materiellen Interessen des Kapitals, da alle Empfehlungen, die es gab, zur Verbesserung der Verwertungsbedingungen, zur Erhöhung des Profits beitrugen. Da die Faschisten aber darauf achten mußten, daß die Sprache, mit der sie den ökonomischen Effekt beschrieben, nicht zum Verräter der Interessen wurde, wurde nicht in der Sprache des Verwertungsprozesses, sondern in der des Arbeitsprozesses formuliert: „Förderung der Leistungsfähigkeit“ (74), „Beschleunigung des Verkehrs“ (42), „Interesse der Verkehrssicherheit“ (54), „Behinderung ausschalten“ (52) etc. Gleichzeitig wurde versucht, die Verbesserung der Produktionsmittel als Segen für die Arbeiter darzustellen, indem nicht im Klartext formuliert wurde: mit besseren Werkzeugen und mit besseren Arbeitsplätzen kann der Profit erhöht werden, sondern indem gesprochen wurde von „Erleichterung der Arbeit“ (74), „arbeitstechnisch zweckvoll“ (60), „bei der Arbeit besonders störend“ (42), „Ermüdungserscheinungen verhindern“ (92) etc. Es war von vornherein klar, daß die verhinderten Ermüdungserscheinungen dem Kapital zugute kamen, da die Arbeiter die eingesparte Energie auch wieder verausgabten bei der Produktion von Mehrwert. Die Verbesserung der vergegenständlichten Produktionsfaktoren war die materielle Voraussetzung zur Verschärfung der Ausbeutung.

Das Amt „Schönheit der Arbeit“ empfahl dem Kapital nicht nur Ausbeutung, sondern auch Mäßigung. Aber nicht etwa bei der Ausbeutung der Arbeitskraft, sondern bei der Selbstdarstellung des Kapitals. Im „Taschenbuch Schönheit der Arbeit“ wird festgestellt: „... Die ungehemmte Profitgier (hat) auch auf dem Gebiet der Reklame zu unsinnigen Auswüchsen geführt“ (46). „... Überall tobte sich ein Konkurrenzkampf aus, der weder auf Geschmack noch Vernunft achtete“ (46). Ohne die Profitgier zu hemmen, empfahl das Amt „Schönheit der Arbeit“ im Einklang mit dem „Werberat der deutschen Wirtschaft“, man sollte „im Rahmen einer schönen und

würdigen Gesamtgestaltung der Betriebe“ (46) danach streben, „durch guten Geschmack und eigene Note ... seinen Betrieb gegen den benachbarten abzugrenzen“ (46).

Die ökonomische Grundlage dieses Konkurrenzkampfes ist die Notwendigkeit, das Warenkapital zu realisieren. Wenn Realisationsschwierigkeiten auftreten, so wird der Kampf um die Marktanteile auch durch den verstärkten Einsatz ästhetischer Mittel geführt. Wenn jedoch die Realisationsschwierigkeiten geringer werden, besteht auch die Möglichkeit, den Einsatz ästhetischer Mittel in der Zirkulation zu verringern. Für die Teile des gesellschaftlichen Kapitals, die Rüstungsgüter produzierten, existierten kaum Schwierigkeiten, sie hatten ihr Warenkapital nicht auf dem freien Markt zu realisieren, da sie für den staatlichen Bedarf produzierten. Die ökonomischen Verhältnisse ernötigten keine groß angelegten Werbekampagnen. Für das Kapital dagegen, dessen Warenkapital stofflich Lebensmittel bildete, war es so: Die individuelle Konsumtion hatte sich radikal demokratisiert, d. h. zwischen dem Angebot an Luxusprodukten für die Herrschenden und dem Angebot an Lebensmitteln für die Beherrschten lag kaum noch das Angebot für den „gehobenen Bedarf“, denn große Teile der einfachen Warenproduzenten und der Zwischenschichten wurden dem Einkommen nach auf das Lohnniveau der Arbeiterklasse hinabgedrückt.  $\frac{1}{3}$  der in der Konsumtionsmittelindustrie produzierten Waren waren Rüstungsgüter und erschienen nicht auf dem „freien Markt“. Konsumtionsmittel waren knapp, das Angebot niedriger als die Nachfrage, die Konkurrenz unter den Anbietern von Lebensmitteln nahm ab und verschwand fast völlig. Da in der Rüstungsindustrie die Profite am höchsten waren und eine Abnahme der Nachfrage nicht zu befürchten war, drängten nicht Teile des gesellschaftlichen Kapitals in den zivilen Sektor der Konsumtionsmittelindustrie. Deshalb stieg das Angebot kaum, und so konnte auf kostspielige Werbekampagnen verzichtet und der billigere Schein der Gediegenheit gepflegt werden. Der in diesem Zusammenhang wichtige ökonomische Effekt ist die Einsparung von Zirkulationskosten. „Widerspruch in der kapitalistischen Produktionsweise: Die Arbeiter als Käufer von Ware sind wichtig für den Markt. Aber als Verkäufer ihrer Ware — der Arbeitskraft — hat die kapitalistische Gesellschaft die Tendenz, sie auf das Minimum des Preises zu beschränken“<sup>6</sup>. Die Arbeiterklasse verlor als Käufer von Ware relativ an Bedeutung gegenüber ihrer Funktion als Verkäufer von Ware. Als Käufer von Waren war sie eingeschränkt, weil zu wenig Lebensmittel auf dem Markt angeboten wurden. Die Nachfrage nach Arbeitskraft stieg, jedoch waren die Löhne gesetzlich festgelegt, und so war die Arbeiterklasse auch als Verkäufer von Ware eingeschränkt. Doppelter Unzufriedenheit mußte also begegnet werden: Einerseits der über zu wenig Lebensmittel, andererseits der über zu niedrigen Lohn.

6 K. Marx, Das Kapital, Bd. 2, MEW Bd. 24, S. 318.

Der Unzufriedenheit über zu wenig Lebensmittel wurde gesamtgesellschaftlich vom faschistischen Staat begegnet, der seinerseits Geld zur Finanzierung der Rüstung benötigte. Er verordnete ein Zwangssparprogramm, um an das von den Arbeitern ersparte Geld zu kommen und es der Verwertung zuzuführen. Versprochen wurde ihnen dafür ein Volkswagen. Der Unzufriedenheit über zu niedrige Löhne wurde einerseits durch die beständige Drohung weiterer gewalttätiger Disziplinierung begegnet, andererseits — im Bereich jeden individuellen Kapitals — durch die Produktion von sozialem Schein in der Produktionssphäre. „Um diese große soziale Tat (des Zwangssparprogramms für einen Volkswagen) des neuen Deutschland zu fördern, hat der Betriebsführer . . . an alle Gefolgschaftsmitglieder, bei denen die wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben waren, den Aufruf erlassen, von dieser beispiellosen Sozialeinrichtung Gebrauch zu machen . . .“ „Da sich in den Reihen der Gefolgschaft auch Arbeitskameraden, insbesondere solche mit kinderreichen Familien, befinden, die sich an dieser Sparaktion nicht beteiligen können“, hat der „Betriebsführer“ zunächst zwei Volkswagen auf „Betriebskosten“ gekauft. „Diese Wagen wurden an solche Gefolgschaftsangehörige, die nach ihrer sozialen Lage und ihrem Einkommen . . . (keinen) eigenen Volkswagen (erwerben können,) kostenlos zur Verfügung gestellt“ (240). An diesem Zitat wird deutlich, wie differenziert mit dem Schein umgegangen wurde. Die Arbeiter, die sparfähig waren, wurden durch das Versprechen, einen eigenen Wagen zu bekommen, dazu animiert, Zwangssparmaßnahmen gutzuheißen und als „beispiellose Sozialeinrichtung“ zu betrachten. Die Arbeiter jedoch, die nicht genug verdienten, um sparen zu können, deren Lohn also gerade ausreichte, um sich und ihre Familie zu ernähren, konnten nicht mit dieser Versprechung geködert werden. Ihnen wurde vom Kapital „zu Ausfahrten mit ihrer Familie unter Beigabe eines Fahrers“ ein KdF-Wagen zur Verfügung gestellt. Dadurch sollte verhindert werden, daß die Arbeiter, die in der schlechtesten Lage waren, durch den bloßen Schein dieser „Sozialeinrichtung“ unzufrieden wurden.

Das Geld für solche Inszenierungen erhielten die einzelnen Kapitalisten zum Teil vom Amt „Schönheit der Arbeit“; soweit es jedes individuelle Kapital selbst aufbringen mußte, konnte es aus den eingesparten Zirkulationskosten genommen werden<sup>7</sup>. Staat und

<sup>7</sup> Das Amt „Schönheit der Arbeit“ brauchte zur Realisierung seiner Pläne nicht nur Geld, sondern auch Menschen, die in der Lage und bereit waren, mitzuarbeiten. Das waren Künstler, Architekten und Ingenieure. Viele Künstler, die lange Zeit brotlos waren, die die Not kannten, aber nicht den Weg ihrer Beseitigung, bekamen nun Arbeit und Brot. Man „beschränkt sich nicht darauf, Kunstausstellungen jeder Art in den Betrieben durchzuführen“ (238), sondern war bestrebt, die Künstler in den Betrieben arbeiten zu lassen. Am Schluß einer jeden solchen Schaffensperiode sollte dann der Künstler seine Arbeiten ausstellen. „Das Hauptstück einer solchen Ausstellung ist das Werkmotiv, das als Öbild im Auftrage des Betriebsführers gestaltet wird. Der Auftrag auf dieses

Kapital arbeiteten Hand in Hand. Der harte Kern allen Scheins — bessere Arbeitsbedingungen, hygienischere Verhältnisse, warmes Essen etc. — war für die Arbeiter Element der Entlohnung und für das Kapital ein Mittel, um im Konkurrenzkampf um Arbeitskräfte — vor allem Facharbeiter — zu siegen. Das Kapital mußte an den realen Forderungen der Arbeiter ansetzen und partielle Befriedigung bieten; ohne daß diese beiden Bedingungen erfüllt werden, kann der soziale Schein nicht funktionieren. Diese durch die Verhältnisse erzwungenen Zugeständnisse wurden benutzt, um die ideologischen Konstruktionen der „Betriebsgemeinschaft“<sup>8</sup> aufzubauen und dem Klassenkampf den Sinn zu bestreiten.

### Verschleierung

Folgende für den Kapitalismus grundlegenden Verhältnisse werden im „Taschenbuch Schönheit der Arbeit“ mit größtem Aufwand verschleiert:

1. Die Tatsache, daß das treibende Motiv der kapitalistischen Produktionsweise die Ausbeutung ist,
2. die Tatsache, daß im Kapitalismus der Arbeiter nur als Ausbeutungsobjekt zählt, und
3. die Tatsache, daß auch die „Freizeit“ nicht dem Arbeiter gehört, sondern dem Kapital zugeschlagen wird.

Werkbild wird vom Betriebsführer von vornherein erteilt und mit 500,— RM honoriert“ (238). Außerdem wurden die „Studienblätter“, die in dieser Zeit entstanden, zu „einem Preis abgegeben, der sich zwischen 1,50 und 8,— RM bewegt“, „um der Gefolgschaft die Möglichkeit zu geben, die im Betrieb entstehenden Entwürfe käuflich zu erwerben“ (238). „Die Künstler gehen auf diese Regelung gern ein, weil durch den Betriebsauftrag die notwendige angemessene Bezahlung ihrer Arbeit sichergestellt wird“ (238). Daß die „notwendige angemessene Bezahlung ihrer Arbeit“ auch bei den „Vertrauensarchitekten“ und den Ingenieuren der Lufthygiene, die sich mit dem „Amt Schönheit der Arbeit“ verbanden, garantiert war, ist keine Frage. Alle an der Produktion der „Betriebsgemeinschaft“ Beteiligten wurden mit dem Versprechen materieller Vorteile zur Zusammenarbeit mit dem „Amt Schönheit der Arbeit“ bewogen, mit Ausnahme der Arbeiter und Angestellten, die sich mit Sprüchen abfinden sollten und durch ein Gesetz notfalls zur „kameradschaftlichen Zusammenarbeit“ gezwungen wurden.

8 Daß selbst nach der erreichten Vollbeschäftigung 1936 die Löhne kaum über die durch Notverordnungen zwangsgesenkten Löhne aus der Zeit von 1927 bis 1932 lagen (vgl. J. Kuczynski, Die Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 16, Berlin 1963), wird vom „Amt Schönheit der Arbeit“ nicht erwähnt. Vielmehr entwickelte beispielsweise der REFA-Ausschuß zusammen mit dem „Arbeitswissenschaftlichen Institut“ der DAF noch Methoden, um Arbeitsbewertungs- und Leistungsumfangskriterien zu erarbeiten, jedoch „sowohl die Arbeitsbewertung als auch die Leistungsumfangsfestsetzung sollen sich ausschließlich auf denjenigen Kreis von Volksgenossen beziehen, dessen laufender Verdienst im Höchstfall 400,— RM im Monat nicht überschreitet“ (Begründungen und Grundsätze einer Reichslohnordnung, „Aus der DAF“, Berlin 1944, S. 18).

### 1. „Freude am Schaffen“

Die kapitalistische Produktion wird bekanntlich nicht in Gang gesetzt, um Gebrauchswerte herzustellen und im Gefolge damit die Bedürfnisse der Gesellschaftsmitglieder zu befriedigen, sondern um Kapital zu verwerten, Mehrwert zu liefern. Die Arbeiter, die diese Selbstverwertung des Werts besorgen, tun dies, weil sie freie Lohnarbeiter sind. Die Arbeit, die sie verrichten, kann für sie unter kapitalistischen Verhältnissen nichts anderes sein als Mittel, um an das notwendige Geld zu kommen, um sich und ihre Familie zu erhalten. In der Sphäre der materiellen Produktion zeigt sich der Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital für die Arbeiter am deutlichsten. Sie sind unmittelbar unter das Kommando des Kapitals subsumiert, zusammengefaßt zu einem riesigen Produktionskollektiv unter fremder Leitung. Alle Fähigkeiten und Kräfte, die sie entfalten, erscheinen als Fähigkeiten und Kräfte des Kapitals, das Ergebnis ihrer Arbeit gehört nicht ihnen, sondern dem Kapital. All die Potenzen, die die Arbeiter unter kapitalistischen Verhältnissen bei der Produktion entfalten, erhalten ihren Sinn dadurch, daß sie Mehrwert für das Kapital produzieren. Dieser der Arbeiterklasse äußerliche Sinn der Produktion muß nun verschleiert werden, es muß versucht werden, ihm einen kollektiven Sinn zu geben, um die absolute Herrschaft einer Minderheit, der Bourgeoisie, über die absolute Mehrheit, die Lohnabhängigen, zu verschleiern, die Ausbeutung muß so dargestellt werden, daß sie für die Arbeiterklasse nicht erfahrbar wird<sup>9</sup>.

Deshalb versuchten die Faschisten, den Sinn der kapitalistischen Produktion umzudefinieren, „... denn der deutschen Menschen wegen wird ja die ganze Produktion überhaupt ins Werk gesetzt“ (30). Die Produktionssphäre sollte nicht länger der gesellschaftliche Ort der Ausbeutung sein, sondern der „... Lebensraum gemeinsam schaffender Menschen“ (30). Auf dieser Ideologie aufbauend, mußten die Faschisten auch die Arbeit, die unter kapitalistischen Bedingungen Mehrwert liefert und nur in dieser Funktion von der Bourgeoisie anerkannt wird, umdefinieren. „Wir sehen in jeder Arbeit das gestaltende Schaffensprinzip...“ (193) war eine Formulierung, die dies besorgen sollte. Die Arbeiter sollten die Ausbeutung als „Freude am Schaffen“ (98) erleben, die historische Überlebtheit des Systems nicht erkennen, sondern in ihm den „Sinn des Daseins“ (193) sehen. „Der Betrieb muß so schön, so gepflegt und so leistungsfähig sein, daß jeder Gefolgsmann stolz sein kann auf das Werk, dem er seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt und in dem er den größten Teil seines Lebens verbringt“ (27). „Das Ziel ist, in schönen und würdigen Arbeitsstätten den Betriebstätigen eine Umgebung zu schaffen, in der sie ihrem Tagewerk mit Freude und Stolz nachgehen können“ (9). Die Gestaltung der vergegenständlichten Produktionsfaktoren war also das Mittel, um die Inhumanität der Ausbeutung zu verschleiern. „Leben ist Arbeit, Arbeit ist Glück“ (218). Die Arbeit

<sup>9</sup> Vgl. W. F. Haug, *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt/M. 1971, S. 152 f.



soll „echte Freude und Befriedigung“ (60) vermitteln. „Das Gefühl, sein Bestes geleistet zu haben, gibt Selbstbewußtsein und Stolz“ (60). „Sein Bestes geleistet zu haben“ heißt: seine Arbeitskraft im Verwertungszprozess optimal eingesetzt zu haben, heißt: die Forderungen, die das Kapital stellt, sich selbst gestellt und erzielt zu haben. Mit dieser Konstruktion kann weiterhin jede Verbesserung in der Produktionssphäre, die eingesetzt wird, um noch mehr Mehrwert zu erpressen, in ein Mittel zur Steigerung der „Arbeitsfreude“ umgefälscht werden, denn „je höher die Leistung, um so größer die Arbeitsfreude“ (74). „Jawohl, auch das nationalsozialistische Deutschland verlangt Höchstleistungen von jedem im Interesse der Volksgemeinschaft, aber es verlangt diese nicht von einer proletarischen Arbeitnehmerschaft, sondern von einem innerlich freien Menschentum, das Anteil an dem Schicksal seiner Nation nimmt . . .<sup>10</sup>.“

Alle Maßnahmen der Rationalisierung und Intensivierung der Arbeit wurden somit zur Scheinbefriedigung des Bedürfnisses der Massen „nach nichtentfremdeter, also von den Massen nicht bloß besitzmäßig, sondern auch inhaltlich angeeigneter gesellschaftlicher wie individueller Praxis verwendet<sup>11</sup>“. „Arbeit und Arbeitsstätte haben heute im Bewußtsein des deutschen Menschen wieder eine edle und schöne Sinnggebung erlangt. Der deutsche Mensch hat wieder ein inneres Verhältnis zu seiner Arbeit und damit auch zu seiner Arbeitsstätte gewonnen“ (123). Jedoch war die Produktion des schönen Scheins nicht so geschlossen, daß sie ihre Absicht nicht verrät: „Es sind Beispiele vorhanden, wo allein durch eine Gliederung und Gestaltung der Arbeit nach diesen Gesichtspunkten bis dahin unwirtschaftlich arbeitende Betriebe zu wirtschaftlich sicheren und festgefühten Unternehmen wurden“ (74).

## 2. „Innerlich freies Menschentum“

Nachdem die Konstruktion aufgezeigt wurde, mit der die Faschisten operierten, um die Ausbeutung als „Glück“ darzustellen, wird nun eine Konstruktion untersucht, mit der sie versuchten, das Klassenbewußtsein der Arbeiter aufzuheben und die Tatsache zu verschleiern, daß die Arbeiter dem Kapital nur als Ausbeutungsobjekt zählen. Die Arbeiterklasse hatte in den zwanziger Jahren erbittert um ihre Rechte und um die Verbesserung ihrer Lage gekämpft. Die Bourgeoisie versuchte selbstverständlich immer in ihrem Klasseninteresse, den Arbeitern durch gekaufte Ideologen den wissenschaftlichen Sozialismus als falsch zu beweisen. Das taten auch die Nazis, wenn auch gründlicher, denn sie zerschlugen zudem die Gewerkschaften und die Arbeiterparteien, und sie ermordeten viele klassenbewußte Arbeiter in den Konzentrationslagern.

„Die weltfremden Apostel der geistigen Verklärung des Lebens

<sup>10</sup> Dr. Daescher, „Die Deutsche Arbeitsfront“, München 1934, S. 76.

<sup>11</sup> W. F. Haug, Die Rolle des Ästhetischen bei der Scheinlösung von Grundwidersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft, in: Das Argument 64, 13. Jg., Heft 3, S. 211.

blickten auf den körperlich Tätigen verachtungsvoll herab“ (17). Das erweckte den Anschein, als gehörten die Faschisten nicht derselben Familie an wie die Bourgeoisie, und es versuchte sich den Arbeitern zu empfehlen als Helfer bei der Erkämpfung der ihnen historisch zustehenden Stellung. Jedoch sollten sich die Arbeiter nicht faktisch emanzipieren, sondern nur rein geistig, im Bewußtsein. Aus den faktisch unfreien Arbeitern sollte ein „innerlich freies Menschentum“<sup>12</sup> werden. Dr. Robert Ley gab denn auch das Rezept, wie diese Emanzipation zu bewerkstelligen sei: „Ich will versuchen, dem Volk ein Arbeitsethos zu geben, das heißt etwas Heiliges, etwas Schönes in der Arbeit sehen. Ich will versuchen, daß unsere Fabriken Gottes Tempel werden, und ich will versuchen, daß der Arbeiter der geachtete Mensch in ganz Deutschland ist“<sup>13</sup>. „In Tempeln sind Gebühren zu entrichten, so auch in der Fabrik, in der das Kapital der liebe Herrgott ist. Die Höhe der Gebühren wurden bei der Darstellung des „Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit“ aufgezeigt, die Gegenleistung ist die Verwirklichung der „Schönheit der Arbeit“.

Das Klassenbewußtsein sollte ersetzt werden durch „Ordnung und Disziplin, saubere Arbeit und Pflichterfüllung, Treue, Kameradschaft und Freude am Schaffen“ (98). Der Arbeiter soll „das selbstverständliche Bewußtsein (haben), daß man ihn schätzt und achtet“ (40). Als Hilfsmittel sollte auch hier die ästhetische Inszenierung dienen: „Wir haben dem Schaffenden das Gefühl für die Würde und Bedeutung seiner Arbeit wiedergegeben. Der Mensch kann erst stolz auf seine Arbeit sein, wenn er sie unter anständigen Bedingungen in einer sauberen und guten Umgebung verrichtet“ (255). Deshalb sollten beispielsweise Umkleideräume eingerichtet werden: „Die unzureichende Beschaffenheit der Umkleidemöglichkeiten hat dazu geführt, daß die Arbeiter in ihren ältesten, abgetragenen Sachen in den Betrieb kommen. Mit dieser Unsitte zu brechen, ist eine sozialpolitische Forderung“ (104). „Der Umkleideraum muß so beschaffen und eingerichtet sein, daß der Gefolgsmann in die Lage versetzt wird, auch in seinem besten Sonntagsanzug (!) in den Betrieb zu kommen.“ Auch sollte abgeschafft werden, daß „die Arbeiter ihre ältesten ‚Klamotten‘ im Betrieb auftragen. Das aber ist weder des Betriebes (!) noch des Arbeiters würdig“ (76). Deshalb wurde „einheitliche Kleidung“ empfohlen. Das „hat sich auf . . . den kameradschaftlichen Geist günstig ausgewirkt“ (76). Jedoch müssen die Faschisten hier einräumen, daß die Arbeiter nur manchmal auf dieses Mittel hereingefallen sind. „In anderen Fällen konnte man bei der Gefolgschaft selbst Widerstände gegen eine ‚Uniformierung‘ feststellen“ (76). Hier verrät die Sprachregelung die Nazis. Sie wurden ertappt, die Arbeiter erkannten die Absicht der Uniformierung, und so versuchte das Amt „Schönheit der Arbeit“, sich durch Anführerstriche zu distanzieren, ohne die Sache aufzugeben.

<sup>12</sup> Dr. Daescher, Die DAF, S. 76.

<sup>13</sup> Dr. Robert Ley 1937 in Magdeburg, nach: „Ermüdung — Arbeitsgestaltung — Leistungssteigerung“, DAF, Berlin 1938, S. 20.

Verfolgen wir die Konstruktion weiter, die dem Arbeiter Ansehen und Würde verschaffen wollte. Da die materielle Lage der Arbeiter im Faschismus schlecht war und es vieler Fürsorgeeinrichtungen des Staates und der Betriebe bedurfte, bestand die Gefahr, daß der ganze Schwindel und Betrug der „Würde des deutschen Arbeitsmannes“ aufflog. Deshalb mußte darauf geachtet werden, daß die Sprache die Faschisten nicht verriet. „Wohlfahrt“ ist an sich ein gutes deutsches Wort und hatte ursprünglich einen geraden und unverfänglichen Sinn. Aber es hat nun mal in einer bösen Zeit einen schlechten Beigeschmack erhalten. Die Wohlfahrtseinrichtungen von früher sind aus einem ganz anderen Geist entstanden als die Gemeinschaftseinrichtungen unserer Musterbetriebe. Das ‚Amt Schönheit der Arbeit‘ hatte deshalb von Anfang an darauf gedrungen, Bezeichnungen wie ‚Wohlfahrtseinrichtungen‘ oder ‚Abteilung für soziale Fürsorge‘ aus dem Sprachschatz unserer Betriebe zu streichen. Einrichtungen, die zur Pflege der Betriebsgemeinschaft (!) geschaffen werden, sollen ‚Gemeinschaftsanlagen‘, ‚Gemeinschaftsräume‘ und ‚Gemeinschaftseinrichtungen‘ heißen. In einem Betrieb in Thüringen hängt an der Tür einer solchen Abteilung das Schild ‚Abteilung Betriebspflege und Arbeitsfreude‘. Das ist eine schöne Bezeichnung für diese Tätigkeit...“ (232). Jedoch ist auch hier die Produktion des schönen Scheins nicht so geschlossen, daß nicht ab und zu die tatsächliche Beurteilung der Arbeiter durch das Kapital hindurchbricht. Bei einer Empfehlung des „Taschenbuchs Schönheit der Arbeit“ zur Errichtung von Kindergärten in den Betrieben steht folgendes: „So, wie es in manchen Betrieben gemeinsame Lager- und Stapelplätze und andere Einrichtungen gibt, sollte es auch bald in genügender Anzahl Kinderspielplätze geben“ (186). Auch in dem Abschnitt „Betriebsführer haben Einfälle“ ist der Standpunkt des Kapitals illustriert. „Um ihnen (vier Arbeitskameraden) die tägliche Radfahrt von 40 Kilometern zu ersparen, stellte ihnen der Betriebsführer ein Auto zur Verfügung, in dem sie jetzt die tägliche An- und Abfahrt zurücklegen“ (231). Zu diesem Texte hatte ein Künstler namens Peter Landhoff eine Zeichnung gemacht, die die 4 Arbeiter in einem Auto zeigte. Alle vier in Sonntagsanzügen, einem wurde folgender Satz in den Mund gezeichnet: „... und früher kamen wir schon völlig erschöpft an unserem Arbeitsplatz an...“ (231)! Bei seinen Wohltaten, Inszenierungen und „Kameradschaftliche(n) Sorge(n)“ ging es dem Kapital nur darum, aus den Arbeitern willfähiges Ausbeutungsmaterial, Ausbeutungsobjekte zu machen.

### 3. „Kraft durch Freude“

Karl Marx hat nachgewiesen, wie die individuelle Konsumtion der Arbeiterklasse ein Moment im Prozeß der Produktion und Reproduktion des Kapitals ist<sup>14</sup>, „individuelle Konsumtion“ meint den Prozeß der Erhaltung der Arbeitskraft. Momente dieses Prozesses sind Essen, Trinken etc. genauso wie kulturelle Betätigung, Sport,

14 Karl Marx, Das Kapital, S. 597.

Wandern und Erholungsreisen. Wenn nun der Faschismus durch das „Amt für Schönheit der Arbeit“ dafür sorgte, daß einerseits genügend Sportstätten errichtet und andererseits staatlich organisierte Erholungsreisen durchgeführt wurden, so war das kein Selbstzweck, sondern sollte dazu dienen, „die Gewähr für die Gesunderhaltung der Werktätigen, des wertvollsten Teils unseres Volkes“ (259) zu garantieren. „Sport und Spiel . . . machen hart und leistungsfähig, tatkräftig und selbstbewußt“ (170). Dieses allgemeine Programm, die Arbeitskraft zu erhalten und dies nicht nur dem Selbsterhaltungstrieb der Arbeiter zu überlassen, ist in den Ausführungen des „Taschenbuchs Schönheit der Arbeit“ noch detaillierter ausgeführt. Die Maßnahmen, die von staatlicher Seite dem Kapital vorgeschlagen wurden, richteten sich „nach den Gegebenheiten der Arbeit im Betrieb“ (62). „Wer eintönige, sitzende Arbeit verrichtet, wird in den Pausen und nach Arbeitsschluß das Bedürfnis zu körperlicher Bewegung haben. Wer dagegen eine Arbeit hat, die mit erheblicher körperlicher Anstrengung verbunden ist, wird vielmehr in der Pause den Wunsch haben, auf einer bequemen Sitzbank oder im Grase dahingestreckt in völliger Ruhe zu verharren“ (162). Jedoch nicht nur die Regeneration der Arbeitskraft während der Arbeitspausen oder nach Feierabend war der Gegenstand der Anstrengungen. Bekannt ist das Unternehmen „Kraft durch Freude“, das Ausflüge und hauptsächlich Urlaubsfahrten organisierte. „Dr. Ley hat einmal gesagt, daß der Betriebsführer um den Urlaub seiner Gefolgschaft eigentlich noch mehr besorgt sein müßte als die Gefolgsmänner selbst, weil der Betrieb es ist, der den meisten Vorteil davon hat, wenn der Gefolgsmann aus einem gesunden und vernünftig verbrachten Urlaub froh und gekräftigt wieder an seinen Arbeitsplatz zurückkehrt. Der Wahrheit dieser Erkenntnis wird sich wohl niemand verschließen können“ (184). Ein Betriebsführer schreibt denn auch sehr zufrieden dem „Amt für Schönheit der Arbeit“: „Eine KdF-Reise kann Wunder wirken . . . Da wird der Mensch wirklich frei und froh, kommt wie neugeboren heim“ (228). Die „mannigfachen kleinen Hemmungen“ (228), die manche Arbeiter dann aber doch davon abhielten, mit KdF eine Reise zu machen, wurden von einem Betriebsführer erschnüffelt. Er stellte fest: „Ein Reisehinderungsgrund wiederholte sich öfters: es fehlte an der richtigen Ausrüstung“ (228). Er richtete einen KdF-Schrank ein, in dem vom Regenmantel über Koffer und Decken bis zu Ferngläsern und Fotoapparaten alles enthalten war und den KdF-Reisenden leihweise zur Verfügung gestellt wurde. Daß bei jeder KdF-Reise, die per Schiff an fremden Küsten vorbeiführte, mindestens ein Spitzel mitgeschickt wurde<sup>15</sup>, stand nicht im „Taschenbuch Schönheit der Arbeit“ und war auch nicht am KdF-Schrank vermerkt. Die allen Berichten<sup>16</sup> gemeinsame Feststellung lautet: „Über Politik wurde nicht gesprochen“, anscheinend war es den Faschisten gelungen, die Arbeiter so weit zu ent-

15 SD-Berichte von KdF-Reisen.

16 SD-Bericht, Institut für Zeitgeschichte, München, MA 641 77 2709.

mündigen, mehr durch Terror als durch das Zuckerbrot einer KdF-Reise, daß sie zu politischen Objekten geworden waren. Ein Spitzelbericht<sup>17</sup> sei hier zitiert: „Verschiedentlich konnte festgestellt werden, daß, sobald das Schiff in Landnähe kam, leere Flaschen ausgeworfen wurden, die in kurzer Zeit an Land gespült wurden. Da auf diese Weise die Möglichkeit besteht, Mitteilungen in unberufene Hände gelangen zu lassen, muß hierin eine Gefahr erblickt werden, und es wäre angebracht, das Auswerfen von Flaschen zu verbieten.“ Der schöne Schein genügte also nicht, die Faschisten waren nicht sicher, daß sie das Volk so „nervenstark und zufrieden“ gemacht hatten, daß man mit ihnen „gute Politik zu treiben vermag“. So zeigte sich, daß der zweite Aspekt der Freizeitanlagen — neben der Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter — die Kontrolle der Freizeit der Arbeiter durch das Kapital ist.

### Zusammenfassung

Der Einsatz von ästhetischen Mitteln in der Produktionssphäre bekommt durch seine gesamtgesellschaftliche Realisierung im Faschismus eine neue Qualität, da dieser bewußte Einsatz — mindestens in der Tendenz — zu einer Produktionsbedingung wurde. Untersuchungen, Geld und praktische Anleitungen wurden nicht mehr unter dem Kommando einzelner Privatkapitalisten besorgt, erarbeitet und eingesetzt. Bis 1937 soll „die Abteilung ‚Schönheit der Arbeit‘, die sich mit der Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den Werkstätten befaßt, ... über 500 Millionen Reichsmark für Verschönerung und Verbesserung der hygienischen Einrichtungen aufgewendet<sup>18</sup>“ haben. Diese enorme Summe ist also nicht die Addition dessen, was einzelne Kapitalisten aufgewendet haben, sondern das, was der staatliche Apparat zur Verfügung gestellt hat. Die Hauptnutznießer dieses Geldes waren die Monopole, die auf diese Art und Weise staatliche Mittel zur privaten Verwertung zugewiesen erhielten.

Welche gesellschaftlichen Verhältnisse zwangen das Kapital zum Einsatz dieser Mittel?

Das die bürgerliche Gesellschaft bestimmende gesellschaftliche Verhältnis ist das zwischen Lohnarbeit und Kapital, ein Verhältnis, das in sich einen antagonistischen Widerspruch trägt, der zu seiner Auflösung drängt. Dieser Widerspruch führte in den zwanziger Jahren zu starken Klassenauseinandersetzungen, ein Zeichen für die Verschärfung dieses Widerspruchs. Seine weitere Verschärfung führte zum Faschismus selbst, der den Klassenaufrag hatte, die bürgerliche Gesellschaft zu erhalten. Mit Hilfe ästhetischer Inszenierungen — nicht nur innerhalb der Produktionssphäre — mußte dieser Widerspruch überhaupt, nicht nur seine Verschärfung, verschleiert und abgeleugnet werden, damit die Arbeiter vom Klassenkampf abgehalten

17 Dr. Daescher, „Die DAF“, S. 76.

18 Arbeitertum, 1937, Nr. 7, S. 5.

wurden. Deshalb war der nationalsozialistische Staat im Interesse der Erhaltung des Kapitalismus gezwungen, sich mit sozialem Schein zu umgeben, und auch das Kapital war diesem Zwang unterworfen. Es baute in seinem unmittelbaren Herrschaftsbereich, der Produktionssphäre, diesen sozialen Schein auf. Ein Hilfsmittel war das Amt „Schönheit der Arbeit“. Das Kapital nahm soziale Forderungen der Arbeiter auf und löste sie teilweise ein. Dies teilweise Einlösen wurde dann als das Ganze ausgegeben und galt als der Beweis für das ganz Neue, für die „nationale Revolution“. Auf der staatlichen Ebene, in der Sphäre der Politik, übernahmen die Faschisten Teile der Kampfformen und Symbole aus der Arbeiterbewegung. Sie trennten die Form vom Inhalt und stopften in die sinnlos gemachte Hülle ihre politischen Forderungen und Absichten. Sie überwandten die Arbeiter, indem sie ihnen den Sozialismus vorgaukelten. Dies ist die politische Funktion solcher Unternehmungen.

Eine ökonomische Funktion der ästhetischen Inszenierungen ist, daß sekundäre Unzufriedenheitsfaktoren beseitigt werden, die sich negativ auf die Arbeitsproduktivität auswirken. Wenn sich Arbeiter über zu wenig Licht und Luft ärgern, so arbeiten sie unkonzentrierter. Werden diese Unzufriedenheitsfaktoren beseitigt, kann die Arbeitskraft des Arbeiters ungestört und konzentriert angewendet werden. Das ist vergleichbar mit Intensivierung der Arbeit, da während der ganzen Arbeitsperiode die Arbeitskraft mit konstanter Konzentration, die sich gegenüber der früheren als erhöhte darstellt, verausgabt werden.

Eine andere ökonomische Funktion ist die Stützung und Verbesserung der Verwertungsbedingungen des Kapitals, die Effektivierung der Ausbeutung durch die Verbesserung der vergegenständlichten Produktionsfaktoren. Wenn die Fabriken so gebaut werden, daß die Lichtverhältnisse bei der Produktion sich verbessern, genauer gearbeitet werden kann und weniger Ausschuß produziert wird, so trägt diese ästhetische Inszenierung zur Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit bei und ist vergleichbar mit jeder technischen Verbesserung.

Eine dritte ökonomische Funktion ist die Repräsentation des Kapitals gegenüber Kreditgebern und Kunden. Unter den faschistischen Verhältnissen trat der Staat oft in diesen beiden Funktionen auf. Er vergab Kredite und Aufträge, meist solche, die mit der Rüstung verbunden waren. Für das Einzelkapital war es leichter, im Konkurrenzkampf um dieses Geld zu gewinnen, wenn es den Forderungen des Amtes „Schönheit der Arbeit“ nachkam, obwohl das keine notwendige Bedingung war. Ein solcher Betrieb versprach mit Hilfe seiner Erscheinung die Bereitschaft, auch seinen individuellen Anteil zur Integration der Arbeiterklasse zu leisten.

Bei der Produktion des sozialen Scheins in der Produktionssphäre spielten Großbetriebe die Hauptrolle, denn erstens arbeitete in ihnen der größte Teil der bewußten Arbeiterklasse, deren Klassenbewußtsein gebrochen werden sollte, und zweitens spielten sie in der Rüstungsproduktion die wichtigste Rolle. Deshalb war der Anteil von

Großbetrieben an den „nationalsozialistischen Musterbetrieben“ — eine Auszeichnung, die das Amt „Schönheit der Arbeit“ vergab — besonders hoch.

Für das Kapital galt: „Wir wissen, alles Große braucht Zeit. Wir können nicht von heute auf morgen alle Fabriken einreißen und durch neue ersetzen. Aber es genügt, wenn man uns mit dem Herzen entgegenkommt, wenn vielleicht ein Blümchen hingestellt wird, wenn die Arbeiter auf einem Stückchen Erde ein bißchen Blumen züchten können<sup>19</sup>.“

Für die Arbeiter galt: Sie hatten zu gehorchen und nichts zu bestimmen. „Das Verhältnis zwischen ihm (dem Betriebsobmann) und dem Betriebsführer ist wie das des Oberfeldwebels zum Kompaniechef<sup>20</sup>.“ Das Kapital war der Befehlende, die Arbeiter sollten die Befehlsempfänger und -ausführer sein.

Die bürgerliche Gesellschaft hat die Niederlage des deutschen Faschismus und das „Amt Schönheit der Arbeit“ überdauert — mit ihr erhalten blieb die Produktion von Schein, die diese Gesellschaftsordnung benötigt, um ihr Auseinanderbrechen weiter zu verzögern.

19 „Auch die Arbeitsstätte soll schön sein“, Rede des Frankenführers Streicher auf der Festveranstaltung am 8. 9. 1936, zit. nach „Sammelveröffentlichungen des Amtes Schönheit der Arbeit“, 1934—37, S. 16.

20 Jenchu, Wang, Inauguraldissertation „Der Beitrag der DAF zum politischen und wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes“, Würzburg 1942, S. 21.

Michael Nerlich

## Romanistik und Anti-Kommunismus

### 1. Anpassung, Vertreibung, Widerstand

Es ist merkwürdig, wie wenig in den Diskussionen über das, was ehemals „Geisteswissenschaften“ genannt wurde, im Gegensatz zur Germanistik von Anglistik und Romanistik die Rede ist, obwohl immer mehr Lehrer in diesen Fächern, die man seit langem bereits unter die sogenannten Massenfächer rechnet, benötigt und mehr schlecht als recht ausgebildet werden, und obwohl nur antiquierte Vorurteile von einer größeren Bedeutung der Germanistik sprechen lassen könnten<sup>1</sup>. Schuld an diesem Schweigen über Anglistik und Romanistik, von der hier die Rede sein soll, ist vor allem die Vergangenheit der Germanistik. Die Romanistik besonders hat es sich im Vergangenheits-Windschatten der Germanistik bequem gemacht, und die Vertreter dieses Faches pochen bei Bedarf darauf, daß es von der berüchtigten „Nazi-Pest“ so gut wie nicht befallen worden sei<sup>2</sup>. Diese Argumentation hat länger standgehalten, als sie kritischer Überlegung hätte standhalten dürfen.

Die Romanistik hatte das „Glück“, daß eine Reihe ihrer bedeutendsten Vertreter (u. a. Auerbach, Ulrich Leo, H. Hatzfeld, Leo Spitzer) Juden waren, die von den Nazis vertrieben wurden und dadurch Platz machen mußten für nazi-gehemmes Mittelmaß und Unbedeutendes, über das man nach dem Krieg schnell das Gras des

1 Wie derartige Vorurteile sich auch noch in der (allerdings sehr milden) Selbstkritik der Germanistik tradieren (cf. vor allem Germanistik — eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von E. Lämmert, W. Killy, K. O. Conrady, P. von Polenz, edition suhrkamp, Bd. 204, Frankfurt/M. 1967), analysiert W. F. Haug in *Der hilflose Antifaschismus*, edition suhrkamp, Bd. 236, Frankfurt/M. 2 1968 (cf. auch P.-G. Völker, *Die inhumane Praxis einer bürgerlichen Wissenschaft. Zur Methodengeschichte der Germanistik*, *Das Argument*, Heft 49, 1968, 431—454). Daß sich, läßt man die Fach-Apologeten der Germanistik beiseite, irrationale Vorurteile noch an den unerwartetsten Stellen finden, sollte im Interesse einer gründlichen Diskussion nicht verschwiegen werden. So liest man in dem sonst sehr bedenkenswerten Aufsatz von Kaspar Maase *Germanistik — völkisch oder für das Volk?* (*kürbiskern* 1970, Heft 2, 270—289, 271) „... sicher ist die ‚Sensibilität‘ für die im Imperialismus alltägliche Verletzung humaner Werte bei den Studenten der deutschen Literatur überdurchschnittlich entwickelt“. Eine derartige Behauptung gehört eindeutig in den Marcuse-inspirierten Bereich neuer „Mythen“-Bildung: mit ihr enthebt man sich der Mühe exakter Analysen von Klasseninteressen. Steigert die Lektüre Rilkes etwa die Sensibilität mehr als die Lektüre Aragons?

2 Cf. z. B. H. R. Jaub, *Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft*, *Linguistische Berichte*, 1969, Heft 3, 44—56, 51.



Vergessens wachsen ließ, das allgemein unter der Bezeichnung „Bewältigung der Vergangenheit“ in der BRD geschätzt wird. Den jüdischen Gelehrten, die im Nazi-Reich blieben, ging es noch schlechter als den verjagten: Victor Klemperer mußte als rechtloser Hilfsarbeiter in die Fabrik, wurde geschlagen und gedemütigt und entkam den Henkern wie durch ein Wunder, und Elise Richter, die Wiener Romanistin, die es zwar zu Weltruhm, als Frau und Jüdin jedoch nie bis zur „Lehrkanzel“ hatte bringen dürfen, wurde in Theresienstadt ermordet<sup>3</sup>.

Daß diese Vertreter der reichsdeutschen Romanistik sich mit den Nationalsozialisten nicht verbrüderten, ist selbstverständlich; daß die bundesrepublikanischen Vertreter des Faches die Integrität ihrer jüdischen Kollegen post festum als Pauschalverdienst der deutschen Romanistik ganz allgemein verbuchten, ist es eigentlich — bei näherer Kenntnis dieser bundesrepublikanischen Gelehrten — auch. In Wahrheit allerdings haben sich die „arischen“ Vertreter der reichsdeutschen Romanistik mit der einen Ausnahme des Privatdozenten (!) Werner Krauss, der von den Nazis wegen aktiven Widerstandes gegen das Hitlerregime zum Tode verurteilt wurde, der gerettet werden konnte und dessen Verhalten jedem jungen bundesrepublikanischen Romanisten Verpflichtung und Ansporn sein mußte (und vielleicht auch wäre, würde Werner Krauss nicht auf alle möglichen subtilen und nicht subtilen Arten und Weisen, die eine eigene Untersuchung lohnten, verunglimpft)<sup>4</sup> nicht besser verhalten als die Vertreter anderer Wissenschaften auch. Wenn auch einige Romanisten sich „a-politisch“ verhielten, so ließen es sich andere, übrigens auch namhafte, nicht nehmen, sich anzupassen, „gleichzuschalten“ und sogar in Wort und Tat enragierte und engagierte Nazis zu sein, von Montaignes „jüdischem“ und Barrès' „germanischem Geist“ zu salbadern und in die Emigration gejagte Kollegen, um deren Forschungsleistungen sie sich nicht herummogeln konnten, ausschließlich mit dem Epitheton „jüdisch“ zu zitieren. Der eine oder der andere dieser nationalsozialistischen Romanisten (nicht etwa alle) wurde im westlichen Teil Deutschlands nach dem Krieg (wenn es sich gar nicht vermeiden ließ und möglichst nur vorübergehend) amtsenthoben, und für die Stumpfsinnigsten unter ihnen war immer noch ein Plätzchen frei in Spanien oder in Südamerika.

Das Alibi der Romanistik erweist sich bei näherer Betrachtung als außerordentlich fragwürdig, zumal mit ihm insgeheim zu verstehen gegeben wird, daß es in der Sache, der Romanistik selbst liegt, daß die, die sich mit ihr beschäftigen, gegen die berühmten „Versuchun-

3 Daß sich heute in Wien nicht nur die Studenten nicht einmal des Namens von Elise Richter mehr entsinnen, hat nichts Überraschendes: eine Gedenktafel mit ihrem Namen wurde aus „Diskretion“ erst gar nicht in der Universität angebracht.

4 Cf. zu Werner Krauss: K. Barck/M. Naumann/W. Schröder, *Literatur und Gesellschaft. Zur literaturwissenschaftlichen Position von Werner Krauss*, in: *Positionen. Beiträge zur marxistischen Literaturwissenschaft in der DDR*, Bibliothek Reclam, Bd. 482, Leipzig 1969, 555—605; 667—688.

gen“ des Nationalsozialismus gefeiert waren und sind. Ein solches Mysterium wird nicht zuletzt durch eine romanistische Sprachwissenschaft zerstört, die gerade in jenen Jahren nichts unversucht ließ, weiland verlorene Gebiete per Orts-, Einwohner-, Feld-, Wald- und Flurnamensforschung oder germanisch-romanischen Wortproporz heim ins Göttenreich zu holen. Wie stolz man auf ähnliche Unternehmungen im Gebiet der Literaturwissenschaft war, zeigt der vom deutschen Tiefsinn berauschte Fritz Neubert in seinem Forschungsbericht *Von der Praeromanik bis zur Gegenwart*, in dem er freudig notiert: „die heute aktueller denn je gewordene Frage der *Beziehungen* und des Verhältnisses der französischen Literatur zum *deutschen Geist*“ sei zum „Brennpunkt des Interesses“ geworden<sup>5</sup>. In der Tat erfüllte eine nationale Begeisterung für Autoren vom Schlage Gobineaus oder Maurras' die Herzen der deutschen Romanisten, die von Neubert bis Hugo Friedrich mit Vorliebe bei Carl Schmitt die geistige Nahrung holten.

Der Boden für diese Entwicklung war freilich schon von langer Hand vorbereitet worden: es wäre nicht nur notwendig und an der Zeit, die deutsche Romanistik im Dritten Reich einer eingehenden Analyse zu unterziehen, sondern darüber hinaus auch wichtig, die Entwicklung der Romanistik seit dem Jahr 1871 als einen Teilbereich der deutschen imperialistischen Ideologie zu enthüllen<sup>6</sup>. Nichts schien in all den Jahren von 1871 bis zum Zusammenbruch des Nazi-Reiches großen Teilen der Forschung, die sich mit dem westlichen Nachbarn beschäftigte, wichtiger zu sein als der Nachweis, daß fast alles, was dieser an kulturellen Werten hervorgebracht hatte, „germanischen Geistes“ oder aber diesem unterlegen sei<sup>7</sup>: immerhin ist bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine der bekanntesten deutschen Witzfiguren in Frankreich, der Professor Knatschke aus Königsberg, ein — Romanist!<sup>8</sup>

5 Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, XVI, 1938, Heft 4, 531—578, 545.

6 Daß mit dieser notwendigen Enthüllung in der DDR begonnen wurde, hat nichts Überraschendes: cf. Victor Klemperer, *Das neue Frankreichbild (1914—1933)*. Ein historischer Überblick, Beiträge zur romanischen Philologie, 1961, 17—61; 1962, Heft 2, 70—115.

7 Im Verlag Eugen Diederichs in Jena erschien 1907 ein Spitzenprodukt dieser „Wissenschaft“: Ludwig Woltmann, *Die Germanen in Frankreich*. Woltmann gelang es noch, Montaigne der germanischen Rasse zuzuschlagen; verschiedene Romanisten im Dritten Reich wußten es später besser: Montaigne war „Halbjud“.

8 Cf. „Hansi“, Professor Knatschké. *Oeuvres choisies du grand Savant allemand et de sa fille Elsa*, Paris 1912, 19: „Parmi tous les savants qui ont traité, ces temps derniers, la question de la lutte culturelle Germano-Française, le Professeur Knatschké — Koenigsberg occupe une place prépondérante. Ses études sur Paris, sur la question de la culture intellectuelle en Alsace, etc. approfondies avec tant de science, une clairvoyance si avertie et le mâle courage Germanique ont fait, à juste titre, sensation en Alsace. Les Alsaciens sont fiers du grand intérêt que prend en eux le célèbre Savant Allemand qui, comme il le dit lui-même: ‚était, depuis

## 2. Der französische Geist

Natürlich waren nationale Borniertheit und Arroganz kein ausschließlich deutsches Privileg<sup>9</sup>, und tatsächlich ist nicht zu leugnen, daß viele deutsche Romanisten nach dem Ersten Weltkrieg durchaus guten Willens und zur Verständigung zwischen den beiden Nationen bereit waren. Freilich kam ihnen der Gedanke nie, daß eine solche Verständigung mit einer kritischen Überprüfung der eigenen Vergangenheit hätte beginnen müssen. So zeigten sie sich bisweilen äußerst empört und gekränkt, wenn sie bei ihren Freundschaftsbekundungen, die meist darin bestanden, zu zeigen, wie sehr man sich doch im Geiste ähnlich sei, nicht so recht auf Gegenliebe, geschweige denn auf Begeisterung stießen<sup>10</sup>. Das war besonders hart, ging es doch um so subtile Dinge wie den „deutschen“ und den „französischen Geist“ und vor allem um die Aussöhnung zwischen den beiden „Geistern“.

Auf diese „Geisteswissenschaft“, deren Völkerpsychologismen einer einfaltsreichen Landeskunde den Weg bahnten, als dessen monumentalstes Werk der berühmte „Curtius-Bergsträsser“ zu gelten hat<sup>11</sup>, der auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch als Albtraum in der Ausbildung junger Romanisten seine obligatorische Rolle spielte<sup>12</sup>, soll hier nur kurz hingewiesen werden. Daß auch sie ihren

son enfance, suspendu au rêve du retour de l'Alsace par toutes les fibres de son coeur“). Natürlich war Knatschke eine erfundene Gestalt. Nicht erfunden aber ist, was Ernst Robert Curtius vierzehn Jahre später (1926) an Romain Rolland schrieb und wiederum 26 Jahre später dem bundesrepublikanischen Publikum als Dokument seiner damals bereits außerordentlich entwickelten europäischen Reife präsentierte (Rückblick 1952 in *Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert*, Bern/München 2 1960, 513—527, 514): „Lieber Romain Rolland! Sie werden sich kaum mehr jenes Frühlingssnachmittags des Jahres 1912 erinnern, an dem unsere erste persönliche Berührung stattfand. Für den jungen Deutschen, der sich damals das Herz faßte, Sie anzureden, und der in seiner Erregung nur Verwirrtes stammeln konnte, war es ein denkwürdiger Lebenstag. Er kam aus seiner elsässischen Heimat. Er lebte seit Jahren in der befruchtenden und quälenden Spannung dieser Erde, wo deutsches und französisches Wesen in den ehrwürdigen Denkmälern der Geschichte und im Pulsen gegenwärtigen Lebens sich gegenübertraten, sich verstrickten, anzogen und abstießen. Er suchte nach einer Lösung, nach einer Harmonie, nach einem Lebenswort, das diese Spannungen ausgleichen und die entzweiten Volksgeister zusammenführen würde.“

9 Cf. André Gide, *Réflexions sur l'Allemagne in Incidences*.

10 Cf. u. a. Otto Grautoff, *Die Wiederaufnahme der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich*, in: *Das gegenwärtige Frankreich*, Halberstadt 1926, 204—217.

11 E. R. Curtius/A. Bergsträsser, *Frankreich*, Berlin/Leipzig 1930, 2 Bde.

12 In der noch 1972 gültigen „vorläufigen“ Westberliner Staatsexamensprüfungsordnung von 1958 wird gefordert „Bekanntschaft mit den geographischen, regionalen und (!) politischen Verhältnissen Frankreichs, soweit (!) sie zum Verständnis des französischen Volkes (!) notwendig sind“.

13 Cf. V. Klemperer, *Das neue Frankreichbild*, I. c.

nicht unwichtigen Beitrag zur ideologischen Vorbereitung des Dritten Reiches geleistet hat, wurde zwar von Victor Klemperer bereits eindrucksvoll dargestellt, in der BRD jedoch mit Schweigen übergegangen<sup>14</sup>.

Die platteste Form der „Geister“-Kunde war die, die den „französischen Geist“ auf einen Nenner brachte: Rationalität, Klarheit, Seichtigkeit des Gemüts und Mangel an Phantasie. Deutsch war das Gegenteil. Die Forschung aber, deren Ziel es war, „eben Gesamtkenntnis vom Wesen des Nachbarvolkes [zu] übermitteln“<sup>14</sup>, versteifte sich in Ermangelung eines wissenschaftlich nachprüfbaren Bezugssystems auf die stereotype Wiederholung der Klischees und schlug, da die Franzosen auf den Versuch, doch endlich selbst zu Germanen zu werden, absolut nicht eingehen wollten, in ihr ursprünglich fremde Ziele, ja, in ihr Gegenteil um. Statt Ausgleich suchte man nun die Abgrenzung, von der Eduard Wechßlers Prachtschinken *Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen* (Bielefeld/Leipzig 1927) das eindrucksvollste und naivste Zeugnis ablegt. Wechßler hatte den welschen Charakter des Franzosen durchschaut: der Berliner Ordinarius stellte ihm den deutschen gegenüber. Um den Wert dieses Unternehmens einzuschätzen, genügt es, die Kapitelüberschriften zu studieren: „*Le besoin d'émotions et de sensations: l'impressionisme national — Die deutsche Einführung // L'ordre et le style — Deutsches Naturgefühl // L'horreur de l'infini — Unser Drang ins Unendliche // La vie sociale et sociable: le courtisan et le bourgeois — Das deutsche Eigendasein und Eigenrecht: Grundherr und Bauer // La joie de vivre et la sérénité — Ernsthaftigkeit des Deutschen // La curiosité pour les nouveautés; et l'ennui — Unsere Treue zum Alten // [usw., usw.]*.“

### 3. Der europäische Geist

„Wer das wahre, das lebende, das neue Frankreich erkennen will“, spottete Victor Klemperer bereits 1925, „der muß auf seine großen neuromantischen Dichter, die Verlaine und Rimbaud, die Claudel und Duhamel und Romaines hören und ihnen ablauschen, wie sich das statische Wesen in ein dynamisches, das plastische in ein musikalisches, ja beinahe das französische in ein deutsches verwandelt hat“<sup>15</sup>.

Der Hauptvertreter dieser Forschungsrichtung, die im französischen Nachbarn den deutschen Michel erkennen wollte, mit dem man sich dann leicht hätte verbrüdern können, war Ernst Robert Curtius, gegen den sich wohl auch Klemperers Spott richtete. Curtius freilich gab vor, der deutschen und französischen Nachkriegsjugend etwas ganz Neues zu bieten: statt des „nationalen Geistes“, der soviel Unheil angerichtet hatte, sollte es nun der „europäische Geist“ sein, den er mit viel Pathos in seinem Buch *Die literarischen Wegbereiter des*

14 V. Klemperer, Die neueste französische Literatur und die deutsche Schule, in: Die moderne französische Literatur und die deutsche Schule, Leipzig/Berlin 1925, 61—97, 91.

15 Ib. 65.

neuen Frankreich<sup>16</sup> in seiner französischen Variante vorstellte: André Gide, Romain Rolland, Paul Claudel, André Suarès und Charles Péguy. Das war mit Ausnahme Romain Rollands (aber mit Einschluß Gides, der zu dem Zeitpunkt noch keinen Hang nach „links“ verspürte) eine qualitätsvolle Auswahl edelkonservativer, ja, z. T. reaktionärer Franzosen, und Walter Benjamin vermerkte denn auch bereits 1919 ganz zu Recht: „Das Buch von Curtius . . . werde ich auch lesen. Es ist ja vorderhand das einzige, was es hierüber gibt. Daß es ahnungslos ist, erweist ja schon die Zusammenstellung der im Titel genannten Autoren ebendort mit Romain Rolland<sup>17</sup>.“

Curtius aber befand: „Es handelt sich um eine Auslese dessen, was auf dem Boden des zeitgenössischen französischen Schrifttums einer gemeinsamen neuen Geisteswelt Europas zuwächst. Deshalb war alles auszuschließen, was rein innerfranzösische Bezüge hat: was nur Fortsetzung französischer Tradition ist, vor allem die nationalistische und neuklassizistische Literatur<sup>18</sup>.“ Daß diese Orientierung einer Wissenschaft, die erklärtermaßen „völkerversöhnend“<sup>19</sup> wirken wollte, an der Basis immer noch nationalistisch war, beweist die weitere Entwicklung von Curtius, bei dem auf die Liebeserklärungen an das konservative Frankreich bald der Katzenjammer folgte<sup>20</sup>: zum Verhängnis nicht zuletzt der reichs- und bundesdeutschen Romanistik.

#### 4. Der reine Geist

Bei allen Differenzen im Detail war und ist man sich unter den reichs- und bundesdeutschen Geisteswissenschaftlern über eines immer einig: der „Geist“, was auch immer das sein mag, muß „rein“ und „uninteressiert“ sein. Mit anderen Worten: Wissenschaft und Politik sind ihrer Meinung nach unvereinbar: „Man Sorge für strenge und unerbittlich kritische Wachsamkeit über jeden, der politische und nationalistische Tendenzen in die Wissenschaft trägt“, forderte Benedetto Croce in seiner Einleitung zu Karl Vosslers *Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist*, „man übe sich selbst und die anderen in der Beobachtung haarscharfer Ehrlichkeit des Erkenntniswillens: und man wird für die lebendige Erhaltung der Einheit der Kultur, der menschlichen Eintracht und Brüderlichkeit etwas geleistet und die erhabene Civitas, als deren Bürger wir uns alle zusammenfinden, die echte Civitas humani generis befestigt und

16 Die erste Ausgabe erschien 1918. Im folgenden ist die erweiterte Ausgabe benutzt, die mit dem Titel *Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert* erschien (Bern/München 2 1960). Hinzugekommen waren Essays über Proust, Valéry, Larbaud, Maritain, Bremond.

17 Briefe, Frankfurt/M. 1966, 2 Bde., I, 228.

18 *Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert*, ed. cit., 5.

19 F. Clément, *Das literarische Frankreich von heute*, Berlin 1925, 8.

20 Cf. zur Entwicklung des Curtiusschen Frankreich-Bildes: Victor Klemperer, *Das neue deutsche Frankreichbild (1914—1933)*, II, Beiträge zur romanischen Philologie, 1963, Heft 1, 88—89; Heft 2, 70 ff.

erweitert haben<sup>21</sup>.“ Befestigt gegen „Straßenaufstände und Revolutionen“, die sich „in der Tat“ „ohne Galgenvögel“ nicht realisieren lassen<sup>22</sup>, und erweitert nicht etwa für die „ewige Masse“, der man ohnehin nicht austreiben kann, „sich als Masse zu benehmen und ihre trüben Träume für Erkenntnisse zu halten und als Wahrheiten aufzustellen“<sup>23</sup>.

In dieser „echten Civitas humani generis“ der Croce und Vossler herrscht freilich nicht die nach Vossler „entehrende Angst vor Hunger“, eher schon die vor der „Anarchie“<sup>24</sup>, wie sie wohl vor allem in „den kulturärmeren Randvölkern des Ostens“<sup>25</sup> anzutreffen war: in der „echten Civitas humani generis“ sprach man Griechisch, allenfalls noch Latein oder irgendeine menschenwürdige Sprache wie Italienisch oder Deutsch, nicht aber Esperanto. Denn: „Man kann den Esperantozweck nicht verwirklichen, ohne eine Esperantogesinnung zu erzeugen oder zu haben. Diese Gesinnung heißt Pazifismus, Internationalismus, radikaler Sozialismus, Kommunismus, Rationalismus, absolute Gleichmacherei, Utilitarismus und Technizismus“<sup>26</sup>.“ Das sind die Dinge, von denen der Forscher sich freizuhalten, die er zu fürchten hat: Gott sei Dank aber gibt es noch positive Kräfte, die diese Perversionen bekämpfen, die im Innern gegen „unsere undeutschen Schwarmgeister . . .“ vorgehen, „die der Menschheit außerhalb aller nationalen Verbände glauben dienen zu müssen“<sup>27</sup>, und die auch im Land der Inquisition nach Recht und Ordnung sehen: „. . . der Krieg“, jauchzt Vossler 1938, noch bevor die Faschisten das freie Spanien erschlagen, bevor sie mit Hilfe der italienischen und deutschen Faschisten die Republik beseitigt hatten, „der Krieg, den heute General Franco gegen den Bolschewismus führt, ist es nicht wiederum ein Glaubenskampf“<sup>28</sup>?“ In diesem Sinn hielten sich die Vertreter der „haarscharfen Ehrlichkeit des Erkenntniswillens“ von der Politik „fern“ und blieben natürlich „rein“ von all jenen Esperantisten, die zum Entsetzen von Vossler „den deutschen Eisenbahnern“ „gratis“ beigebracht wurden<sup>29</sup>, und in eben diesem Sinn erhob auch der berühmteste Vertreter des „reinen Geistes“ seine Stimme: „in einem stehen die Universitäten geschlossen zusammen“, verkündet E. R. Curtius 1932 in *Deutscher Geist in Gefahr*, „in dem

21 Einleitung zu K. Vossler, *Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist*. Es handelt sich um Vorträge von Vossler, die dieser 1925 gehalten hat, die 1948 beim Klett Verlag in Stuttgart erschienen und in dieser Ausgabe nachgedruckt wurden in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1963, 8—9.

22 Ib. 6.

23 Ib. 5.

24 Ib. 47.

25 Ib. 49.

26 K. Vossler, *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923, 259.

27 *Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist*, ed. cit., 65.

28 Spaniens große Dichter in *Die Romanische Welt*, München 1965, 238 bis 242, 238.

29 *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, I. c., 259.

ernsten und hundertfach erhärteten Willen, den politischen Kampf aus der Universität fernzuhalten<sup>30</sup>“.

### 5. Der Frontkämpfergeist

Es gibt einen Mythos, eine Ernst-Robert-Curtius-Legende: 1932, so etwa lautet sie, stand der Bonner Gelehrte mannhaft auf und schleuderte den Nationalsozialisten sein romanistisches „J'accuse“ entgegen. Dann freilich kamen die Nazis trotzdem, und Curtius verstummte und wandte sich voll Ekel von der Gegenwart ab und dem Mittelalter zu. Curtius ging in die innere Emigration. Kein bundesdeutscher Romanist, der nicht mit Curtius erzogen wäre, kein oder doch kaum ein bundesdeutscher Romanist, der diese Curtius-Legende nicht kennt, denn er, der große Curtius selbst hat sie uns allen erzählt: 1952, zwanzig Jahre später schrieb er in vollendeter Bescheidenheit über das „Büchlein *Deutscher Geist in Gefahr*“, es habe ihm „im März 1933 eine Rüge des *Völkischen Beobachters*“ eingetragen: „Ich war und blieb zwölf Jahre hindurch persona ingrata . . .“<sup>31</sup>. „Auf den geistigen Widerstand des Bonner Gelehrten waren wir stolz: so integer war die Romanistik, so integer war der große Curtius, daß er zwölf Jahre hindurch von den Nazis zum Schweigen verurteilt war (auf die eine vornehm-warnende Stimme von Werner Krauss achteten wir nicht: wer glaubt in der BRD schon einem Kommunisten?)“<sup>32</sup>.

Und es ist ja auch richtig: Curtius wendet sich in seinem „Büchlein“, das im Gegensatz zu vielen anderen seiner Schriften nach 1945 keine Neuauflage erlebt hat, gegen die Bildungs- und Kulturfeindlichkeit der Nationalsozialisten, deren Haß auf die „westliche Zivilisation“ er *zum Teil* verurteilt. Die Probleme der Bildung, so schreibt er, könnten im Grunde am besten vom „Zentrum“ betreut und gelöst werden, doch wenn diese Partei auch „heute zum Vorkämpfer der bedrohten Wissenschaft und Forschung geworden“ sei, sei sie doch insgesamt unbrauchbar, denn das „Zentrum“ „versteht“ „freilich“, „seine eigenen Geschäfte (unauffällige Personalpolitik!) zu besorgen“<sup>33</sup>. Das „Heil“ kann daher von dieser Partei nicht ausgehen<sup>34</sup>; es kann erst aus neuer, nationaler Besinnung erwachen! „Aber wie steht es mit dem Kulturbegriff der nationalen Bewegung?“, fragt Curtius besorgt: „Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Denn die Parteien, Gruppen und Kreise, die sich als ‚national‘ bezeichnen, weisen die stärksten Unterschiede und Gegensätze auf. Ich schließe daraus, daß wir heute in Deutschland den wahren Nationalismus noch gar nicht haben“<sup>35</sup>.

30 Stuttgart/Berlin (2. Aufl.) 1932, 75.

31 Rückblick 1952 in *Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert*, I. c., 527.

32 Cf. W. Krauss, *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag*, in: *Studien und Aufsätze*, Berlin 1959, 19—71, 58—59.

33 *Bildungsabbau und Kulturhaß*, in: *Deutscher Geist in Gefahr*, ed. cit., 36.

34 Cf. ib. 44—46.

35 Ib. 34.

Vom „wahren Nationalismus“ hat der Bonner Gelehrte festumrissene Vorstellungen: er muß sein wie „im August 1914“, als man jubelnd gegen Frankreich zu Felde zog, „keine Parteien mehr“, so wünscht Curtius diese unglückliche Epoche zurück, „nur noch Deutsche“: „Jene nationale Begeisterung ist damals freilich bald zerstoßen“, fügt er betrübt hinzu, „aber in der Elite der Frontkämpfer hat sie sich erhalten.“ Zu dieser „nationalen Begeisterung“, zu diesem „vaterländischen Geist“, sagt Curtius, müssen wir zurück: „Wenn dieses Programm Nationalismus heißen soll, so bin ich überzeugter Nationalist<sup>36</sup>.“ Curtius, der natürlich nicht versäumt, auch den Langemarck-Blut-Mythos gemein-kitschig zu beschwören<sup>37</sup>, war überzeugter Nationalist: seine „Kritik“ an den Nationalsozialisten wird erst aus der Perspektive seiner „Frontkämpfer“-Philosophie verständlich, denn alles, was er letztlich den Nationalsozialisten, die er (wahrscheinlich im Namen des später suggerierten Widerstandes) sogar „Schwärmer“ zu nennen wagt, vorzuwerfen hat, ist ihre Verachtung für den „Geist“, worunter selbstverständlich immer der seine zu verstehen ist: für den Nationalisten Curtius ist der Nazi-Slogan: „Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters“ nichts weiter als ein „naive[s] Bekenntnis<sup>38</sup>“!

## 6. Der anti-kommunistische Geist

Es sei noch einmal notiert: die hier vorgestellten Schriften von Curtius erschienen nicht etwa im Dritten Reich, sondern vor der sogenannten „Machtübernahme“: was er den Nazis vorzuwerfen hat, ist ihre Unschuld, mit der sie kommunistischer Propaganda aufsaßen, und er belehrt sie, daß es dem nationalen deutschen Wesen fremd ist, Kulturhaß zu entwickeln, zumal der „Bildungsabbau“, wie er glaubt, doch gegen die eigenen Interessen, die Interessen der Bourgeoisie verstößt<sup>39</sup>: „Er wird aus Gründen politischer Natur von verschiedensten Interessengruppen gewollt. In diesem Sinne ist der Bildungsabbau Ausdruck eines echten, politisch handelnden *Kulturhasses*. In monumentaler Form tritt das in Rußland zutage<sup>40</sup>.“ Und damit sind wir beim Kern aller Ängste des Bonner Romanisten angelangt: die Gefahr für den „deutschen Geist“, vor der er warnt und aufgrund derer er sich zwanzig Jahre später als Widerstandskämpfer

36 Ib. 35.

37 In *Krisis der Universität?* in: *Deutscher Geist in Gefahr*, ed. cit., 52: „Damals schuf Norbert von Hellingrath mit fehlerhafter Methodenbeherrschung die kritische Ausgabe von Hölderlin, die zugleich ein Denkmal ergriffener Huldigung war. Das ist die deutsche Jugend, die bei Langemarck verblutete und deren Bild heute so oft verzerrt wird.“ (Cf. zum Langemarck-Effekt W. F. Haug, *Der hilflose Antifaschismus*, I. c., 90 ff.)

38 Bildungsabbau und Kulturhaß, in: *Deutscher Geist in Gefahr*, ed. cit., 20, 30.

39 Ib. 21 ff. Daß nationalistisches Denken und Bildungsschwärmerei kein Widerspruch zu sein brauchen, zeigt E. Loewy, *Literatur unterm Hakenkreuz*, Frankfurt/M. 1966, 53 f.

40 Ib. 21.



gegen den Nationalsozialismus auszugeben beliebte, kommt für ihn ausschließlich von links, noch genauer von Sozialismus und Kommunismus und noch genauer: von den jüdischen Vertretern des Sozialismus. Wenn er als „Frontkämpfer“-Ideologe an den Nazis, den „Schwärmern“, der „rechtsrevolutionären Jugend“ Kritik übt, wobei er sich vor allem an den Intellektuellen-Kreis der „Tat“ wendet, dann weil er ihnen vorwirft, daß sie mit ihrer Polemik gegen die „Bildung“ (natürlich ohne sich dessen bewußt zu sein) kommunistische Politik, so wie Curtius sie sich vorstellt, machen: „... diese Geistesgegner sind nicht Pöbelhorden, sondern ... Intellektuelle<sup>41</sup>.“ Gegen die Nazi-Barbaren stellt er den Nazi-Mythos vom „Kultur bolschewismus“<sup>42</sup>: „Daß der Kommunismus keinen Raum für die Pflege unseres Kulturerbes hat“, behauptet er, „ist selbstverständlich“<sup>43</sup>, und was selbstverständlich ist, braucht nicht weiter begründet zu werden. Wichtig allein ist, die eigene nationale Gesinnung unter Beweis zu stellen: es wird Zeit, schreibt der romanistische Widerstandskämpfer ein Jahr vor dem Beginn der Nazi-Herrschaft, daß die herrschenden Parteien im Verfolg der nationalen Besinnung abgelöst werden, denn in ihnen ist niemand, „der das innere Recht [!] hätte, im Namen der deutschen Bildung zu sprechen. Die Sozialdemokratie kann es, ihrer Herkunft gemäß, schwer tun. Immerhin nimmt sie seit neuestem Hegel für sich in Anspruch, obwohl dieser Anspruch, wie Sombart nachgewiesen hat, völlig unbegründet ist“<sup>44</sup>. Da Curtius aber kein Risiko eingehen will, versäumt er es nicht, sich schnell noch gegenüber eventuellen Nationalsozialisten abzusichern: „Für den Sozialismus brauchte das an sich nicht zu gelten. Doch ist hier die Lage noch [!] ungeklärt, um nicht zu sagen: heillos und trostlos“<sup>45</sup>.

Auf dem Hintergrund des rechts-nationalen Gesinnungsnachweises erlaubt Curtius sich dann, verschiedene Begriffe der Nazis einer aparten Kritik zu unterziehen. Dem Nazi-Ideologen von der „westlichen Dekadenz“ tritt er mit dem Hinweis auf das germanische Blut in Italien und Frankreich entgegen: „In all diesen Ländern, die doch ausnahmslos, wenn auch in verschiedener Dosierung, starke Zuströme germanischen Blutes in ihrer Geschichte empfangen, umfaßt das nationale Bildungsideal mit selbstverständlicher Sicherheit die antike und die eigene nationale Tradition“<sup>46</sup>. „Den Begriff der „Bewegung“ haben die Nazi-„Schwärmer“, wie Sombart ebenfalls und einmal mehr bereits bewiesen hat, von Bernstein, der gesagt hat: „daß Endziel ist nichts, die Bewegung ist alles“<sup>47</sup>, und überhaupt haben die „rechtsrevolutionären Kreise unserer Jugend“ sich nur

41 Nation oder Revolution? in: Deutscher Geist in Gefahr, ed. cit., 43.

42 Cf. Hildegard Brenner, Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, rde 167/168, Hamburg 1963, 11 ff.

43 Nation oder Revolution?, ed. cit., 34.

44 Ib. 35—36.

45 Ib. 34.

46 Bildungsabbau und Kulturhaß, ed. cit., 30.

47 Nation oder Revolution?, ed. cit., 38.

von linken Juden wie Karl Mannheim infizieren lassen<sup>48</sup>. Schuld sind für den National-Romanisten, der alle Philosopheme grundsätzlich nur aus zweiter und dritter Hand bezog, vor allem die Soziologen wie Durckheim und Lévy-Bruhl in Frankreich: „beide doch wohl zugewanderte Juden“!

### 7. Der anti-jüdische Geist

Daß Curtius 1952 gewagt hat, seine anti-semitischen Tiraden als Widerstand gegen den Nationalsozialismus auszugeben, spricht für die Gemütskräfte des Gelehrten: „Die ‚jüdische Mentalität‘“, so schreibt er, „von der Sombart spricht, darf nicht vom jüdischen Berlin abgelesen und verallgemeinert werden. Hier wäre eine weitere Scheidung einzuführen, die zwischen signorilem Westjudentum und unterdrücktem Ostjudentum.“ Der dergestalt differenzierte Juden-Affekt drückt sich kurz darauf noch präziser aus. Nach Curtius hatte „das Judentum“ drei Möglichkeiten: „Assimilation an die Wirtsvölker; Opposition gegen sie und ihre Werte; und endlich Rückkehr auf sich selbst — das wäre also ein Traditionalismus, der uns im *politischen Sinne* nichts angehen würde<sup>49</sup>.“ „Dieser Situation gegenüber ist unsere Stellung klar und einfach: wir bekämpfen nicht das Judentum, sondern die Destruktion: nicht eine Rasse, sondern eine Negation<sup>50</sup>.“ „Beschämend“ (sic!) sei, daß man dies in Deutschland noch sagen müsse: „Aber die Schuld trifft nicht nur Deutsche und Deutschstämmige allein, sie trifft ebenso sehr unsere [!] Juden, von denen leider gesagt werden muß, daß sie zum überwiegenden Teile und in maßgebender Betätigung der Skepsis und der Destruktion zugeschworen sind. Diese Juden sind von der Idee des Judentums selbst *abgefallene* Juden... Sie sind aber auch nicht bereit, sich dem Christentum, dem Humanismus oder [!] dem Deutschtum zu öffnen und es aufzunehmen. Es bleibt ihnen also nur die Negation in ihren zwei Formen: Destruktion und Zynismus. Dagegen müssen wir uns wehren, weil Destruktion in einer so zerklüfteten Nation wie der deutschen zehnfach gefährlich ist<sup>51</sup>.“ Das, so meint der Wider-

48 Soziologie oder Revolution? in: Deutscher Geist in Gefahr, ed. cit., 88.

49 Ib. 85.

50 Ib. Daß auch die Nazis derartiger „Nuancierungen“ fähig waren, kann man dem „Aufklärungsfeldzug“ mit dem Komplementärtitel zur Schrift von Curtius entnehmen — Wider den undeutschen Geist: „Wir wollen den Juden als Fremdling achten, und wir wollen das Volkstum ernst nehmen. Wir fordern deshalb von der Zensur: Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache...“ (Zit. J. Wulf, Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Gütersloh 1963, 41).

51 Ib. Der Wunsch von Curtius ging ein Jahr später in Erfüllung: „Als Symbol des Kampfeswillens gegen alle Kräfte des Zerfalles loderten heute in allen Universitätsstädten die Flammen empor... Schreibselige Judengenossen von dem Schlage eines Tucholsky hatten mit der Technik eines virtuosen Literatentums alles, was dem deutschen Empfinden heilig und unantastbar erschien, ins Lächerliche gezogen.“ (Zit. J. Wulf, Literatur und Dichtung, I. c., 50.)

standskämpfer Curtius, muß einmal deutlich gesagt werden: „Wer davor zurückscheut, macht sich verdächtig<sup>52</sup>.“

Damit ist Curtius an den Wurzeln der Gefahr, die dem deutschen Geist 1932 droht: er, der mit Sicherheit von Karl Marx allein wußte, daß er Jude war, und der mit derselben Sicherheit von Marx auch nie nur eine Zeile gelesen hatte, weiß, wo alles Unheil lauert — in jüdischer „Destruktion und Zynismus“, in der von ihm bekämpften jüdischen „Negation“: „Die Verflechtung des deutschen Judentums mit sozialistischen oder marxistischen oder ‚submarxistischen‘ Gesellschaftslehren ist natürlich ein soziologischer Tatbestand von erheblicher Bedeutung<sup>53</sup>.“ Da diese „sozialistischen oder marxistischen oder ‚submarxistischen‘ Gesellschaftslehren“ der jüdischen „Negation“ entspringen, ist für Curtius evident, daß sie auch kulturzersetzend sind: „Der sozialistische Kulturhaß tritt vorwiegend in der Form der Oppositionswissenschaft auf. Davon wird bei der Erörterung des Soziologismus die Rede sein<sup>54</sup>.“ Zu den Vertretern des „Soziologismus“, dem er eine „Grundfeindschaft“ zum Humanismus unterstellt, gehört der „submarxistische“ Jude Mannheim, dem sein glühendster Haß gilt: „Falsch ist es — so lehrt diese Soziologie —, die suchende Unruhe durch nicht mehr lebbare Absolutheiten zu verdecken, so etwa ‚Mythen‘ zu wollen, für ‚Größe an und für sich‘ zu schwärmen, *idealistisch zu sein* und faktisch sich selbst Schritt für Schritt in bereits leicht durchschaubarer ‚Unbewußtheit‘ zu umgehen“, zitiert Curtius, kommentiert entsetzt: „wörtlich so zu lesen“ und ruft aus (wobei er „deutsch“ gesperrt druckt, damit auch der Dümme merkt, daß er, Curtius heldenhaft gegen den *jüdischen* Geist kämpft): „Wir hoffen, daß sich die deutsche Jugend — die *deutsche* Jugend — von keiner wissenschaftlichen Autorität den Sinn für Größe und Idealismus verbieten läßt<sup>55</sup>.“

## 8. Der national-soziale Geist

Der „Negation“, der „Destruktion“ und dem „Zynismus“, das ist die Botschaft des Geisteswissenschaftlers, der mit Vorliebe im pluralis majestatis von „unserer“ „rechtsrevolutionären Jugend“ spricht, begegnet man am angemessensten mit dem „Geist“, der „Bildung“ auf dem Hintergrund des „Humanismus“-Gedankens: Humanismus, so schreibt der C. G. Jung-Sympathisant, „ist rauschhafte Entdeckung eines geliebten Urbildes“<sup>56</sup>. „Wenn Deutschland den Humanismus

52 Ib. 86.

53 Ib. 86.

54 Bildungsabbau und Kulturhaß, ed. cit., 24.

55 Soziologie oder Revolution, ed. cit., 94—95.

56 Humanismus als Initiative in Deutscher Geist in Gefahr, ed. cit., 107: „Humanismus ist nichts, wenn er nicht Enthusiasmus der Liebe ist. Er kann Zeiten, Völker, Menschen nur prägen, wenn er aus dem Überschwang der Fülle und Freude kommt... Er ist Selbstbegegnung des modernen Geistes mit einem Leben, das in dunkler Tiefe des Blutes schlief und sich nun seines Ursprungs versichert.“ Cf. zu diesem Rausch/Tiefen/Blut-Galimathias E. Loewy, Die diffamierte Ratio, in: Literatur unterm Hakenkreuz, I. c., 51 ff.

und das Christentum aufgibt“, bangt er, „wird es bald dahin kommen, weder Eckhart noch Luther, weder Goethe noch Mozart noch George mehr zu verstehen<sup>57</sup>.“ Und Curtius, der einst zu Vosslers größter Freude festgestellt hatte, daß der Nationalismus eines Maurice Barrès zu „ungefähr Dreiviertel“<sup>58</sup> deutsch war, wendet sich nun (wahrscheinlich zur Erhaltung des „Humanismus“) Charles Maurras und der Action française zu, die er der „rechtsrevolutionären Jugend“ in Deutschland als nationalistische Möglichkeit vor Augen führt<sup>59</sup>. Aber Curtius ist moralisch bereits so weit gediehen, daß er auch vor der letzten Konsequenz nicht mehr zurückschreckt: er, der mit soviel hohlem Pathos die Ankunft eines neuen Europa aus *seinem* deutsch-französischen Geist angekündigt, der sich als Vermittler zwischen beiden Nationen aufgespielt hatte, er ist nun bereit, den Faschisten (oder wem sonst?) zuliebe auch auf ganz Frankreich zu verzichten: „Sollte mit dem Westen“, gegen dessen „Dekadenz“ die Nazis polemisieren, „Frankreich und nur [!] dieses gemeint sein, so wäre die Abkehr allenfalls noch zu verstehen . . . Heute gibt es in Frankreich keine fruchtbare Bewegung, die uns mitreißen könnte. Für das Ensemble von Formqualitäten aber, die Frankreich heute repräsentiert, können gerade die jungen Deutschen unserer Zeit nicht eben empfänglich sein. Man mag das bedauern, aber man muß es feststellen und nötigenfalls [!] verschmerzen<sup>60</sup>.“

Es sei daran erinnert, daß Ernst Robert Curtius den Verrat an der Idee der Völkerversöhnung zwanzig Jahre später als Widerstand gegen die deutschen Faschisten ausgeben sollte! Bevor diese überhaupt an der Macht waren, rief er bereits zur Kollaboration mit dem Mussolini-Faschismus auf, damit sein Ideal vom griechisch-römisch-abendländischen Ursprung der deutschen, genauer: seiner Kultur bewahrt blieb: „Seit dem Siege des Faschismus hat die Romidee eine Renaissance erlebt . . .“, schreibt er: „Je mehr Trennendes sich zwischen Deutschland und Frankreich auftürmt, um so mehr Verbindendes taucht zwischen Deutschland und Italien auf . . .<sup>61</sup>“ Die Verbindung mit dem italienischen Faschismus ist dem Bonner Romanisten wichtig als Bollwerk gegen all das, was er von ganzem Herzen fürchtet und haßt — den Sozialismus: er nennt ihn Barbarei: „. . . in der heutigen Schicksalsstunde Europas bedeutet Barbarei nur die Vorstufe zum Bolschewismus. Eine Bewegung, die alles preisgibt, muß von dem Materialismus verschlungen werden . . .<sup>62</sup>“ Und erst auf diesem Hintergrund gewinnt der großspurige Spruch des Geisteswissenschaftlers Curtius sein volles Profil: „Wer die Verantwortung für deutsche Zukunft auf sich nimmt, muß das Nationale und das Soziale mit eisernem Willen zusammenbiegen<sup>63</sup>.“

57 Nation oder Revolution?, ed. cit., 47.

58 K. Vossler, Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist, ed. cit., 65.

59 Nation oder Revolution?, ed. cit., 43.

60 Ib. 47.

61 Ib. 49—50.

62 Ib. 50.

63 Ib. 37.

### 9. Der Ungeist

Wer das alles in diesem Dokument des moralischen und geistigen Ausverkaufs gelesen hat (und die vorliegende Darstellung ist alles andere als erschöpfend), der wird sich nicht wundern, die Jeremiaden des großen Romanisten über die Liberalisierung des Zugangs zur Universität durch die sozialdemokratischen Behörden zu vernennen: zweifellos gehörten auch sie zum „Widerstand“ gegen die Nazis. Genauso wie die gewissenlose Polemik gegen die „preußische“ (sozialdemokratische) „Menschen- und Massenbildung“ an „pädagogischen Akademien“<sup>64</sup>: „Am Ende einer solchen Reform stünde die restlose Verschulung der Universität...“<sup>65</sup>. Genauso wie die Forderung nach der „dringlichsten Universitätsreform“: „die Zulassung zur Universität zu erschweren“<sup>66</sup> und nach „Elitenbildung“<sup>67</sup>. Gefährlich aber ist nach Curtius der Weg, den der preußische Kultusminister Becker einschlägt, „die deutsche Kultur von unten, nämlich von der Volksschule und den pädagogischen Akademien aus“ aufzubauen<sup>68</sup>. Damit will Curtius selbstverständlich nichts gegen das Volk an sich gesagt haben, dem man schon beibringen sollte, wie es „leben und lieben und glauben soll“ und wo es „das Schöne und das Edle, das Wahre und das Gute findet“, aber: „In normalen Zeiten hat das Volk einfach keine Zeit, um solche Unterweisung aufzunehmen. Heute hat es Zeit — dank der Arbeitslosigkeit“<sup>69</sup>.

Curtius hatte durchaus gesehen, daß es sich bei der Frage, ob „rechts“ oder „links“, um eine Frage des Klassenkampfes handelte, und ohne zu zögern hatte er sich für das offene politische Engagement „rechts“ entschieden, wo er ohnehin stand. Aber er hatte nicht begriffen, daß er und die bürgerliche Bildung, die er repräsentierte, seiner eigenen Klasse, der er so pathetisch ins Bildungs-Gewissen redete, völlig gleichgültig geworden war. Sie brauchte ihn nicht mehr, sondern sie liquidierte den Gesetzen des Hochkapitalismus entsprechend das, was der Kommunismus zu Curtius' Entsetzen von unten aufbauen wollte, will und inzwischen auch aufbaut: die Kultur. Er aber, der in Amt und Würden blieb, wagte es nach dem Zusammenbruch des Nazi-Reiches, seine Zubringerdienste als Widerstand und sich selbst als Nazi-Opfer, als *persona ingrata* auszugeben, und mit unfreiwilligem Zynismus fügt er hinzu: „was mir willkommene [sic] Muße [sic] für meine wissenschaftliche Arbeit eintrug“<sup>70</sup>.

Obwohl allein in den von Fritz Schalk herausgegebenen *Romanischen Forschungen* von 1936 bis 1943 elf Aufsätze von Curtius erschienen, lamentiert er 1952: „Selbstverständlich verschwanden meine Bücher vom Markt. Das übrige verbrannte mit allen Bestän-

64 Krisis der Universität? in: Deutscher Geist in Gefahr, ed. cit., 72.

65 Ib. 73.

66 Ib.

67 Ib. 76—77.

68 Bildungsabbau und Kulturhaß, ed. cit., 20.

69 Ib. 18—19.

70 Rückblick 1952 in *Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert*, I. c., 527.

den meines damaligen Verlegers<sup>71</sup>." Und während die ins Ausland gejagten Wissenschaftler ihr Leben z. T. unter den unwürdigsten Bedingungen fristen mußten, während Klemperer geprügelt, Werner Krauss zum Tode verurteilt und Elise Richter ermordet wurde, während die Nazis in Frankreich (und anderswo) mit dem MG unter den Intellektuellen, den Professoren und Studenten „aufräumten“ oder die verschiedensten Vertreter des „Ensembles von Formqualitäten“, für die nach Curtius „die jungen Deutschen unserer Zeit“ kein Interesse mehr hatten, zur Ausrottung in KZs verbrachten, während der Kommunist Jacques Decour, Germanist und Begründer der *Lettres françaises*, vor seiner Ermordung durch die „rechtsrevolutionäre Jugend“ schrieb: „Si vous en avez l'occasion, faites dire à mes élèves de Première, par mon remplaçant, que j'ai bien pensé à la dernière scène d'Egmont“, zog sich der Geisteswissenschaftler Curtius vor dem Ungeist, dem er und seinesgleichen den Weg bereitet hatten<sup>72</sup>, zurück zu den Gemeinplätzen der antiken und mittelalterlichen Rhetorik. Die Parallelen zu Gestalten wie Bann oder Heidegger sind nicht zu übersehen, auch wenn diese wenigstens den Zynismus nicht besaßen, sich als Opfer des Faschismus auszugeben wie Curtius, der ein Jahr vor der „Machtübernahme“ der Nazis verkündete: „... in Deutschland, und nur in Deutschland, wird heute eine neue Erkenntnis des Menschen erarbeitet.“ Und nachdem er sich auf Heidegger und „unseren größten Denker seit Nietzsche“, auf Max Scheler berufen hat, läßt er gesperrt drucken: „Wir müssen die Problematik unserer Kultur ganz durchlitten haben, um das Recht zu haben, an ihre Zukunft zu glauben<sup>73</sup>.“

### 10. Die „Entideologisierung“

Als die Rote Armee und die westlichen Alliierten Deutschland vom Nazi-Terror befreit hatten, begann in der Romanistik das, was man H. R. Jauß zufolge wohl „Entideologisierung“ nennen muß<sup>74</sup>:

71 Ib. Im übrigen entbehrt der Beginn des Satzes auch aus anderen Gründen nicht eines denkwürdigen Aspektes: Curtius beschreibt zunächst sein „Drängen in größere Weiten“, worunter er Aufsätze u. a. über Eliot, Joyce, Hofmannsthal und Virgil versteht, und bemerkt dann: „Seit 1929 tauchen neue, andere Themen auf, zeitkritische: Soziologie und ihre Grenzen, Abbau der Bildung, Nationalismus und Kultur. Diese und verwandte Aufsätze wurden zusammengefaßt in dem Büchlein *Deutscher Geist in Gefahr*...“ So idyllisch-harmlos sieht es in dem Rückblick aus: natürlich ist es nur ein Zufall, daß in *Deutscher Geist in Gefahr* die tatsächlichen Aufsatztitel ganz anders lauteten. Statt Soziologie und ihre Grenzen heißt es Soziologie oder Revolution?; statt Abbau der Bildung Bildungsabbau und Kulturhaß; statt Nationalismus und Kultur Nation oder Revolution?

72 Cf. zum Übergang des Deutsch-Nationalen ins Nationalsozialistische: E. Loewy, *Literatur unterm Hakenkreuz*, I. c., 273.

73 *Bildungsabbau und Kulturhaß*, ed. cit., 28, 30.

74 *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturgeschichte als Provokation*, edition suhrkamp, Bd. 418, Frankfurt/M. 1970, 144—207, 153.

die alten, reaktionären Wissenschaftsideologen erhoben erneut ihre Stimme. Beinahe unübersehbar sind die Aufsätze und Aufsatzsammlungen, Essays und Kommentare, die z. B. von Vossler und Curtius unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches veröffentlicht wurden. Und nichts hatte sich verändert: am 21. Februar 1946 hält Vossler in der Großen Aula der Münchner Universität eine Rede über *Forschung und Bildung an der Universität*: „Eitelkeit und Streberei sind . . . nirgends so lächerlich wie im Tempel der Wissenschaft . . . Mögen solche Leidenschaften sich im politischen Leben austoben . . . Unsere Universität aber als Stätte der Forschung und Bildung hat alles zu verlieren und gar nichts zu gewinnen, wenn man sie politisiert. Es mag sein, daß bei solcher Abgewandtheit vom politischen Leben die Universität keine sehr starke Charakterbildung vermittelt, aber die Richtung, in der sie sich bewegt, zielt auf Unerschütterlichkeit und Gleichmut, auf das Stoische<sup>75</sup>.“ Mit dem ihm eigenen „chevaleresken“ Charme und seiner „eleganten Männlichkeit“<sup>76</sup> setzt er hinzu: „Vielleicht teilt sich einiges davon auch den Damen mit, die hier [in der Universität] ein- und ausgehen<sup>77</sup>.“ Es ist heute im Rückblick unfassbar, daß nach allem, was passiert war, ein Mann wie Vossler noch immer ungestraft, zumindest unkritisiert seine reaktionären Ideologeme vortragen durfte. Die Erklärung dürfte z. T. in der totalen geistigen Entmündigung der deutschen Intellektuellen durch die anti-aufklärerische, anti-wissenschaftliche und anti-sozialistische Goebbels-Propaganda zu suchen sein, die bewirkte, daß man nun — 1946 — diese Sprüche über den „Tempel der Wissenschaft“ und die politische Enthaltbarkeit und endlich auch die unerhörte Diffamierung der Frau nicht nur über sich ergehen ließ, sondern auch noch druckte, weil man sie allem Anschein nach für besonders bedeutend und befreiend hielt. Daß es sich um Entgleisungen eines senilen Mannes handeln könnte, wird mit einem Blick auf ähnliche denkerische Leistungen Vosslers aus vorhergehenden Jahrzehnten widerlegt.

Über den Rückzug auf die Stoa, bei dem noch heute unerfindlich bleibt, was denn 1946 die deutsche Universität nach ihrer totalen „Gleichschaltung“ bzw. „Selbstgleichschaltung“ an den Faschismus Vossler zufolge eigentlich noch hätte verlieren können, vergißt der deutsche Gelehrte natürlich die Leitschnur seines moralischen und politischen, sprich: wissenschaftlichen Handelns nicht: dem Sozialismus und Kommunismus wird so, als sei gar nichts geschehen, erneut der Kampf angesagt: „Wenn man gesehen und begriffen hat, daß der tiefere Haß, den soziale Schichten und nationale Gruppen gegeneinander hegen, auf Unterschieden der Denkart, des Glaubens und der Bildung viel mehr als auf materiellen Gütern beruht, und wie die stärksten Gegensätze im geistigen, nicht im irdischen Erbgut und

75 München 1946, 24.

76 So Hugo Friedrich in: Karl Vossler (1872—1949), in: Karl Vossler, *Die Romanische Welt*, München 1965, 7—10, 7.

77 *Forschung und Bildung an der Universität*, I. c., 24.

Besitze wurzeln, dann kennt man auch die Aufgabe, die der wissenschaftlich gebildete Mensch zu erfüllen hat: Duldung und Achtung üben und erkämpfen für jede Art menschlicher Bildung. Jeder soll die Möglichkeit haben, sich nach eigener Anlage zu bilden: das ist unser sozialer, demokratischer, christlicher, liberaler und kommunistischer Wunsch — aber keiner, der die Kraft und den Willen, kurz den Schwung, nicht hat, in die Höhen und Tiefen zu dringen, soll sich breitmachen dürfen. Das ist unsere aristokratische Forderung<sup>78</sup>“

Auch Curtius war schon wieder zur Stelle, als die Trümmer noch rauchten. 1948 präsentiert er der Öffentlichkeit die reife Frucht seiner „willkommenen Muße“-Stunden: das von der bundesdeutschen Philologie, nicht zuletzt von der Germanistik mit Begeisterung begrüßte, berühmte *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Statt der geringsten geistigen Weiterentwicklung, die man angesichts der Nazi-Barbarei innerhalb und außerhalb Deutschlands auch bei Curtius hätte erwarten dürfen, hatte sich lediglich der Buchumfang geändert: er war dicker geworden. Unter dem Einband des streckenweise „geist“-losen, knochentrockenen magnum opus von Curtius, das nach Auskunft des Bielefelder Romanisten Harald Weinrich zu den Werken gehört, auf die „die deutsche Romanistik stolz ist“, steckte die alte und bekannte Ideologie: die romanistische Begleitmusik zur Restauration der Kräfte, die von Flick bis Krupp dem deutschen Volk bereits ein drittes Mal zum blutigen Verhängnis geworden waren, der romanistische Segensspruch zur großindustriellen „Europa“-Politik Konrad Adenauers.

Freilich hatte auch Curtius sich Sorgen gemacht, als Deutschland erst die halbe Welt und dann die ganze Welt Deutschland in Schutt und Asche legten. Allerdings nicht um die 55 Millionen Menschen, die dabei zum Profit des deutschen Kapitals ihr Leben lassen mußten: „Mein Buch“, so schreibt er, „ist nicht aus rein wissenschaftlichen Zwecken erwachsen, sondern aus Sorge für die Bewahrung der westlichen Kultur.“ So steht es im Vorwort zur zweiten Auflage von 1953, nachdem er sich ein Jahr zuvor bereits als Widerstandskämpfer vorgestellt hatte. Doch statt mit seinem Buch über das lateinische Mittelalter und die europäische Literatur Empörung und Entsetzen hervorzurufen, stieß er auf den hellsten Jubel: „... der größte Feind des sittlichen und sozialen Fortschritts“, so bemerkt er in pedantisch-überheblicher Diktion im ersten Kapitel, das 1946 bereits im *Mercur* erschienen war, „ist die Dumpfheit und Enge des Bewußtseins, der die antisozialen Affekte jeder Art einen ebenso mächtigen Beistand leisten wie die Denkträgheit, das heißt das Prinzip des kleinsten geistigen Aufwandes (*vis inertiae*)<sup>79</sup>“. Das philosophische Gerüst dieses Experten in Sachen Sozialismus sind die Geschichts- und Kulturspekulationen von Arnold J. Toynbee, dessen Werk er die „größte

78 Ib. 25—26.

79 *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern/München, 3. Auflage, 1961, 13.



historische Denkleistung unserer Tage“ nennt<sup>80</sup>, und nach wie vor die reaktionären Ideen „unseres größten Denkers seit Nietzsche“, Max Schelers, auf dessen „Warnung“ von 1926 zu verweisen er für „nicht unzeitgemäß“ hält: „Die erweiterte Demokratie — einst die Verbündete der freien Forschung und der Philologie gegen die Oberherrschaft des kirchlich gebundenen Geistes — bildet sich langsam zur größten Gefahr für die geistige Freiheit um . . . Nur die sich aufkämpfende vorwiegend liberale Demokratie relativ ‚kleiner Eliten‘, so lehren uns die Tatsachen schon jetzt, ist eine Bundesgenossin der Wissenschaft und der Philosophie. Die herrschend gewordene und schließlich auf Frauen [!] und halbe Kinder [!] erweiterte Demokratie ist keine Freundin, sondern eher eine Feindin der Vernunft und der Wissenschaft<sup>81</sup>.“

Man kann die Bedeutung, die Ernst Robert Curtius, der sich im Nonsens über und dem Haß auf Demokratie, Sozialismus, Kommunismus ebenso mit Vossler eins weiß wie im Anti-Feminismus<sup>82</sup>, nach dem Zweiten Weltkrieg speziell für die Romanistik und die anderen Geisteswissenschaften<sup>83</sup> besessen hat und noch besitzt, gar nicht überschätzen. Sie hat allenfalls ein Pendant in der Rolle, die Benn und Heidegger nach der Befreiung vom Nazi-Terror verhängnisvollerweise für die jungen Intellektuellen in der BRD gespielt haben: mit diesen Gestalten und mit ihren Werken wird der nahtlose Anschluß an die alte, schlechte Tradition anti-demokratischen, reaktionären Denkens wiederhergestellt. Thomas Mann irrte daher, als er schrieb, Curtius sei „ungenießbar“: „politisch gar nicht anzuhören — es ist da eine wenigstens partielle intellektuelle Schrumpfung und selbst Verelendung, die man bei fast allen findet, die all die Zeit drinnen gesessen haben . . .“<sup>84</sup>. Es gab bei Curtius intellektuell gar nichts, was hätte schrumpfen oder verelenden können: Curtius hatte sich nachweisbar überhaupt nicht verändert. Thomas Mann erschrak bei seinem Blick in die reaktionäre Vergangenheit der Majorität der bürgerlichen deutschen Intellektuellen, vor allem der Katheder-Intellektuellen, und er erschrak vielleicht, weil er

80 Ib. 16.

81 Ib. 13: Fußnote. Cf. zum Vergleich: „Die sogenannte demokratische Freiheit des Auslebens der Meinungen und der Instinkte führte nicht zu einer Entwicklung oder auch nur Freimachung besonderer Werte oder Kräfte, sondern nur zu ihrer sinnlosen Vergeudung und endlich zur Lähmung jeder noch vorhandenen wirklich schöpferischen Persönlichkeit“ (Adolf Hitler, Rede vor dem Großdeutschen Reichstag, 30. 1. 1939, in: Deutsche Parlamentsdebatten, Frankfurt/M./Hamburg 1971, 3 Bde., II, 274—296, 281—282).

82 Der Anti-Feminismus hat auch ein entsprechend konkretes Gesicht: obwohl die Zahl der weiblichen Romanistik-Studenten in der BRD (und zuvor in Deutschland) seit Jahrzehnten steigt und die der männlichen Studenten bereits übertroffen haben dürfte, sind von ca. 80 Ordinarien in der BRD nur 2 Frauen.

83 Es gab in der BRD kaum einen Kulturjournalisten, der etwas auf sich hielt und nicht versicherte, Schüler von Curtius zu sein.

84 Briefe 1937—1947, Frankfurt/M. 1963, 569.

darüber hinaus erkannte, daß dies die Vergangenheit war, der er mit seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* selbst einmal vorübergehend angehört hatte. Er wäre noch mehr erschrocken, hätte er geahnt, daß er in die intellektuelle Zukunft des westlichen Teils Deutschlands schaute.

### 11. Der geistige Mauerbau

1932 hatte Curtius zur Erneuerung des deutschen Geistes vorgeschlagen, zum „Frontkämpfer-Geist“ von 1914, ja besser noch zum gebildeten „Junker“ als dem Maß aller geistigen Dinge zurückzukehren. Er schrieb, daß die „nachgelassenen Briefe“ „des preußischen Junkers Bernhard von der Marwitz auch für die Heutigen noch ein Mal der Weihe, der Selbstbesinnung und Selbsterhöhung sein müßten“. Der Selbstbesinnung worauf? Darauf, daß man den „reinen Geist“ verteidigen müsse vor dem Ansturm des Pöbels, vor der Politik: „Nicht der Krieg, wohl aber Revolution, Fremdherrschaft und Schuldknechtschaft haben Deutschland politisiert<sup>85</sup>.“ Nicht der Weltkrieg, der Millionen unschuldiger Opfer gefordert hatte, war Curtius 1932 ein Wort der Warnung wert, aber daß Millionen anderer nicht erneut zu Opfern werden wollten, erfüllte ihn mit Entsetzen vor der Politisierung von — „links“.

1952, nach Auschwitz, Treblinka und Dachau, nach Warschau, Stalingrad, Berlin, Dresden, Hamburg, nach Oradour und Lidice, nach Hiroshima und Nagasaki erhob Curtius — es ist geradezu gespenstisch — einmal mehr seine Stimme für die „Geistes-Junker-Gesinnung“: „Von seinem märkischen Rittergut aus schreibt Marwitz 1913: ‚Übrigens habe ich außer französischen Sachen nur Hölderlin, die Odyssee, einen Band Goethe (Lyrik) und Platos Phaidros und Phaidon und Laches und Apologie mitgenommen, aber nichts von Schröder und Rilke...‘ Es war ein preußischer Junker“, setzt Curtius 1952 militärisch knapp und in kurios-männlicher Schwärmerei hinzu, „es war ein preußischer Junker, der so schrieb. Wie die Blüte seiner Generation fiel er dem Krieg zum Opfer. Sein Wort stehe hier als Zeugnis eines Erlebens, dem die Erfüllung versagt blieb<sup>86</sup>.“

Natürlich hätte man aus den Sätzen des „Junkers“ Marwitz lernen können, daß es nicht reicht, Plato zu lesen und Goethe, Claudel und Gide, sondern daß man politisch so handeln muß, daß die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß niemand mehr „dem Kriege zum Opfer“ fällt, daß man in Frieden Plato lesen kann, daß es für den „Junker“ Marwitz und die anderen, freilich meist ungebildeten und daher für Curtius uninteressanten zwei Millionen deutscher Toter besser gewesen wäre, sie hätten *Das Kapital* studiert, um ihre Mörder zu kennen und ihnen zuvorzukommen. Mit Curtius aber, mit dieser Rückkehr zum „geistigen Junkertum“, ohne das der Nazi-Staat in Deutschland nie hätte entstehen können, vollzog sich und war beendet, was man wohl die spezielle Form der Vergangenheits-

85 Krisis der deutschen Universität, ed. cit., 51 ff.

86 Rückblick 1952, ed. cit., 523.

bewältigung der bundesrepublikanischen Romanistik, die an den Worten des Bonner Orakels nie gezweifelt hat, nennen muß. Ja, man benutzte gerade Curtius und dessen nie gelesene ominöse Schrift, die angeblich gegen die Nazis gerichtet war, zur Beweisführung, daß die deutsche Romanistik sich gar nichts vorzuwerfen habe. Wie unbefangen und eigentlich auch ungeniert man dabei zu Werke ging, zeigt ein Blick in einige Aufsätze von Kurt Wais, dem man seine Ausflüge in die nationalsozialistische Ideologie während der NS-Zeit aufgrund seines Alters nachsehen könnte. 1958 aber erschien in Berlin seine Aufsatz-Sammlung *An den Grenzen der Nationalliteraturen*, in der er sich von der Vergangenheit zu trennen scheint, wobei er sich — eine Hand wäscht die andere — auf die Schrift von Curtius über den *Deutschen Geist in Gefahr* beruft: „Am schwersten [bei der Suche nach dem eigentlich Wahren der französischen Literatur] hatte es diejenige Generation, die [wie Kurt Wais] zu Anfang der dreißiger Jahre begann, sich über die französische Literatur zu äußern. Welche Maßstäbe waren damals nicht erschüttert? . . . Curtius selbst schwieg bis zu seinem desillusionistischen [!] ‚Rückblick 1952‘ über die Enttäuschung, die ihm [!] verschiedene Autoren bereiteten, von denen er 1914 die Stiftung einer liberalen Welt erhofft hatte. Als er 1932 seine Schrift ‚Deutscher Geist in Gefahr‘ veröffentlichte, nahmen wir, die damals junge Generation, seine strengen Mahnungen, das deutsche idealistische Erbe nie aus dem Auge zu lassen, ebensowenig hinreichend zu Herzen wie seine gleichzeitig enttäuschte Beurteilung des damaligen literarischen Frankreich, an dessen Wegbereiterschaft er nicht mehr glaubte, während er gleichzeitig riet, für Italien den Geist weit zu öffnen<sup>87</sup>.“ Wer hinreichend Sinn für Komik hat, mag sich an der Vorstellung erfreuen, Frankreich habe den großen Curtius einfach enttäuscht. Gar nicht komisch ist jedoch, daß Kurt Wais (wahrscheinlich als *quantité négligeable*) verschweigt, daß es sich um das faschistische Mussolini-Italien handelte, in dem der von Frankreich verlassene Curtius nun plötzlich das Heil erblickte. Aber diese Information hätte ihn bei seiner eigenen „Distanzierung“ von der braunen Romanistik-Vergangenheit nur gestört, denn diese „Distanzierung“ erfolgte auf für die ganze bundesrepublikanische Romanistik symptomatische Art und Weise: man änderte weder die Methoden noch den (meist reaktionären) Forschungsgegenstand, sondern man verzichtete auf das zwischenzeitlich angepaßte NS-Vokabular. Die „Distanzierung“ erfolgt bei Kurt Wais in der nun „a-politisch“ oder genauer: „un-nationalsozialistisch“ vorgetragenen Apologie der gleichen Autoren und der gleichen Gefühle, für die und mit denen der junge Wais bereits 1933 geschwärmt hatte, als er noch an „einen echten Kontakt der damaligen deutschen Jugend mit Roger Martin du Gard, mit Drieu La Rochelle und André Chamson . . . , mit Henry de Montherlant und Marcel Jouhandeau, mit Jean Giono, Alphonse de Châteaubriant und Joseph de Pesquidoux“<sup>88</sup> glaubte.

87 *An den Grenzen der Nationalliteraturen*, Berlin 1958, 107.

88 *Ib.*

Denn: „Obwohl nach 1933 die staatliche Tendenz dahin ging“, schreibt er wie über eine vergangene Idylle, „die literarischen Importe aus den kommunistischen [sic] und, wie man damals sagte, plutokratischen Ländern abzdrosseln, wurde in Deutschland der dreißiger Jahre Jean Giono einer der überhaupt am meisten gelesenen Autoren; Henry de Montherlant erschien mit Übersetzungen in der führenden Literaturzeitschrift *Das Innere Reich*, und seine hohe schriftstellerische Qualität machte uns seine unsentimentale, männliche [!] Haltung nur um so geheurer, etwa gegenüber der Rußland-Begeisterung von Romain Rolland, die damals keine, auch keine künstlerischen Grenzen mehr kannte<sup>89</sup>.“ Kein Wunder daher, daß Wais den Namen Aragon nur in der Formulierung „der Parteikommunist Aragon“<sup>90</sup> über die Lippen bekommt: „Ein guter Stern lenkte ihn so“, schreibt er über Arno Holz in gedanklichem und sprachlichem Galimathias, „daß er aus seiner Anwendung der marxistischen Lehre vom Werkzeug, das den Menschen mache, auf ein nicht unwesentliches Nachsinnen über den Prosarhythmus der deutschen Sprache geriet<sup>91</sup>.“ Dieser „gute Stern“ fehlte der französischen Literatur, in der Kurt Wais „Freiluft-Erzähler“ wie (u. a.) Rudyard Kipling, Knut Hamsun oder den Erzähler der isländischen Saga vermißt<sup>92</sup>. Aber die französische Literatur hat es ohnehin nicht leicht, wenn sie es „dem“ Deutschen recht machen will, denn obwohl „die“ Deutschen (bei modernen Autoren) oft ein „erhebliches Maß an neophytischer Eilfertigkeit, an Modernitätswahn und beflissener Xenophilie“<sup>93</sup> an den Tag legen, so spürt „der“ Deutsche bei Rabelais (auch als der noch modern war) „ein Erschrecken vor der leidenschaftlich gefühlskargen Härte und Kraßheit dieses Realismus...“<sup>94</sup>.“ Was „der“ Franzose, aber auch „der“ Russe oder „der“ Tscheche oder „der“ Holländer angesichts der „gefühlskargen Härte“ der deutschen KZs gedacht haben mag, hat selbstverständlich mit Literaturwissenschaft nichts zu tun. Sie kann sich daher immer noch auf den Nazi-Literaten Erwin Guido Kolbenheyer, eine der übelsten Erscheinungen der Reichsschrifttumskammer (von Oskar Loerke das „tückische aufgeblasene breiige Nichts“ genannt), als wissenschaftlich-philosophische Autorität berufen<sup>95</sup>.

## 12. Im Westen nichts Neues

Leo Spitzers Warnung vor dem „Toxin“ der Geisteswissenschaften<sup>96</sup> verhalte in der BRD und in Westberlin ohne Echo und Wirkung: zusammen mit fast allen anderen Emigranten und Verjagten

89 Ib. 107—108.

90 Ib. 323.

91 Ib. 226.

92 Ib. 109.

93 Ib. 116.

94 Ib. 110.

95 Ib. 217. Cf. J. Wulf, *Literatur und Dichtung*, I. c., 92—94; 34.

96 Cf. W. Krauss, *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag*, in: *Studien und Aufsätze*, Berlin 1959, 20—21.

kehrte er nicht mehr nach Deutschland zurück, wo man im übrigen wohl auch nicht sonderlich interessiert an einer eventuellen Rückkehr war. Der gehetzte und gedemütigte Victor Klemperer aber fragte im Gegensatz zu den untadeligen Lichtgestalten Vossler und Curtius nach der Schuld, an der er vielleicht teilgehabt hätte: „Vielleicht hatte vordem auch ich zu oft DER Deutsche gedacht und DER Franzose, statt an die Mannigfaltigkeit der Deutschen und Franzosen zu denken? Vielleicht war es Luxus und Egoismus gewesen, sich nur in die Wissenschaft zu vergraben und der leidigen Politik aus dem Weg zu gehen<sup>97</sup>“ Man vergleiche diese Sätze mit der selbstgefälligen, ichbezogenen Lehrmeister-Attitüde des philosophischen Dilettanten und politischen Reaktionärs Curtius<sup>98</sup>, und man wird verstehen, warum dieser zum zweifelhaften Wissenschaftsidol in der BRD wurde, jener aber beim Aufbau des neuen Deutschland in der DDR mitarbeitete<sup>99</sup>: „Ich habe in der gräßlichen Schule der Hitlerzeit vieles um- und nachgelernt“, schreibt Klemperer 1956, „das kaum noch erhoffte Geschenk des Überlebens habe ich als Verpflichtung zum Dienst am Neuaufbau empfunden<sup>100</sup>.“

Von allen Romanisten hatte Werner Krauss den schärfsten Blick: in seinem Aufsatz *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag* von 1950 lenkte er das helle Licht des Marxismus auf die bürgerliche Ideologie der vorgeblich interesselosen Wissenschaft und führte mit

97 LTI. Die unbewältigte Sprache, dtv 575, München 1969, 285.

98 Mit welcher Verachtung dieser Lehrmeister für sein eigenes Volk begabt war, kann man folgendem Zitat entnehmen (Rückblick 1952, I. c., 525): „Das deutsche Volk spielte die Republik 1925 Hindenburg in die Hände — man weiß, mit welchem Erfolg —, und in eben diesem Jahr warb ich für Proust, Valéry, Larbaud.“ Ja, hätten die Millionen deutscher Arbeiter nur seine Interpretation von Proust, Larbaud und Valéry gelesen, statt SPD oder KPD zu wählen, dann wären die Nazis bestimmt nicht an die Macht gekommen: die weinerliche Larmoyance und der elitäre Zynismus sind offensichtlich ein Charakteristikum deutscher Geisteswissenschaftler auch heute noch. K. O. Conrady untersteht sich, die Bereitschaft der reichsdeutschen Germanistik zur nahezu totalen „Gleichschaltung“ im Nazi-Reich folgendermaßen zu erklären: „Verfemt von den nach längst überholten Prinzipien verfahrenen Siegermächten, bedrängt von wirtschaftlicher Sorge, verwirrt durch die labilen parlamentarischen Verhältnisse der jungen Republik, verzweifelnd am Experiment der Freiheit ... [usw.] ... in allem ausgesetzt [!] dem Schicksal einer ‚verspäteten Nation‘: da [!] glaubten manche, den Überzeugungsparolen [!] des Völkisch-Nationalen folgen zu müssen, und waren überzeugt, gut und richtig zu handeln.“ (Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich in Germanistik — eine deutsche Wissenschaft, edition suhrkamp, Bd. 204, 71—109, 86—87): „verfemt“ — die deutschen Germanistik-Professoren! „bedrängt von wirtschaftlicher Sorge“ — ausgerechnet die Ordinarien! „verzweifelnd am Experiment der Freiheit“, das sie nachweislich in ihrer überwältigenden Mehrheit von Anfang an sabotiert hatten, usw.: da hat Curtius sich und die Lehrmeister seiner Sorte, die die Republik verspielten!

99 Cf. H. Heintze, In memoriam Victor Klemperer, Beiträge zur romanischen Philologie, 1961, 8—16.

100 V. Klemperer, vor 33/nach 45, Berlin 1956, Vorwort.

Karl Marx den Beweis, daß der Mensch als das „ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ auch als Wissenschaftler in der Wissenschaft und mit der Wissenschaft gesellschaftlich, d. h.: politisch handelt<sup>101</sup>. Scharf hob sich sein Bekenntnis zum historischen Materialismus als Beitrag im Kampf für eine bessere Welt, als Beitrag im Klassenkampf ab vom ideologischen Einheitsbrei der Kultur- und Geisteswissenschaftler, die wieder einmal mehr den Ton angaben. Und natürlich: in dem Teil Deutschlands, der sich per Währungsseparierung („Währungsreform“), Separat-Staatsgründung und Wiederaufrüstung um die deutsche Einheit „verdient“ machte<sup>102</sup>, in der BRD also, blieb seine Stimme so gut wie ohne Echo, seine Ideen so gut wie undiskutiert<sup>103</sup>. So hoch war bereits die geistige Mauer, deren Grundsteine Vossler und Curtius und die Generation von Kurt Wais (und nicht nur dieser allein!) aus der eigenen Vergangenheit geholt hatten. 1945 erhielt Werner Krauss, dessen Todesstrafe in letzter Minute in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt worden war<sup>104</sup>, seinen ersten Ruf an die Universität Marburg. Im gleichen Jahr trat er ein in die Kommunistische Partei Deutschlands. Zwei Jahre später folgte er einem Ruf nach Leipzig: rechtzeitig genug, um durch das heute noch gültige Verbot der KPD, das in der nichtfaschistischen Welt im übrigen einmalig ist, nicht wieder zum Verfolgten zu werden und aus der Illegalität unter Hitler in die Illegalität unter Adenauer zu gelangen. Heute würde der einzige lebende deutschsprachige Romanist von Weltrang zwar noch nicht wieder in der Illegalität leben müssen, aber von der Universität bliebe er ausgesperrt.

Von den Fachkollegen in der BRD, denen durch die Herausbildung der zwei unterschiedlichen Gesellschaftssysteme in der BRD und in der DDR und durch die Unterdrückung von Marxismus und Kommunismus in der BRD die Mühe einer Auseinandersetzung mit dem historischen Materialismus (durchaus zum Nachteil der Wissenschaft) „erspart“ blieb, hätte er wahrscheinlich nicht viel Unterstützung zu erwarten. Betrachtet man im Rückblick die romanistische Forschung der letzten 25 Jahre in der BRD und in Westberlin, so kann man zwar nicht umhin, manche beachtliche Einzelleistung (zu der auch die eine oder die andere Herausgeberebene zu rechnen ist) anzuerkennen und sogar zu bewundern, einen nachhaltigen, richtungsweisenden Eindruck aber kann man nirgends erhalten. Das Dilemma wird bei einem Blick auf die numerisch zwar vorhandenen, wissenschaftstheoretisch jedoch weitgehend unprofilierten „Schulen“ der verschiedenen Forscherpersönlichkeiten deutlich. Von einer eigent-

101 Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag, l. c., 70—71.

102 Cf. das Zeugnis Fritz Erlers aus der Bundestagsdebatte über die Wiederaufrüstung in der BRD in Deutsche Parlamentsdebatten, ed. cit., Bd. III.

103 Cf. H. R. Jauß, Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft, l. c., 53.

104 Cf. K. Barck/M. Naumann/W. Schröder, Literatur und Gesellschaft, l. c., 561—562.

lichen Curtius-Schule kann man nur schwer sprechen<sup>105</sup>, aber sein Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, die Pflichtlektüre ganzer bundesrepublikanischer Studentengenerationen bis heute, hat — wie H. R. Jauß zu Recht feststellt — eine ganze „Legion von epigonischen Toposforschern ins Brot gesetzt<sup>106</sup>“. Die motivgeschichtlich-psychologistische Forschung von Hellmuth Petriconi fiel bereits zu seinen Lebzeiten dem mangelnden Interesse und dem Vergessen anheim, und die Schule von Hugo Friedrich trat erst mit der Einrichtung der *Freiburger Schriften zur Romanischen Philologie* 1965 ans Licht, wenn auch in ein theoretisch-methodisch undefinierbares. Den vielen Schülern von Fritz Schalk gelang es nicht, auch nur einen einzigen interessanten, geschweige (wie es nötig gewesen wäre) kritischen Funken aus dem brisanten Gebiet der von ihm ganz speziell betriebenen Wortforschung zu schlagen.

Der einzige bundesrepublikanische Schüler von Werner Krauss, Erich Köhler, zog sich auf die anscheinend gefahrlose Position der soziologischen Erforschung mittelalterlicher Literatur zurück, von der er von Zeit zu Zeit vorsichtige Exkursionen in andere Gebiete unternahm. Dabei war er geradezu ängstlich bemüht (und daß es dafür berechnete Gründe gab, liegt auf der Hand), die wahren Ahnherren seiner Wissenschaftskonzeption nicht beim Namen zu nennen. Die einzige Autorität, die er nicht versteckte, war Lukács, aber bereits das genügte, um entweder auf die Nichtbeachtung durch die bundesrepublikanische Romanistik oder aber auf diffamierende „Kritik“ zu stoßen, was um so bezeichnender ist, als Erich Köhler zu den ganz wenigen *aufgrund ihrer Forschung* international bekannten und anerkannten bundesrepublikanischen Geisteswissenschaftlern gehört. Es ist daher geradezu selbstverständlich, daß die Zahl der ausländischen Besprechungen seiner Bücher die der deutschen und gar der fachwissenschaftlichen bei weitem übersteigt: die namhaften Vertreter des Faches Romanistik nahmen (bis auf eine Ausnahme) Köhlers Arbeiten entweder nicht zur Kenntnis oder überließen die Besprechungen seiner Werke (damals noch) unbekanntem Assistenten, zu denen auch H. R. Jauß gehörte, der das Verdienst hat, im Jahr 1959 eine *positive* Besprechung von Köhlers *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Gralsdichtung* (Tübingen 1958) angefertigt zu haben (in der GRM). Ilse Nolting-Hauff hingegen spricht in ihrer Rezension des gleichen Buches von der „kühnen Hypothese“ des Verfassers, „die trotz weitgehend dogmatischer Darstellung wohl auch für den V[erfasser] Hypothese bleibt<sup>107</sup>“; in das gleiche Horn stößt der Schweizer W. Ziltener in einer deutschen Fachzeitschrift: „Für die Literatursoziologie des Verfassers ist der eigentlich literarische Aspekt eines

105 Ein Curtius-Schüler, der die Forschung des Lehrers unfreiwillig nahezu karikiert, ist Heinrich Lausberg, dessen zweibändiges Handbuch der literarischen Rhetorik bei aller oft behaupteten Nützlichkeit diese spezielle Topos- und Rhetorikforschung in sich selbst ad absurdum führt.

106 Literaturgeschichte als Provokation, ed. cit., 154.

107 Archiv, 1961, 236–240, 237.

Werkes bedeutungslos, sie sieht nur gesellschaftliche Dokumente. Es gelingt ihr so, bisher ungenügend beachtete gesellschaftliche Verflechtungen von Trobadorlyrik und höfischem Roman zu erhellen. Verdächtig [sic!] wird sie, wo sie diesem Faktor alleinbestimmende Geltung zuerkennt<sup>108</sup>.“ Dahinter steht H. G. Tuchel nicht zurück, der mitteilt: „Mithin neigt der Leser (!) zunächst (obschon die soziologische Perspektive bei der Betrachtung solcher Phänomene wie Trobadorlyrik und höfischer Roman im Grunde seit Jahrzehnten nicht völlig unbekannt ist und meist mit angewandt wurde, wenngleich nicht so dogmatisch — ausschließlich und abstrakt — konstruierend wie im vorliegenden Buch) zu kritischer Vorsicht . . .<sup>109</sup>.“

Den Ton für diesen pamphletischen Stil der Besprechungen von Köhlers Arbeiten hatte allerdings 1957 bereits Fritz Schalk angeschlagen, der in seiner Besprechung von Köhlers Aufsätzen über das *Je ne sais quoi* und *Der Padre Feijóo und das no sé qué* dem damaligen Privatdozenten Köhler (der ein Jahr später nach Heidelberg berufen wurde) ungewöhnlich grob über den Mund fuhr: „Im 17. Jahrhundert aber — und wieder spricht der Verfasser [Köhler] große Worte gelassen aus — ist das *je ne sais quoi* ‚der irrationale Rest eines Denkens, das aus der Bodenlosigkeit der kulturtragenden Schicht im Bann des Absolutismus den ideologischen Fluchtraum zum Ausweis der eigenen Einzigartigkeit umgestaltet‘. Solange solche Sätze aber nicht aus einer detaillierten soziologischen Analyse bewiesen werden“, konstatiert der Anti-Soziologe Schalk, „erscheinen sie nur als der weltanschauliche Rest einer nicht richtigen Philosophie, und ich glaube, man wird uns nicht zumuten, Descartes, Pascal, Bossuet, Fénelon in ideologische Fluchträume anzusiedeln<sup>110</sup>.“ Wer dieses kollektive „Wir“ ist, dem man eine wissenschaftliche Erkenntnis oder Hypothese nicht „zumuten“ kann, ist schwer zu sagen. Schwer ist überhaupt die Diskussion: nicht nur der aggressive Ton macht sie nahezu unmöglich — der Anti-Marxismus, der sich nur als Paraphrase zu benennen wagt, die Schwierigkeiten im Umgang mit marxistischem Vokabular (wie dem Begriff der „Ideologie“) und vor allem die Wiederbelebung der anti-„jüdisch-sozialistischen“ Terminologie von Curtius im Wort „soziologistisch“ kommen hinzu: „Wenn Bossuet in seiner *Politique tirée de l'Écriture Sainte* schreibt: *Je ne sais quoi de divin s'attache au prince et inspire la crainte du peuple*, so schreibt er nicht als Ideologe, sondern er glaubt, daß die königliche Macht von Gottes Gnade ist und tadelt jedes gouvernement arbitraire. Dem Verfasser [Köhler] liegt aber eine Analyse der religiösen Erfahrung aus ihren Voraussetzungen so fern, daß er selbst Pascal nur soziologistisch zu betrachten vermag<sup>111</sup>.“

Köhler antwortete dezidiert, aber korrekt in *Esprit und arkadische Freiheit* (Frankfurt/M.-Bonn 1966, 280—286), das in der bundesdeut-

108 Zeitschrift für Romanische Philologie, 1964, 386—392, 396: Rezension von Köhlers Trobadorlyrik und höfischer Roman, Berlin 1962.

109 Romanische Forschungen, 1963, 414—423, 415: Trobadorlyrik.

110 Romanische Forschungen, 1957, 210—213, 212.

111 Ib.



schen Fachpresse nur einmal besprochen worden ist: von Franz Niedermayer in einer Sammelrezension zu Aufsatz-Editionen von Auerbach, Hess und Köhler unter dem anspruchsvollen Titel *Deutsche Romanistik zwischen Metaphysik und Soziologie* (Die Neueren Sprachen, 1969, 394—399). Niedermayer stellt fest: „... der sich als solcher bekennende Schüler von Krauss in Leipzig ‚erhebt die historische Literatursoziologie definitiv zum Rang einer Literaturwissenschaft‘, will ihr das Recht auf ein verbindliches ästhetisches Urteil einräumen.“ Nicht daß Werner Krauss nun bereits seit vielen Jahren in Berlin lebt und lehrt, ist der Aufmerksamkeit wert, auch nicht, daß Niedermayers Staunen über den Anspruch der Literatursoziologie den Zustand der bodenlosen Provinzialisierung der bundesrepublikanischen Romanistik adäquat widerspiegelt, sondern daß man sich in der BRD als Schüler von Werner Krauss „bekennen“ muß! Doch folgen wir Niedermayer bei seiner nächsten Entdeckung: „Unter anderem wird Georg Lukács aus Budapest, dem die Wortführer der deutschen Literaturkritik des längeren schon stark verpflichtet sind, nun auch zum Berater der Romanisten erhoben (!), u. a. aufgrund seiner Balzac- und Flaubert-Untersuchungen.“ Wenn gleich Niedermayer zwar eben erst entdeckt hat, daß Lukács aus Budapest stammt, so weiß er doch bereits, daß er ein „Hegel-Epigone“ ist, was ja im Grunde schon alles (auch über Köhler) sagt. Doch Lukács hin und Soziologie her: wenn es fein wird, dann haben beide nichts mehr in der Wissenschaft zu suchen: „Bei einem Aristokraten des Geistes wie der Gesinnung, nämlich Saint-John Perse, verzichtet Köhler ... auf mögliche soziologische Assistenz, wodurch ihm eine recht beschwingte, ideologisch unbelastete Skizze gelang und das Leben wie von selbst ins Werk mündet.“

In einer anschließenden, umfassenderen Polemik gegen Köhlers Arbeit erwähnt Niedermayer auch „Mißverständnisse und scharfe Polemik“, die es gegeben habe: „u. a. gegen den Herausgeber des ersten Werkes [Schalk: *Auerbach*], der eine ‚soziologistische‘ Betrachtungsweise abgelehnt hatte“. Lassen wir Niedermayers nicht erstaunliche Verwechslung von Angriff und Verteidigung: er beendet seine Rezension mit Bemerkungen über Auerbach, Vossler und Curtius, die er gegen Köhler mobilisiert. Sie alle hätten bereits die „soziologische Perspektive“ (siehe oben: H. G. Tuchel) gekannt, diese „aber nicht für so wichtig“ gehalten, „wie dies heute der Fall zu sein scheint“. „Auch ein Curtius handelte schon in seinen ersten Büchern von geistig-soziologischen Problemen Frankreichs, sprach früher als andre vom Katheder über Mannheim, Lévy-Brühl, Horckheimer oder Scheler“, erzählt Niedermayer und vergißt nur hinzuzufügen, daß Lévy-Brühl für Curtius „doch wohl“ ein „zugewanderter“ und Karl Mannheim ein „submarxistischer Jude“ war. Doch was bedeutet das, gemessen an der Tatsache, daß Curtius „gegen die internationalen wie die nationalen Soziologen ... mit der lapidaren Feststellung“ „zielt“, „daß das Kunstwerk die Leistung eines einzelnen und nicht die einer Gruppe sei“. Wenn Köhler das soziologisch hartnäckig nicht als endgültige Niederlage versteht, dann ist er

selbst schuld daran, daß er im Gegensatz zu Vossler „seinen Lohn [nicht] in sich selbst trägt“: „Vielleicht täte es doch der mächtig voranstrebenden Literatursoziologie gut, Glied im Glied, Instrument unter anderen zu bleiben?“ fragt Niedermayer, sichtlich um Köhler besorgt, und gibt ihn zum Schluß noch eine philosophische Weisheit für den Hausgebrauch mit: „Nur eine Variante wird zur Konstante, nicht aber eine (vorübergehende!) Dominante.“

### 13. Der alltägliche Anti-Kommunismus

Wenn auch der Anschluß an die deutsch-nationale Romanistik durch die Werke von Vossler, Curtius u. a. unmittelbar wiederhergestellt wurde, so trifft doch auf eine ganz spezielle Art zu, was H. R. Jaufß mit dem besonders von der Germanistik strapazierten Schlagwort der „Entideologisierung“<sup>112</sup> vielleicht hat ausdrücken wollen: die nach wie vor vorhandene Aggressivität gegen Sozialismus, Kommunismus, Marxismus ist — *faute de combattant direct* — seit dem Verbot der KPD im Jahre 1956 in der BRD verbal nicht mehr ganz so manifest wie in der Zeit davor. Sie äußert sich (noch) anders, z. T. subtiler, auf jeden Fall aber genauso wirksam, wobei im übrigen die unmittelbare Intervention keineswegs gescheut wird, falls irgendwo einmal ein Marxist Assistent oder Dozent werden könnte. Grundsätzlich aber wick die aggressive anti-kommunistische oder engagiert reaktionäre Tonart einer unauffälligeren Diktion auch in der romanistischen Diskussion. Zusammen mit der politischen Entmachtung der Arbeiterklasse verflüchtigte sich z. B. (à l'apparence) der Gedanke an die einst so gefürchtete „Masse“, vor deren Universitätsbesuch Curtius mehr graute als vor den Faschisten: das Proletariat verschwand ganz einfach aus der Reflexion, und zwar selbst aus der ihm feindlichen über die noch heute vorherrschenden Vorstellungen von der Universität als einer Elite-Schule. Das Resultat ist, daß selbst für progressive junge Forscher das Proletariat nicht mehr ist als eine *quantité négligeable*, wie z. B. für Konrad Schoell, der bei der Besprechung eines Schauspiels von Armand Gatti feststellt, es handle sich bei der von Gatti in den Mittelpunkt gerückten „unterdrückten Bevölkerungsgruppe“ „um eine soziale Minderheit in Europa, in Frankreich, um Proletarier, schlicht gesagt“<sup>113</sup>.

Daß der „diskrete“ Anti-Kommunismus ausreicht, um in alle Poren zu dringen und jeden Gedanken zu verseuchen, kann ich aus der eigenen Erfahrung bestätigen: noch 1967/68 setzte ich wie selbstverständlich zu „marxistische Analyse“ das Adjektiv „beckmessernde“, reihte den Marxismus ein unter beliebige „Ideologien“, natürlich *ohne ihn studiert zu haben*, und polemisierte ins Blaue hinein gegen die „Gesetzmäßigkeit schulbuchmäßigen Klassenkampfes, dar-

112 Cf. W. F. Haug, Der hilflose Antifaschismus, I. c., 121 ff.; D. Richter, Ansichten einer marktgerechten Germanistik, in diesem Heft.

113 Das französische Drama seit dem Zweiten Weltkrieg, Kleine Vandenhoeck-Reihe, 315—317, 318 S., 2 Bde., Göttingen 1970, II, 104.

gestellt im „positiven Helden“<sup>114</sup>: von allen meinen Rezensenten, auch den „linken“, nahm *daran* keiner Anstoß. Und wenn Harald Weinrich bemerkt, die Literatursoziologie „braucht zwar nicht unbedingt Sartres marxistische Gesellschaftsanalyse“<sup>115</sup>, dann zeigt sich die unbewußte Infizierung selbst bei ihm, der zu den wenigen Romanisten gehört, die dem gemeinen Anti-Kommunismus auszuweichen wußten. Im übrigen aber gehören die von Wolfgang Fritz Haug in seinem Buch *Der hilflose Antifaschismus* analysierten anti-kommunistischen bzw. anti-marxistischen Ideologeme wie z. B. die Gleichsetzung von „links“ und „rechts“ zur bewußten oder unbewußten, reflektierten oder nicht-reflektierten Praxis der alltäglichen Ideologieproduktion auch in der bundesrepublikanischen Romanistik<sup>116</sup>.

#### 14. Provinz

In seinem Essay *Deutsche und französische Literatur — inneres Reich und Einbürgerung des Dichters* wies Robert Minder nicht nur auf das grundverschiedene Verhältnis von Intellektuellem ganz allgemein und vom Autor im speziellen zur Gesellschaft in Frankreich und Deutschland hin, er bemerkte auch, daß die deutsche Geisteswissenschaft — Germanistik und Geschichte — von den wichtigsten gesellschaftlichen Erkenntnissen der modernen Zeit unberührt geblieben ist: in Paris und London, den damaligen Zentren der industriellen Entwicklung hätten Marx und Engels die „erste Fundamental-Analyse des modernen Gesellschaftsapparates“ angefertigt: „Inwiefern diese von hegelianischen Grundeinsichten durchleuchteten Darstellungen auch heute noch Geltung besitzen, ist eine andere Frage. Germanistik und Geschichtsschreibung haben offiziell bis 1945 kaum Notiz von ihr genommen, Außenseiter wie Franz Mehring als Stiefelputzer des niedrigsten Materialismus verhöhnt und sich dabei immer ungehemmter dem Mythos des Germanentums verschrieben“<sup>117</sup>.

Ihm widersprach von romanistischer Seite Fritz Schalk erregt: schon lange habe man auch vor 1945 Marx mit Hilfe von M. Weber und H. Oncken studiert, die „Auseinandersetzung mit den Ideen des Marxismus“ sei „1933 bis 1945 nur unterbrochen“ gewesen und man habe sie „sofort nach dem Zweiten Weltkrieg“ wieder aufnehmen dürfen<sup>118</sup>. Sollte Minder die Replik von Schalk gelesen haben, so könnte es sein, daß er sie nicht ohne weiteres begriff. In der Tat

114 Kunst, Politik und Schelmerei, Frankfurt/M./Bonn 1969, 105; 229.

115 Literatur für Leser, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1971, 27.

116 Cf. zum Beispiel F. Schalk, Über fanatique und fanatisme in Exempla romanischer Wortgeschichte, Frankfurt/M. 1966, 60—74, oder meinen eigenen Aufsatz Der Herrenmensch bei Jean-Paul Sartre und Heinrich Mann, Akzente 1969, 460—479, 478.

117 Hier zitiert in Robert Minder, Acht Essays zur Literatur, Frankfurt/M. 1969, 28—58, 49.

118 Arcadia, Band 1, Heft 1, 97—103.

aber hat Schalk aus seiner Sicht recht: sowenig wie Curtius kann er sich ein Studium der Werke von Engels oder Marx überhaupt nur vorstellen. Allein der Gedanke an ein Studium der „Ideen des Marxismus“ ist möglich, wobei selbstverständlich ist und gar nicht in Zweifel gezogen wird, daß die „Ideen des Marxismus“ falsch sind. Man studiert sie daher am besten gleich in der Kritik durch Marxologen wie M. Weber und H. Oncken. Minder wird also insofern von Schalk mißverstanden, als er gar nicht erkennt, daß Minder meint, man müsse, bevor man sich mit gesellschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen sucht — und zu diesen gehört für Minder auch die Literatur —, Marx und Engels selbst gelesen haben. Schalk, der sich unter einem Marx-Studium nur ein Anti-Marx-Studium (notwendigerweise aus zweiter Hand) vorstellen kann, hat daher aus seiner Sicht recht: das Anti-Marx-Studium war — wie M. Weber und H. Oncken bezeugen — bereits vor 1945 betrieben worden. Unrecht hingegen hat er, wenn er behauptet, diese spezielle „Auseinandersetzung mit den Ideen des Marxismus“ sei von „1933 bis 1945 unterbrochen“ gewesen, denn diese Tradition der „Auseinandersetzung mit den Ideen des Marxismus“, genauer: die weitgehend unkritische Ablehnung des Marxismus durch die deutsche Universität, speziell die Geisteswissenschaften war durch den Faschismus nicht etwa unterbrochen worden, sondern hatte in ihm nachgerade ihren Höhepunkt und ihre Erfüllung erlebt. An diese Tradition konnte im westlichen Teil Deutschlands in der Tat sofort wieder angeknüpft werden. Der von Schalk kritisierte Minder meint freilich gerade diese Art von „Auseinandersetzung mit den Ideen des Marxismus“ nicht, sondern ein Studium von Engels und Marx und die Aneignung zumindest einiger grundsätzlicher Ideen des historischen Materialismus, ohne die man heute seriös wohl keine Wissenschaft mehr betreiben kann und international auch nicht mehr betreibt.

Wie nun Minder zu der zumindest suggerierten Behauptung gelangt, nach 1945 habe der historische Materialismus Einzug in die Germanistik und Geschichtswissenschaft an der deutschen Universität, worunter doch wohl in diesem Kontext die bundesrepublikanische zu verstehen wäre, halten können, weiß ich nicht: in der Romanistik ist dies auf keinen Fall geschehen. Im Gegenteil: im Verlauf der oben beschriebenen „Entideologisierung“ war sogar *die Negation* des historischen Materialismus aus der Lehre und Forschung verschwunden und durch *nichts* ersetzt worden. Gewiß wäre es eine eigene Untersuchung wert, warum nicht einmal eine Rückkehr zu vormarxistischer Wissenschaftstheorie möglich gewesen ist, Tatsache ist jedenfalls, daß nach und nach überhaupt jede philosophische und wissenschaftstheoretische Reflexion aus der bundesrepublikanischen Romanistik verschwand. Die Folge war, daß nicht nur die Studenten und zukünftigen Lehrer nicht mehr im eigentlichen Sinn wissenschaftlich ausgebildet wurden, sondern daß auch die nachwachsenden Hochschullehrer bar jeder philosophischen, wissenschaftstheoretischen und methodologischen Kenntnis blieben, und als die Studenten in den Jahren seit 1966 begannen, Forderungen

nach „Methoden-Seminaren“ zu erheben, war ein großer Teil der Hochschullehrer überhaupt nicht in der Lage, Zusammenhängendes über das eigene Fach und dessen Methoden zu sagen.

### 15. Ein Neubeginn?

Selbstverständlich machte sich das Unbehagen über die theoretische und methodische Belanglosigkeit des romanistischen Lehr- und Forschungsbetriebes (vor allem in der Literatur- und weniger in der Sprachwissenschaft) nicht nur bei den am ärgsten Betroffenen, den Studenten bemerkbar. Sieht man von Erich Köhler ab, der ohnehin eine Sonderposition einnahm und einnimmt, so kann man feststellen, daß einige junge Wissenschaftler seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre intensiver über die Fragen der Wissenschaftstheorie und der Methodologie nachzudenken begannen, wobei sich ihre — wie oben ausgeführt: leicht erklärliche — philosophische und wissenschaftstheoretische Unsicherheit auf die unterschiedlichste Weise auswirkte. Zunächst einmal bemerkten sie, daß in der internationalen Forschung Dinge diskutiert wurden, von denen man in der BRD noch nicht einmal Kenntnis genommen hatte, und sie begannen diese internationale Diskussion zu rezipieren, wobei sie unter vielfältigem Druck standen: unter zeitlichem Druck, Erkenntnisse aufzuarbeiten, unter dem öffentlichen Druck der Studenteninteressen und — beschränkt man sich auf diese drei Aspekte — unter dem Druck, in der notwendigen nationalen und internationalen Diskussion das gerade Rezipierte in eigene Reflexion umzusetzen. Auf diesem Hintergrund sind die verschiedensten halbfertigen Resultate erklärbar, die das Licht der Welt erblickten.

Im übrigen war die Gruppe junger Wissenschaftler nicht gerade sehr groß. Sie bestand genaugenommen nur aus dem jetzigen Bielefelder Romanisten Harald Weinrich und dem philosophisch wohl am besten geschulten Konstanzer Literaturwissenschaftler H. R. Jauß und dessen bemerkenswerter Schule. Erst in jüngster Zeit griffen auch mit mehr oder weniger großer Kompetenz andere Wissenschaftler in diese Diskussion ein, u. a. die Erlanger Literaturwissenschaftler Siebenmann und besonders Pollmann. Sehen wir von Weinrich ab, der bei seinen eigenwilligen literaturwissenschaftlichen Versuchen der notwendigen Stellungnahme zur materialistischen Literaturwissenschaft ausweicht, was ihn streckenweise leider auch zu etwas legerer Oberflächlichkeit (z. B. in seinem Umgang mit Walter Benjamin) führt<sup>119</sup>, so überrascht es eigentlich nicht, zu sehen, wie alle jene Forscher, die sich um eine Neuorientierung der bundesrepublikanischen Romanistik bemühen, zu Auseinandersetzungen mit der marxistischen Literaturwissenschaft gezwungen sind. Dabei ist zunächst ganz belanglos, daß die Resultate eher hilflos geraten wie Gustav Siebenmanns *Über das problematische Ver-*

119 Cf. H. Weinrich, *Flüchtige Schönheit in Literatur für Leser*, I. c., 94 ff.

hältnis von *Literatur und Wissenschaft*. (Ein Diskussionsbeitrag aus romanistischer Sicht)<sup>120</sup> oder nicht immer aus erster Hand stammen wie in Leo Pollmanns *Literaturwissenschaft und Methode*, in der sich eine deutlich am Gegenstand der eigenen Darstellung interessierte, nicht wie üblich von vornherein ablehnende Zusammenfassung einiger Gedanken von Erich Köhler findet<sup>121</sup>: diese Arbeiten stellen eindeutig einen großen Schritt in Richtung Befreiung von provinzieller Borniertheit der bundesdeutschen Romanistik dar. Die wichtigsten Beiträge zu einer Neuorientierung der bundesdeutschen Literaturwissenschaft im allgemeinen und der Romanistik im besonderen stammen jedoch ohne Zweifel von Hans Robert Jauß, an dessen programmatischer Schrift *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* sich der — von Erich Köhler wiederum abgesehen — fortgeschrittenste Stand der romanistischen Marxismus-Diskussion in der BRD, gleichzeitig aber auch die Problematik dieser Diskussion ablesen lassen. Jauß verurteilt die herkömmliche positivistische Literaturgeschichtsschreibung, wie sie problemlos in der BRD betrieben wurde und wird, und er stellt erneut die Schillersche Frage nach dem „Was heißt und zu welchem Ende“. Er findet weder in den idealistischen noch in den positivistischen Varianten der Literaturgeschichtsschreibung eine befriedigende Antwort und glaubt, die Lösung der Literaturgeschichts-Problematik sei zwischen der Literatursoziologie und der Werkimmanenz auszutragen: „Sie haben die Kluft zwischen Geschichte und Dichtung noch vertieft. Das zeigt sich am schärfsten in der gegensätzlichen Literaturtheorie der marxistischen und der formalistischen Schulen, die im Mittelpunkt meines kritischen Überblicks über die Vorgeschichte der gegenwärtigen Literaturwissenschaft stehen soll<sup>122</sup>.“ Diese „gegensätzliche Literaturtheorie“ demonstriert Jauß dann am Beispiel der Auseinandersetzung zwischen den russischen Formalisten, von denen er vor allem Eichenbaum, Tynjanov, Schklovskij zitiert, und „den Marxisten“.

Die Absicht von Jauß ist, in dieser Schrift, die 1967 in einer ersten Version in Konstanz erschien (in der Folge *Konstanz*), die Ausarbeitung einer „Rezeptions- und Wirkungsästhetik“ zu liefern, von der her die „traditionelle Produktions- und Darstellungsästhetik“ Umfunktionierung und Neuorientierung erlangen könnte. Jauß unternimmt, wie er schreibt, den Versuch, „das im Streit der marxistischen und der formalistischen Methoden offengebliebene Problem der Literaturgeschichte wieder aufzugreifen. Mein Versuch, die Kluft zwischen Literatur und Geschichte, historischer und ästhetischer Erkenntnis zu überbrücken, kann an der Grenze ansetzen, vor der beide Schulen stehengeblieben sind<sup>123</sup>“. Das Operationsfeld für diesen Versuch ist der „Erwartungshorizont“ des Publikums, den

120 Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1970, 121—145, 137.

121 Frankfurt/M. 1971, 2 Bde., 126 ff.

122 Konstanz 1967, 17.

123 Ib. 26.

es nach Jauß zu rekonstruieren gilt<sup>124</sup>, und mit dessen Hilfe dann das eigentliche Ziel erreicht würde, eine Literaturgeschichte zu schreiben, die „im Gang der ‚literarischen Evolution‘ jene im eigentlichen Sinn *gesellschaftsbildende* Funktion aufdeckt, die der Literatur in der Emanzipation des Menschen aus seinen naturhaften, religiösen und sozialen Bindungen zukam<sup>125</sup>“.

### 16. Der subtile Anti-Kommunismus

Der Anspruch, den Jauß stellt, ist sehr groß. Einlösen freilich kann er ihn aus Gründen, die im folgenden angedeutet werden sollen, nicht. Dabei können nicht alle Aspekte seiner interessanten und auch wichtigen Schrift untersucht werden: es kommt im Rahmen dieser Untersuchung lediglich darauf an, zu zeigen, daß auch sie sich einreihet in die obligatorische reichs- und bundesdeutsche Philologen-Polemik gegen Marxismus und Kommunismus, deren Ursachen neben in den Schein der Wissenschaftlichkeit getretenen Klasseninteressen gleicherweise Ignoranz und Vorurteil sind, die auch in diesem Fall bewirken, daß erhebliche Zweifel angemeldet werden können, ob die Schrift von Jauß überhaupt Anspruch auf *Wissenschaftlichkeit* hat. Dabei kommt ihr auf jeden Fall ein besonderer Rang zu, da sie mit differenziertem Vokabular den Anschein der äußersten Kompetenz erweckt. In der Tat hat noch kein bundesdeutscher Romanist gleich soviel Autoritäten auf einmal in die literaturwissenschaftlichen und philosophischen Schranken gefordert wie Hans Robert Jauß, und gemessen an allen anderen Erscheinungsformen des romanistischen Anti-Kommunismus bzw. Anti-Marxismus gehört seine Schrift zweifellos zu den subtilsten Varianten, wie ein Vergleich zwischen der ersten Edition (*Konstanz*) und der zweiten von 1970 (im folgenden *Frankfurt*<sup>126</sup>) deutlich macht.

Statt der versprochenen Aufhebung des Widerspruchs zwischen der formalistischen und der marxistischen Schule gibt es bei Jauß das Schauspiel einer Gerichtsverhandlung über den Marxismus mit abschließendem Schuldspruch, wobei das elementarste Prinzip der Gerechtigkeit außer acht gelassen wird: *das audiatur et altera pars*. Während Jauß zur Abstützung seiner Thesen unentwegt die Formalisten zitiert, kommt von der ebenso unentwegt kritisierten marxistischen Gegenseite auch nicht ein einziger zu Wort. Nicht einmal die unmittelbar am Streit beteiligten Vertreter der nicht-formalisti-

124 Über den „Erwartungshorizont“, den Jauß von Karl Mannheim übernimmt, gerät er offensichtlich in einen „Horizonte-Rausch“: neben dem harmlosen „Horizontwandel“ begegnet noch ein „Fragehorizont“, eine „Horizontveränderung“, eine „Horizontstiftung“, ein „transsubjektiver Horizont“, eine „Horizontstruktur“, ein „retrospektiver Horizont“ und in der zweiten Edition (edition suhrkamp, Bd. 418, Frankfurt/M. 1970, 157) ein „materieller BedingungsHorizont“, der von Jauß offensichtlich als marxistisch verstanden wird.

125 Konstanz 72.

126 Edition suhrkamp, Bd. 418, Frankfurt/M. 1970, 144—207.

schen Partei sind — weder in *Konstanz* noch in *Frankfurt* — als Entlastungszeugen in eigener Sache zugelassen. Dabei hätte Jauß, wenn er sich schon scheuen sollte, die „orthodoxen“ Marxisten zu verhören, zumindest in der zweiten Ausgabe Leo Trotzkijs Aufsatz *Die formalistische Schule der Dichtkunst und der Marxismus*<sup>127</sup> zitieren können, zumal er bei Trotzki selbst die Forderung nach Analyse des „Erwartungshorizontes“ hätte finden können: „Die erzeu­gnisse des künstlerischen schaffens müssen in erster linie nach ihren eigenen gesetzen, d. h., nach den gesetzen der kunst beurteilt werden. Aber nur der marxismus ist fähig zu *erklären*, warum und woher in einer gegebenen epoche eine bestimmte richtung in der kunst entstanden ist, d. h. wer und warum das verlangen nach solchem und nach anderen künstlerischen formen geäußert hat“<sup>128</sup>.

Wenn auch in diesen Sätzen Trotzkijs das ganze Programm der Schrift von Jauß (immerhin rund fünfzig Jahre früher) enthalten ist, obschon mit dem grundsätzlichen Unterschied, daß für Trotzki die Unmöglichkeit einer anderen als marxistischen wissenschaftlichen Erklärung der ihn und ein halbes Jahrhundert später Jauß interessierenden Probleme evident ist, wäre es doch einem Wissenschaftler wie Jauß angemessener gewesen, statt der vergleichsweise oberflächlichen Bemerkungen von Trotzki (die er immerhin auch nicht zur Kenntnis nimmt) die tatsächlich kompetenten Autoren von Marx bis Brecht zu studieren. Daß er die Arbeiten von Walter Benjamin nicht berücksichtigt, ist um so erstaunlicher, als H. Weinrich bereits 1967 in seinem Aufsatz *Für eine Literaturgeschichte des Lesers* (damals *Merkur*, inzwischen in Weinrichs *Literatur für Leser*) auf das Baudelaire-Fragment hingewiesen hatte. Vielleicht liegt es daran, daß Benjamins *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft* erst ein Jahr vor Druck der Arbeit von Jauß in ihrer ersten Ausgabe leicht zugänglich wurde (*Angelus Novus*, Frankfurt/M. 1966, 450—456), daß Jauß aber auch in der zweiten Ausgabe, abgesehen von seiner einfachen Erwähnung, kein weiteres Wort über diesen Aufsatz verliert, stimmt nachdenklich. Immerhin gibt es gewisse Parallelen zwischen Benjamins Ausführung und denen von Jauß, und obendrein verfügt Benjamin, der wie Jauß mit einer Würdigung von Gervinus beginnt, zweifellos über nuanciertere Kenntnisse der Literaturgeschichte, die Jauß für die zweite Ausgabe seiner Schrift ebenso hätte berücksichtigen können wie Benjamins Forderung nach einer „Soziologie des Publikums“. Vollends unverständlich ist jedoch, warum Jauß sich mit Sartres *Qu'est-ce que la littérature?* nicht auseinandersetzt, obwohl als völlig sicher gelten kann, daß er diesen Essay kennt. Angesichts dieser Lücken und verschiedener Nachträge in den Fußnoten der zweiten Edition, die sich leicht noch vermehren ließen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe Jauß zunächst einmal ins

127 In: L. Trotzki, *Literatur und Revolution*, Berlin 1968, 138—157.

128 Ib. 152: der syntaktische Fehler stammt zweifellos vom Übersetzer; es genügt, im letzten Halbsatz „und“ zwischen „wer“ und „warum“ zu streichen.



Blaue hinein entdeckt, um hinterher zu entdecken, daß vieles bereits entdeckt war.

Dasselbe gilt — und zwar in verstärktem Maße — für die Korrektur, die Jauß am Marxismus vornimmt. Dabei ist beachtlich — und der Vergleich der beiden Editionen läßt die Vermutung zur Gewißheit werden —, daß Jauß in der ersten Edition seiner Schrift seine Kenntnisse des Marxismus im allgemeinen und des Streits zwischen Marxisten und Formalisten im besonderen (um mit Werner Krauss zu sprechen) aus alten „Bettelküchen“ (wenn auch nicht der „trübsen“, so doch immerhin noch reichlich) „trüber“ „Gerüchteagenturen“ bezieht, nämlich aus Peter Demetz, *Marx, Engels und die Dichter. Ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte*, und Victor Erlich, *Russischer Formalismus*. Die Urteile von Demetz und Erlich reichen Jauß, um sie zu seinen eigenen zu machen und mit ihnen nun seinerseits das alles entscheidende Urteil zu sprechen. Dies ist in der Tat das auffallendste Merkmal der Schrift in ihrer ersten Version und Edition: die augenscheinlich weitgehende Unkenntnis ihres Verfassers im Hinblick auf den Marxismus, den er doch dort fortzuführen und zu überwinden vorgibt, wo dieser (nach Auskunft von Jauß) an seine eigenen literar-ästhetischen Grenzen gelangt war.

Daß sich bei dem von Jauß in Angriff genommenen Problem ein erster, grundsätzlicher Rekurs auf Marx angeboten hätte, liegt auf der Hand. Um so anerkennenswerter, daß Jauß in der zweiten Edition seiner Schrift nachzuholen sucht, was die Voraussetzung für die erste hätte sein müssen. Und dies ist das auffälligste Merkmal der zweiten, erweiterten Ausgabe von *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, daß Jauß nun das mit einbezogen hat, was er in der ersten nur verurteilte und was er für „den“ Marxismus und „die“ marxistische Literaturwissenschaft hält. Dabei hatte seine Marxismus-Kompetenz bereits in der ersten Edition ausgereicht, um den gesamten Marxismus einer radikalen Kritik zu unterziehen, wobei er nicht zögerte, die Axt an die Wurzel einer der grundsätzlichen Erkenntnisse des historischen Materialismus zu legen, daß nicht das Bewußtsein des Menschen Sein, sondern das gesellschaftliche Sein das Bewußtsein des Menschen bestimmt. Jauß weiß, daß das nicht stimmen kann und fordert daher die Marxisten auf, doch endlich „das Dogma der Überbau-Basis-Determination“ (sic) aufzugeben<sup>129</sup>. Er forderte das mit um so ruhigerem Gewissen, als er weiß, daß die neueste (und damit gewiß „modernste“) Marxismus-Richtung sich davon getrennt hat: „Ihre Verfechter konnten sich zunächst auf keine geringere Autorität als die Stalins berufen“, schreibt der bürgerliche Philologe Jauß, von dem man gerne erföhre, auf welche Autoritäten sich die „Verfechter“ des neuen Marxismus sodann berufen konnten und wer diese Verfechter eigentlich sind<sup>130</sup>,

129 Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft, I. c., 53.

130 Die Naivität von Jauß besteht darin, zu glauben, was er über die Naivität der Marxisten — und zwar meist im Ton des Propheten — schreibt (*Littérature médiévale et théorie des genres, Poétique, 1970, 1,*

„wenn sie analog zu seiner Erklärung über die Sprachwissenschaft nun auch für die Literatur die Unabhängigkeit des Überbaus von der ökonomischen Basis postulierten<sup>131</sup>.“

1970 — in der zweiten Version seiner Schrift — gibt Jauß die allzu naiven Formulierungen einer anscheinend vertieften Problemstellung entsprechend auf. Getrieben wahrscheinlich von der freien Entscheidung zu größerer Wissenschaftlichkeit, nämlich aus Einsicht in die Notwendigkeit, wendet er sich entschlossen dem vorher nur verurteilten Marxismus zu, um ihn zu studieren. Wunderbarerweise bestätigt aber sein nachgeholtes Studium lediglich das drei Jahre zuvor gefällte Urteil: es bleibt bei der ursprünglich formulierten Verurteilung, die er — natürlich<sup>132</sup> — mit einer Kritik an der „orthodoxen Widerspiegelungstheorie“ rechtfertigt<sup>133</sup>. Nacheinander und ohne Rangunterschiede stellte er auf knappen zehn Seiten in folgender Reihenfolge Marx, Lukács, Plechanow, Engels, wieder Lukács und Lucien Goldmann vor, um ihre Ansichten entweder partiell oder total zu verwerfen, wobei er allerdings keineswegs aus ausreichenden eigenen Marx-, Engels- oder Lenin-Studien schöpft. Sein Hauptzeuge ist Karel Kosík mit der *Dialektik des Konkreten*, und so wie Jauß sich zuvor die Urteile von Demetz und Erlich zu eigen gemacht und als die seinen ausgegeben hatte, macht er sich nun die von Kosík zu eigen, womit er zweierlei schafft: erstens den Eindruck zu erwecken, als könne er sich selbst kompetent zur komplizierten Problematik der marxistischen Widerspiegelungstheorie und der Beziehung von Basis und Überbau ganz allgemein äußern, und zweitens den nahtlosen Anschluß an die erste Version seiner Schrift, die die Verurteilung der Marxisten voraussetzte. Dazu bedarf es nur noch leichter Retuschen:

1. Version *Konstanz*, 20—21

„Das so formulierte Problem der Literaturgeschichte ist indes keine Entdeckung der marxistischen Literaturwissenschaft. Es hat sich schon vor 40 Jahren der von ihr bekämpften formalistischen Schu-

2. Version *Frankfurt*, 164

„Das so formulierte Problem der Geschichtlichkeit künstlerischer Formen ist eine verspätete Entdeckung der marxistischen Literaturwissenschaft. Denn es hat sich schon vor 40 Jahren der von ihr bekämpf-

79—101, 87): „Le postulat méthodologique selon lequel la création ou la fin des formes littéraires, voire tout changement dans l'histoire d'un genre, trouve une correspondance dans la situation historique d'une société ou reçoit du moins une impulsion de celle-ci, n'est plus maintenu par la théorie marxiste et la sociologie de la littérature avec la naïveté de la théorie classique de la Widerspiegelung (littérature comme reflet de la société).“

<sup>131</sup> Konstanz 20.

<sup>132</sup> 1970 ist in den Romanischen Forschungen (Heft 3, 417) bereits die Rede von einem „Widerspiegelungskomplex“, von dem die Literatursoziologie „befreit“ werden müßte!

<sup>133</sup> Frankfurt 157.

le in dem Augenblick gestellt, als sie von den damaligen Machthabern zum Schweigen verurteilt und in die Diaspora getrieben wurde.“

ten formalistischen Schule in dem Augenblick gestellt, als sie von den damaligen Machthabern zum Schweigen verurteilt und in die Diaspora getrieben wurde.“

Die korrekte Version freilich wäre: Jauß hat sich mit der Entdeckung der marxistischen Literaturwissenschaft über ihre Verurteilung durch ihn selbst hinaus verspätet. Was aber läßt sich daraus lernen? Es läßt sich daraus lernen, daß dem Literaturwissenschaftler (und nicht etwa nur Jauß!) in der BRD immer noch billig ist, was Herrn Szeliga vor über hundert Jahren bereits recht war<sup>134</sup>: der Gegenstand, über den etwas gesagt wird, ist ganz unbedeutend im Vergleich mit dem, was der Kritiker bzw. Wissenschaftler glaubt, sagen zu müssen. Jaußens „kritische Spekulation“ war die Unterstellung, der Marxismus sei bei seiner Auseinandersetzung mit dem Formalismus nicht nur an seine eigenen literarästhetischen Grenzen gelangt, sondern er habe auch gegenüber dem Formalismus geistig den kürzeren gezogen und diesen endlich nur mit Brutalität zum Schweigen gebracht<sup>135</sup>. Diese „kritische Spekulation“ war die Voraussetzung für *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Sie war konzipiert und formuliert, bevor Jauß begann, sich ein wenig ernsthafter mit der marxistischen Literaturwissenschaft zu befassen. Als er die Auseinandersetzung nachholte, stand er vor der bangen Frage, ob denn eine Überprüfung des Sachverhaltes auch das Resultat erbringen würde, das er vor der Überprüfung bereits hatte in Druck gehen lassen. Anders formuliert: die nachträgliche Überprüfung mußte das Vor-Urteil bestätigen, denn hätte sie es nicht getan, hätte Jauß seine Schrift revozieren müssen.

Und siehe da: das Vor-Urteil wurde (wenn auch — wie aus dem zitierten Passus der zweiten Version ersichtlich — modifiziert) so genau bestätigt, daß sogar nach dem Prinzip des schlechten Reimeschmieds der stilistische Anschluß hergestellt werden konnte. Mit diesem völlig unwissenschaftlichen Verfahren leistet Jauß einen weiteren Beitrag zum nachgerade selbstverständlichen Anti-Marxismus in der BRD, dessen Wurzeln tief in der reichs- und nazi-deutschen, ja in der wilhelminischen und vorwilhelminischen anti-sozialistischen und damit anti-wissenschaftlichen Vergangenheit stecken.

134 Die Heilige Familie, MEW Bd. 2, 59—63.

135 Die Tatsache, daß die Geisteswissenschaftler der BRD erst Mitte der sechziger Jahre den russischen Formalismus für sich entdeckten, erklärt keineswegs, warum dieser auch in den Werken seiner Repräsentanten, die in der „Diaspora“ ja keineswegs verstummt, und darüber hinaus in allen seinen internationalen Variationen doch so offensichtlich in eine Sackgasse geriet. Wer hat denn z. B. Jauß gezwungen, sich mit dem Marxismus anzulegen, wenn nicht die evidente Unzulänglichkeit der formalistischen Methode: der Marxist braucht im übrigen in der Auseinandersetzung mit dem Formalismus diesen nicht zu verfälschen!

Der Beitrag von Jauß ist allerdings doppelt gefährlich, da er in der hier unheilvollen Dialektik der Dinge nicht nur im Hinblick auf die bundesrepublikanische Romanistik und die Entwicklung ihres vielleicht bedeutendsten Vertreters Jauß einen unübersehbaren Fortschritt darstellt, sondern obendrein in einer leicht zugänglichen Schrift verbreitet wird, die neben Unseriösem über den Marxismus auch manches Wichtige und Bedenkenswerte enthält. Es wäre daher Jauß und uns zu wünschen, daß er ein wenig bei Marx und dem Marxismus verweilte, um ihn gründlicher zu studieren. Er könnte dann auch u. a. auf Engels stoßen, der bei Gelegenheit schrieb: „... wenn der Mann noch nicht entdeckt hat, daß, wenn die materielle Daseinsweise das *primum agens* ist, das nicht ausschließt, daß die ideellen Gebiete eine reagierende, aber sekundäre Einwirkung auf sie hinwiederum ausüben, so kann er doch unmöglich den Gegenstand begriffen haben, worüber er schreibt<sup>136</sup>.“

### 17. Bestandsaufnahme

1. Die reichs- und bundesdeutsche Romanistik ist — mit wenigen Ausnahmen — bewußt oder unbewußt anti-aufklärerisch, anti-emanzipatorisch, anti-sozialistisch, sogar z. T. offen anti-demokratisch: ohne Ausnahme aber anti-marxistisch. Sie beschneidet aufgrund ihres außerordentlich schmal-perspektivischen Klassenstandpunktes ihr wissenschaftliches Betätigungsfeld sowohl im Hinblick auf den Forschungsgegenstand als auch auf die Methoden mit verblüffender Skrupellosigkeit (ein Blick in bundesrepublikanische Vorlesungsverzeichnisse beweist das sofort). Sie operiert also politisch-strategisch.

2. Die Vertreter der reichs- und bundesdeutschen Romanistik haben zwar weder Marx noch Engels noch Mehring noch Plechanow noch Lenin gelesen, aber sie stehen nicht an, diese permanent für einseitig, „ideologisch“, falsch und dogmatisch zu erklären. In allen nicht-faschistischen Staaten sind die grundsätzlichen Ideen des historischen und dialektischen Materialismus heute Allgemeingut nicht nur der Marxisten. In der BRD aber hat man sie nicht einmal im Anfänger-Manual studiert. (Die BRD ist das vielleicht einzige Land der Welt, in dem Intellektuelle, zumal Universitätsgelehrte das Wort „Marxist“ bzw. „Kommunist“ für ein Schimpfwort halten und zur Diffamierung und Denunziation benutzen. In Frankreich sind sehr viele Hochschullehrer Mitglieder des PC, darunter auch Romanisten. In Italien ist das nicht anders.)

3. Das ist ein wissenschaftliches Problem und ein politisches: der bundesrepublikanische Romanist ist nicht mehr in der Lage, die Publikationen eines Roland Barthes, eines Lucien Goldmann, eines Pierre Macherey, eines Jean Duvignaud, eines Pierre Daix, eines Robert Escarpit usw., usf. überhaupt nur zu verstehen, geschweige

<sup>136</sup> Brief an Conrad Schmidt vom 5. 8. 1890, MEW Bd. 37, 435 bis 438, 436.

denn zu rezipieren und für die eigene Forschung zu verwerten, denn alle diese Autoren sind entweder Marxisten oder sie benutzen als Nicht-Marxisten Erkenntnisse des historischen Materialismus, die ohne entsprechendes Studium nicht adäquat verstanden werden können. Das für Autoren wie Althusser, Lefèbvre oder Sartre dasselbe gilt, liegt auf der Hand: seit Sartre sich entschieden der Auseinandersetzung mit dem Marxismus zugewandt hat, nimmt ihn die bundesdeutsche Romanistik nicht mehr zur Kenntnis. Sie kann auch gar nicht.

#### **NACHTRAG**

Das Verfassen des Aufsatzes war auch ein Akt der Selbstbefreiung und Distanzierung von einer bedrückenden Vergangenheit. Deshalb wurde der Aufsatz, wie ich gestehen will, nicht ohne Bitterkeit und Empörung geschrieben.

Ich wollte jedoch keine Anklageschrift verfassen, sondern einen Zustand beschreiben, den ich für eine wissenschaftliche und moralische Schande halte. Ich glaube, daß es falsch ist, pauschal von Schuld zu sprechen, denn ich weiß selbst, wie wir indoktriniert wurden und werden. Aber als Wissenschaftler haben wir nicht das Recht, uns mit der kollektiven Indoktrinierung zu entschuldigen — schon gar nicht, wenn wir Universitätslehrer sind und selbst Lehrer ausbilden.

Weil es mir auf die Darstellung des Symptomatischen und nicht auf Vollständigkeit des Materials ankam, habe ich viele nationalistische, nationalsozialistische, anti-demokratische, anti-sozialistische und anti-marxistische Dokumente außer acht gelassen.

Paris, 5. 1. 1972

Dieter Richter

## Ansichten einer marktgerechten Germanistik

Kritik literaturwissenschaftlicher Studienreformmodelle<sup>1</sup>

*Ich sage nichts gegen realistische Motive beim Studieren. Ich sage erst recht nichts gegen realistische Motive beim Politisieren. Das Studium soll Brot verschaffen. Aber dank unseres Produktionssystems gibt es Arten, sich Brot zu verschaffen durch Wegschaffung des Brotes anderer. Gibt es eine Art, Verdienste für sich selbst zu erzielen, welche keine Verdienste um andere sind. (Brecht)<sup>2</sup>*

„Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte<sup>3</sup>.“ Dieser Haupt-Satz materialistischer Dialektik beinhaltet, daß die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens erst dann wirklich *wissenschaftlich* behandelt werden, wenn sie als *geschichtliche* behandelt werden; das heißt aber: wenn sie nicht als naturwüchsig, selbständig und überzeitlich beschrieben werden, sondern als Elemente des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, als von Menschen mit spezifischen Bedürfnissen und Interessen hervorgebrachte und als praktisch veränderbare<sup>4</sup>. Dies enthält nun nicht nur die Aufforderung an die wissenschaftlich Arbeitenden, die jeweiligen *Gegenstände* ihres Fachs als geschichtlich-gesellschaftliche darzustellen. Es gilt zugleich, wenn von *Theorie, Geschichte* und

1 Überarbeitete Form eines Beitrags in: *Literatur in Studium und Schule*, hrsg. v. O. Schwencke, Loccum 1970 (= Loccumer Kolloquien, 1). Er bezieht sich vor allem auf: W. Iser, Überlegungen zu einem literaturwissenschaftlichen Studienreformmodell (in: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1969, S. 193 ff.); Rhedaer Memorandum zur Reform des Studiums der Linguistik und der Literaturwissenschaft (Ms.) [Oktober 1969]; Entwurf zu einem integrierten Studienplan der Literaturwissenschaft, Universität Konstanz (Ms.); Richtlinien für ein künftiges romanistisches Studienmodell, beschlossen in Salzburg vom Deutschen Romanistenverband (Ms.) [Oktober 1969]; W. Teschner, 7 Thesen zur Didaktik und Organisation eines Faches „Sprache und Literatur an einer gestuften Schule“ (Ms.) [November 1969]; Deutscher Bildungsrat: Empfehlungen der Bildungskommission (30./31. Januar 1969); Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Struktur und zum Ausbau des Bildungswesens im Hochschulbereich nach 1970 [Oktober 1970], Bd. 2 (Ausbildung im Fach Germanistik). Es kam mir darauf an, an diesen Modellen typische Tendenzen exemplarisch aufzuzeigen.

2 Brecht, *Gesammelte Werke*, Bd. 20, Frankfurt 1967, S. 226.

3 MEW 3, 18.

4 Vgl. MEW 3, 37 f.

*Funktion* der Wissenschaften die Rede sein soll. Auch Wissenschaftstheorie ist wissenschaftlich nur als *geschichtliche* denkbar, Wissenschaftsgeschichte nur ein Moment der allgemeinen Geschichte und die jeweilige *Funktion* der Wissenschaften nur im Hinblick auf eine konkrete ökonomische und gesellschaftliche Situation bestimmbar. Auch für die Wissenschaften als Teil des gesellschaftlichen Bewußtseins gilt: Sie „behalten hiermit nicht länger den Schein der Selbstständigkeit. Sie haben keine Geschichte, sie haben keine Entwicklung, sondern die ihre materielle Produktion und ihren materiellen Verkehr entwickelnden Menschen ändern mit dieser ihrer Wirklichkeit auch ihr Denken und die Produkte ihres Denkens“<sup>5</sup>.

Damit ist der Gegensatz zur idealistischen Auffassung aufgezeigt, die die Entwicklung der einzelnen Wissenschaften aus deren immanenter Selbstbewegung begreifen und damit Theorie, Methodenlehre, Stoffauswahl und gesellschaftliche Praxis der Wissenschaften aus vermeintlich fachinternen Ansätzen und Notwendigkeiten begründen zu können glaubt<sup>6</sup>. Von dieser Position aus sind freilich weder die Geschichte der Germanistik noch die derzeitigen Versuche der „Neuorientierung“ des Fachs zu begreifen. Gerade die seit Jahren beredete sogenannte „Krise der Germanistik“ ist eben primär nicht eine Krise des internen Selbstverständnisses, der Methodenlehre, des Gegenstandsbereichs oder der organisatorischen Departmentierung des Fachs (und also auch primär von daher nicht zu kurieren), sondern eine Krise seiner gesellschaftlichen Funktionsbestimmung. Reformversuche, die also z. B. die wissenschaftliche Forschung aus einem vermeintlich fachinternen Ansatz begründen zu können glauben<sup>7</sup>, unterstellen damit einen Begriff von „Sachgerechtigkeit“, der sich der Einsicht verschließt, daß eben die „Sache“, d. h. der wissenschaftliche Gegenstand und seine Erforschung, notwendig von einem spezifischen gesellschaftlichen Interesse bestimmt wird. Ebenso enthält sich, wer den Praxisbezug der Literaturwissenschaft durch die pragmatische Orientierung der Lehre an den „Ausbildungsbedürfnisse(n) der künftigen Lehrer“<sup>8</sup> herstellen will, einer gesellschaftskritisch fundierten Stellungnahme dazu, ob die „Ausbildungsbedürfnisse“ denn tatsächlich die Bedürfnisse der Auszubildenden oder eben nur die Bedürfnisse der Ausbilder und ihrer Auftraggeber sind. Die sogenannte Krise der Germanistik hat ihre Ursache darin, daß die Germanistik gegenüber der ökonomischen Entwicklung in der BRD, wie sie sich vor allem seit den Sechziger Jahren vollzieht, mehr und mehr dysfunktional geworden war. Diese Entwicklung ist gekennzeichnet vor allem durch den Versuch, die relative technologische Rückständigkeit der BRD, die während der Sechziger Jahre deutlich geworden war und die sich als Gefährdung

5 MEW 3, 26 f.

6 Vgl. W. Benjamin, Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft. In: Angelus Novus, Frankfurt 1966, S. 450.

7 Iser, a.a.O., S. 193.

8 Ebenda.

der Wettbewerbsfähigkeit der westdeutschen Wirtschaft auf dem Weltmarkt auszuwirken drohte, durch „Höherqualifizierung“ eines Teils der Ware Arbeitskraft aufzuholen — wobei den Bereichen Wissenschaft und Ausbildung erhöhte Bedeutung zukommt<sup>9</sup>. Die neue Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft beinhaltet vor allem einen hohen Grad an fachlicher Mobilität, operational-instrumentalen Fähigkeiten und technisch-funktionaler Intelligenz — bei gleichzeitiger Hintansetzung inhaltlichen Wissens und der Verkümmern der Fähigkeit, über die spezialisierte Funktion hinaus das Ganze des Produktionsprozesses und der Gesellschaft durchschauen und verändern zu können. Sie zielt auf den technischen Spezialisten, wie er sich vor allem in den „gehobenen“ Rängen der Industriearbeiterschaft (Steuerfunktion, Kontrollarbeit etc.), in den verschiedenen Gruppen der white-collar-workers und des administrativen und industriellen Managements findet. Diese Reform der Ausbildung hat zugleich selektive Funktion: Sie soll das bis dato weitgehend vernachlässigte „Reservoir“ der in *diesem* Sinne Bildbaren „ausschöpfen“. Es geht zu Lasten der großen Masse der Arbeiter, die als unqualifizierte, billige Arbeitskräfte benötigt werden und dem kleineren Kreis der technischen Spezialisten gegenüberstehen (Dequalifikation).

Universitäten und Schulen gerieten ins Kreuzfeuer der Kritik, weil sie in ihrer bisherigen Form dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Was den Deutsch- (bes. den Literatur-) Unterricht betrifft, so zeigt sich gerade an ihm der hohe Grad der Dysfunktionalität: Die Pflege einer nur noch ornamentalen literarischen Feierabend-Kultur muß nämlich als allenfalls liebenswerter Anachronismus vom Standpunkt einer Bildungsreform aus erscheinen, deren Ziel es gerade ist, Wissenschaft und Ausbildung direkter als je zuvor bestimmten ökonomischen Interessen anzupassen und in den Dienst der unmittelbaren Steigerung der Produktivität (des Profits) und des qualifizierten Angebots auf dem Arbeitskräftemarkt zu stellen. Die „Art der Vernunft, die hier benötigt wird“ (Brecht)<sup>9a</sup>, ist eine andere. Die germanistischen Studienreformmodelle zeigen exemplarisch, wie sich der oben skizzierte Prozeß der ökonomischen Funktionalisierung der Ausbildung auch in den kulturwissenschaftlichen Disziplinen durchsetzt (wenn auch noch nicht so umfassend und total wie in den technisch-naturwissenschaftlichen) und die einstigen „Geisteswissenschaften“ zu einem Bildungsbegriff hin verändert, der unmittelbar vom Arbeitsmarkt her definiert wird. Die traditionellen Grenzen

9 Vgl. zum folgenden E. Altwater, *Krise und Kritik, Zum Verhältnis von ökonomischer Entwicklung und Bildungs- und Wissenschaftspolitik* (in: *Wider die Untertanenfabrik*, hrsg. v. S. Leibfried, Köln 1967, S. 52 ff.); W. Lefèvre, *Reichtum und Knappheit, Studienreform als Zerstörung gesellschaftlichen Reichtums* (in: U. Bergmann u. a.: *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition*, Reinbek 1968, S. 94 ff.); G. Koneffke, *Integration und Subversion, Zur Funktion des Bildungswesens in der spätkapitalistischen Gesellschaft* (in: *Das Argument* 54, 1969, S. 389 ff.).

9a Brecht, a.a.O., S. 253.



zwischen Produktions- und Herrschaftswissenschaften werden damit fließend.

Es scheint, als sei diese Tendenz auch vielen kritischen Literaturwissenschaftlern, Studenten und Deutschlehrern noch nicht bewußt geworden. Ihre Polemiken richten sich noch fast ausschließlich gegen die alte Ideologiebildner-Funktion und die irrationalistische Konzeption des Faches Deutsch, wie sie in der geisteswissenschaftlichen Richtung und einer existentialistisch versäuerten Werkimmanenz zum Tragen kamen. Diese längst überfälligen kritischen Analysen sind teilweise insofern noch berechtigt, als die Orientierung auf die abgestandenen Werte der Innerlichkeit<sup>10</sup> noch heute die Literaturdidaktik an den Schulen weithin bestimmt (wie z. B. Christa Bürger in ihrer Analyse der Zeitschrift „Der Deutschunterricht“ nachweist<sup>11</sup>). Nur: Hier hinkt die Literaturdidaktik der Schule den zur Zeit diskutierten Entwürfen der Bildungsplaner nach! Denn diese wenden sich ebenfalls, geleitet freilich von ganz anderen Interessen und Zielvorstellungen, gegen diesen verstaubten ideologisch-irrationalistischen „Bildungsauftrag“ des Deutschunterrichts. Auch sie erheben die Forderung nach „Rationalität“ — zu fragen ist nur, was damit gemeint ist. Und wenn Robert Ulshöfer, einer der Anwälte des irrationalistischen „Bildungsauftrags“, einen so konzipierten schulischen Deutschunterricht „zu einer Art ‚Mittelpunktfach‘“ (1965)<sup>12</sup> erklärt, dann ruft dies bei den Herren von Wissenschaftsrat, Bildungsrat und sonstigen -räten heute allenfalls ein müdes Lächeln hervor. Dieser Deutschunterricht wird schon bald unter die wahlfreien „ästhetischen Beifächer“ gehören; mag an ihm teilnehmen, wer die entsprechenden musischen Neigungen oder Gott-und-die-Welt-Pubertätsprobleme in sich verspürt. „Die Funktionen des Faches Deutsch“ — so die Empfehlungen des Bildungsrats (1969) — „sind ... im wesentlichen Sprachbildung und methodisch bewußtes Verstehen. Demgegenüber treten die literatur-historischen Funktionen zurück; sie werden stärker eine Sache individueller Wahl und des speziellen Interesses“<sup>13</sup>. Es kann selbstverständlich nicht darum gehen, die alte irrationalistische Konzeption des Faches als Freiraum für individuelle Bildungswünsche erhalten zu wollen. Es geht aber auch nicht an, daß diese Konzeption des Faches und der berechtigte Horror vor dem traditionellen bildungsbürgerlichen Deutschunterricht von den staatlichen Bildungsplanern als Alibi für die Umwandlung des Faches in eine technische Disziplin benutzt werden, womit sich das Fach nur veränderten Verwertungsbedingungen anpaßt. Es wäre zukünftig deutlich zu machen, wie das Fach Deutsch a) gegen

10 Siehe R. Ulshöfer, Der Deutschunterricht im Zeitalter der Demokratie. In: Der Deutschunterricht 17 (1965), H. 3, S. 30. (Zitiert nach Chr. Bürger, a.a.O., S. 12.)

11 Chr. Bürger: Deutschunterricht — Ideologie oder Aufklärung, Frankfurt 1970.

12 Zitiert nach Chr. Bürger, a.a.O., S. 12.

13 Empfehlungen der Bildungskommission, a.a.O., S. 72.

einen ideologisch verkürzten Geschichts- und Gesellschaftsbegriff (des alten Deutschunterrichts) und b) gegen die weitgehende Eliminierung jeder geschichtlich-gesellschaftlichen Erkenntnisfunktion (der technokratisch reformierten Germanistik) sich als sozialkundliches Fach profilieren kann, in dem Literatur und Sprache zu Gegenständen der Erfahrung geschichtlich-gesellschaftlicher Praxis werden.

Wie nun kommt in den Studienreformmodellen die „neue Standortbestimmung“ des Deutschunterrichts und -studiums zum Ausdruck: Da ist zunächst die weitgehende Trennung von *Sprach- und Literaturunterricht* in der Schule und — dem entsprechend — der Aufbau getrennter Studiengänge für Sprachwissenschaftler und Literaturwissenschaftler an den Universitäten. Beide geben ihre alte nationale bzw. nationalhistorische Orientierung auf; sie verstehen sich nicht mehr als Wissenschaft von *deutscher* Sprache und Literatur, sondern definieren sich im Kontext der Linguistik und der Allgemeinen bzw. Vergleichenden Literaturwissenschaft. Dies hat bereits Konsequenzen für die Neugliederung der Schulfächer (etwa in den Gesamtschulprojekten) wie für die Neugliederung der Fachbereiche an den Universitäten. Nun wäre nichts verkehrter, als diese Entwicklung mit der Beschwörung der „Einheit von Sprache und Literatur“ abzulehnen. Im Gegenteil: Die weitgehend institutionalisierte Trennung der beiden Fächer kann durchaus sinnvoll sein. Entscheidend ist dabei nur: Was ist damit intendiert? Und: Wie kann der jeweilige Sprach- und Literaturunterricht inhaltlich aussehen? Dies läßt sich nicht vom scheinbar autonomen Standpunkt der beiden Fachwissenschaften aus beantworten. Es genügt also z. B. nicht der bekannte Hinweis der Sprachwissenschaftler, mit der derzeitigen Hinwendung der Linguistik zur strukturalen Methode vollziehe die Sprachwissenschaft in der BRD eben ihre längst überfällige Angleichung an den internationalen wissenschaftlichen Standard. Zu fragen wäre darüber hinaus nach dem Verwertungsinteresse an der strukturalen Linguistik. Es scheint vor allem der hohe Grad der Operationalität und Instrumentalität zu sein, den eine formalisierte Technik der Sprachbetrachtung zu vermitteln verspricht; die Fähigkeit, sich funktionaler Zeichensysteme zu bedienen — Fähigkeiten, die auf die Qualifikationsstruktur einer spezialisierten technischen Elite zielen. Dabei besteht die Gefahr, daß dort, wo Kommunikation nur im System eines geschlossenen Reglerkreises beschrieben wird, die Inhalte der Kommunikation irrelevant, daß Handlungsimpulse durch ihre Formalisierung neutralisiert werden<sup>14</sup>.

14 Wie man dies in der Schule einüben kann, zeigen die von Helmut Lethen aus der Praxis mitgeteilten Aufsatzthemen „fortschrittlicher“ Deutsch-Lehrer: Bestimmen Sie die Textformanten im Schlußplädoyer von Langhans im sogenannten Brandstifter-Prozeß! Wie verwendet Brecht das intransitive Verb in seiner Schrift „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“? Die syntaktische Armut in Friedes Anti-Vietnam-Gedichten. Oder (dem fingierten Thema): Bestimmen Sie die Mängel in der syntaktischen Konstruktion im Flugblatt der Klasse 12 b für die sogenannte demokratische Mitbestimmung! H. Lethen, Zur Funktion der

Das Verwertungsinteresse an der *Soziolinguistik*, insbesondere der sogenannten kompensatorischen Spracherziehung, ist inzwischen mehrfach dargestellt worden<sup>15</sup>. Dabei ist deutlich geworden, daß die Erziehung der Arbeiterkinder zum bürgerlichen Mittelschichten-Code selektive Funktion im Sinne einer bürgerlichen Erziehungsstrategie hat. Sie führt nicht zur Bewußtwerdung oder gar Veränderung der materiellen Lebensbedingungen der „Unterschicht“, sondern fügt der sozialen die sprachliche Diskriminierung hinzu; sie dient der Auslese einiger weniger Arbeiterkinder, die sich im Sinne des elaborierten Mittelschichten-Codes sprachlich „qualifizieren“ lassen und läßt die Masse der restringierten Sprecher als „unqualifizierte“ zurück. Damit reproduziert sie auf nur scheinbar immanent-methodologischer Ebene genau den Widerspruch von Qualifikation und Dequalifikation, wie er den Arbeitsmarkt der „fortgeschrittenen Industriegesellschaft“ bestimmt<sup>16</sup>. Welche Funktion kommt nun dem verbliebenen Literaturunterricht zu? Wie definiert er sein Selbstverständnis? An die Stelle der weitgehend überflüssig gewordenen ideologischen Verbrämung oder historischen Beglaubigung des Bestehenden tritt die zweckrationale Erlernung technischer Fertigkeiten und Verfahren, die gerade dadurch, daß sie pragmatistisch und unter immanent funktionalen Voraussetzungen ausgeübt werden, den Handelnden von der Reflexion über die gesamtgesellschaftliche Notwendigkeit und Richtigkeit seines Tuns entbinden. Wie in anderen Wissenschaften soll es auch in der künftigen Literaturwissenschaft weniger um das Erarbeiten von Inhalten als um das Erlernen von Verfahren gehen. Das „Operieren mit Instrumentarien“, vorzugsweise dem der „Textanalyse“<sup>17</sup>, rückt in den Vordergrund. Die Hinwendung der Wissenschaften zur Operationalität resultiert aus der zunehmenden Mobilität der gehobenen und höheren Berufsbilder (einer der wichtigsten Veränderungen in der Qualifikationsstruktur des „technischen Spezialisten“) als Folge der zunehmenden Mobilität der Produktion<sup>18</sup>. Die „Wissenschaft von Texten“ als operationale Wissenschaft<sup>19</sup> dient (ebenso wie die Sprach-

Literatur im Deutschunterricht an Oberschulen. In: Girnus/Lethen/Rothe, Von der kritischen zur historisch-materialistischen Literaturwissenschaft, Berlin 1971, S. 90.

15 Vgl. J. Beck/Martin Berg, Offenbachprojekt — Sprachförderung, Wygotskis Sprachtheorie in der Schulpraxis. In: Ästhetik und Kommunikation 2 (1970), S. 22 ff.; K. Ehlich/J. Hohnhäuser/F. Müller/D. Wiehle, Spätkapitalismus — Soziolinguistik — Kompensatorische Spracherziehung. In: Kursbuch 24 (1970), S. 33 ff.

16 Wie eine nicht-selektive Sprachförderung von Arbeiterkindern aussehen könnte, haben Johannes Beck und Martin Berg in ihren Offenbacher Schulversuchen zu zeigen versucht. Vgl. M. Berg, Sprachförderung in der Grundschule, Offenbach 1971 (Ms.).

17 W. Iser, a.a.O., S. 197.

18 Vgl. E. Altvater, a.a.O., S. 53 ff.

19 W. Iser, a.a.O., S. 197.

wissenschaft als „Wissenschaft von Zeichen“<sup>20</sup>) der Gewinnung eines hohen Grades von intellektueller und fachlicher Mobilität für die Berufe der technischen Intelligenz. Entscheidend dabei ist aber, daß diese „Produktionstugenden“ sich gerade im Rahmen der funktionalisierten Erkenntnisziele, auch denen einer „Textwissenschaft“, inhaltlich und gesamtgesellschaftlich nicht mehr auszuweisen haben.

Der künftige Literaturunterricht ist „als Wissenschaft von Texten in erster Linie auf das kritische Verstehen und Beurteilen, aber auch auf das Abfassen von Texten, ferner auf die Sensibilisierung der Wahrnehmung und auf das Wecken der Urteilsfähigkeit der Schüler bedacht“<sup>21</sup>. Hier wird ein Katalog von Ausbildungszielen unter rein formal-funktionalem Gesichtspunkt aufgestellt. Die Forderung nach „kritischem Verstehen und Beurteilen“ setzt nämlich eine Vorentscheidung darüber voraus, als *was* denn ein Stück „Literatur“ (im weitesten Sinn) überhaupt zu verstehen ist und nach welchen Kriterien es beurteilt werden soll. Ebenso benötigt, wer nach der „Absicht“ eines Werkes fragt, ein Vorverständnis darüber, was denn überhaupt die Absicht von Literatur ist. Die immer wieder geforderte (und z. T. schon praktizierte) Komplettierung der Untersuchungsgegenstände der Literaturwissenschaft um „nichtdichterische Texte“ ebenso wie die verstärkte Einbeziehung der vergleichenden Literaturwissenschaft (beides durchaus sinnvolle Verfahren) können eine neue Gegenstandsdefinition und eine neue Praxis der Literaturwissenschaft nicht ersetzen. Bekanntlich wurden auf die Frage „Was ist Literatur?“ im Lauf der Wissenschaftsgeschichte die verschiedensten Antworten gegeben. Literatur wurde verstanden als Zeuge der nationalen Entwicklung, als Katalysator und Träger individuellen Erlebens, als Vermittler der großen „Ideen“ und „Menschheitsprobleme“, als Ausdruck der gesellschaftlichen Widersprüche, als Waffe im Klassenkampf etc. Die jeweils gegebene Antwort, die wissenschaftstheoretisch und -praktisch gesetzte Definition des Gegenstands, bestimmt in jedem Fall als richtungsweisende, methodenbildende Vorentscheidung die Arbeit und auch die Ziele dessen, der mit ihm umgeht.

Die hier besprochenen Modelle nun definieren Literaturwissenschaft als „Wissenschaft von Texten“ und ordnen ihr als die wichtigsten Verfahrensweisen „Textbeschreibung“ und „Textanalyse“ zu<sup>22</sup>. Was ist damit gemeint? Der Erkenntnisanspruch der Literaturwissenschaft wird damit weitgehend reduziert auf die sprachlichen und formalen Materialien von Literatur (und zwar „dichterischer“ wie „nichtdichtersicher Texte“), auf die Erkenntnis des internen Funktionszusammenhangs sprachlicher „Zeichen“. Damit steht die „künftige“ Literaturwissenschaft übrigens wissenschaftstheoretisch wie methodologisch in der Tradition der Werkinterpretation; im

20 Vgl. H. Weinrich, Überlegungen zu einem Studienmodell der Linguistik. In: Ansichten einer künftigen Germanistik, a.a.O., S. 210.

21 W. Iser, a.a.O., S. 196.

22 W. Iser, a.a.O., S. 195.

Gegensatz dazu hat sich der Gegenstandsbereich um „nichtdichterische Texte“ erweitert und unterscheidet sich durch die deklarierte (funktionalistische) „Praxisorientierung“ von der an der Erhellung des „Kunstcharakters“ von Literatur interessierten Werkinterpretation. Die Reduktion des Erkenntnisanspruchs und Verstehensbegriffs auf den „Text“ als internen, funktionalen Zeichenzusammenhang aber bedeutet den Verzicht auf ein den Text übergreifendes geschichtlich-gesellschaftliches Erkenntnisinteresse. Die dergestalt in ihrem Erkenntnisanspruch reduzierte Textbetrachtung erklärt sich inkompetent für die Beurteilung der *Inhalte* und der *Handlungsimpulse* der von ihr analysierten Texte. „Sie ist . . . überfordert, wenn über die Erarbeitung einer Interpretationslehre und die Anleitung zu praktischer Interpretation hinaus bündige Aufschlüsse von ihr verlangt werden über die Beschaffenheit der Textinhalte — genauer: der aus dem Text ersichtlichen oder erschlossenen Materie — also über die Beschaffenheit eines Naturgegenstandes oder eines historischen Faktums oder über die Begründung eines Philosophems. So kann die Philologie z. B. allenfalls die Aussageintentionen aufklären, aufgrund deren in einem Text von Granit, von Wallensteins Tod, vom Tod überhaupt, von Leibeigenschaft oder von Auschwitz die Rede ist. Sie kann den Bedeutungsumfang und das Verhältnis solcher Bezeichnungen unter bestimmten historischen und sozialen Bedingungen ermitteln. Sie kann jedoch nicht von sich aus, d. h. mit ihren Mitteln, ‚Wahrheiten‘ über die so bezeichneten Sachverhalte feststellen.“<sup>23</sup> Von dem „textwissenschaftlichen“ Selbstverständnis der Literaturwissenschaft ausgehend, ist jetzt also zu prüfen, welche inhaltliche Füllung die oben zitierten Ausbildungsziele wie „kritisches Verstehen und Beurteilen“ etc. tatsächlich haben — denn erst von diesem Selbstverständnis her lassen sie sich verstehen. Ich will dies darstellen am Beispiel einer möglichen Untersuchung von Werbetexten (ein Sujet, das immer wieder für den „Praxisbezug“ des Literaturunterrichts bemüht wird). Eine Methode, die die „Absicht“ eines Werbetextes deskriptiv aus Beschreibung und Konstitution des Textgefüges erschließen will<sup>24</sup>, kann als die „Absicht“ eines Textes nur die aus der Analyse der Sprachgestalt selbst eruierbare Wirkungsabsicht verstehen. Dem vermeintlich aufklärerischen Ansatz dieser Methode, von der sich Germanisten häufig so etwas wie eine „Sprachtheorie der Verführung“ versprechen, liegt die alte idealistische Sprachphilosophie zugrunde, wonach die „Lüge“ (etwa in politischen Reden, aber auch z. B. in Werbetexten) bei nur genauem „Hinhören“ und diffiziler „Textbefragung“ sich in der Sprache selbst entlarve, eine Auseinandersetzung mit dem „Wort“ also notwendig zu einem richtigen Urteil über die „Sache“ führe. Daß hingegen umgekehrt das Vor-Urteil über die „Sache“ der Auseinandersetzung mit dem „Wort“ inhärent ist (wenn auch zumeist unbewußt), läßt sich an den vorliegenden

23 Wissenschaftsrat, Empfehlungen, a.a.O., S. 110.

24 W. Iser, a.a.O., S. 197.

Sprachanalysen dieser Art unschwer nachweisen. Das „kritische Verstehen und Beurteilen“ läuft nach dem „textwissenschaftlichen“ Ansatz auf das Verstehen und Beurteilen der Korrelation zwischen der in besagtem Werbetext intendierten Absicht und den sprachlichen Mechanismen ihrer Realisierung hinaus. Das geforderte „Qualitätsurteil“<sup>25</sup>, das der Einsicht in die Beschaffenheit der Texte folgen soll, dürfte positiv ausfallen, wenn die intendierte Absicht nur „geschickt“ über die sprachlichen Mechanismen vermittelt wurde. „Kritik“ wird sich im Aufdecken von Diskrepanzen zwischen Absicht und sprachlicher Gestaltung oder in Kritik an der sprachlichen Gestaltung selbst erschöpfen. Solange also auf dem Boden dieser Wissenschaftstheorie Literaturwissenschaft technisch-funktional als „Wissenschaft von Texten“ definiert wird, bleiben „Wahrnehmung“, „Erkenntnis“, „Einsicht“ und „Kritik“ (so die genannten Zielvorstellungen) — ungeachtet der Einbeziehung bestimmter Hilfswissenschaften (hier z. B. der Werbepsychologie) — auf den Text als *Funktionszusammenhang sprachlicher Elemente* begrenzt; er erscheint dann als letzter Bezugspunkt „wissenschaftlicher“ Arbeit. Sie wird den Schüler befähigen, später am Arbeitsplatz die vorgegebenen Funktionszusammenhänge des Produktionsprozesses, seiner eigenen Tätigkeit und der gesellschaftlichen „Ordnung“ „wahrzunehmen“, „einzusehen“ und zu „kritisieren“ — letzteres freilich nur im Hinblick auf ihre gegebenenfalls mangelhafte und zu verbessernde Funktionalität. Wie Texte wird er sie aber als vorgegebene, in ihrem Vorhandensein selbst nicht kritisierbare, akzeptieren. Den Umgang mit ihnen hat er (auch) im Umgang mit dem Funktionszusammenhang „Text“ gelernt: die bescheidene Einsicht, daß er mit seinen begrenzten Mitteln Wahrheiten über die so und so bezeichneten (chiffrierten, verdinglichten) Sachverhalte ja ohnehin nicht feststellen kann. Er ist auch in seiner gesellschaftlichen Tätigkeit: *Exeget*. Er legt Texte aus, die er nicht gemacht hat und deren Inhalte er nicht verantworten muß. Am Schaltpult kontrolliert und steuert er eine Produktion, die er nicht versteht. Er bedient Maschinen, die ihm nicht gehören. Er interpretiert die bestehende „Ordnung“ auch gegen seine eigenen Bedürfnisse. Er kennt keine Alternativen. Er ist fungibles Glied eines Produktionsprozesses, den er als Ganzes nicht durchschaut. Die Ansichten fragt er: Was meint ihr? Er fragt sie nicht: Wem nützt ihr?

Die neue Subsumption der Kulturwissenschaften unter den ökonomischen Verwertungsprozeß schließt Elemente eines überkommenen, individualistischen Bildungsbegriffs nicht aus. Sie sind freilich nicht bloße Anachronismen, sondern erhalten ihren Stellenwert dadurch, daß potentiell herrschaftsgefährdendes Bewußtsein durch Individualisierung neutralisiert wird. Das geschieht etwa, wenn diese Wissenschaft von sich behauptet, Bildung immunisiere das Individuum gegen gesellschaftliche Zwänge. „Angesichts des unentwegten Appellierens von Texten bedeutet Durchschaubarmachen das Gewinnen

von Distanz<sup>26</sup>.“ Bleiben wir beim Beispiel der Werbetextanalyse: „Distanz“ in diesem Sinn wird dann darin bestehen, daß der „Gebildete“, der Aufbau, sprachliche Mittel und sozialpsychologische Wirkungsmechanismen von Werbetexten „durchschaut“ hat, sich dadurch der „Verführung“ durch Werbung individuell entzogen glaubt. Oder daß er einen „guten Werbetext“ als ein „gelungenes Stück Prosa“ goutiert<sup>27</sup> — ein Effekt, der übrigens von den Werbeagenturen längst als Stimulus der Konsumbereitschaft verwendet wird. Eine Literaturwissenschaft, die ihre Theorie mit dem „Wissen um die Relativität und Wertneutralität jeden Handelns, also auch des Sprach-Handelns“<sup>28</sup> begründet, wird damit letztlich auch Schüler produzieren, die nicht nur gelernt haben, „Texte aller Art“ auf die beschriebene Weise zu analysieren, sondern die auch fähig sind, Texte aller Art, also auch verhetzende und verdummende, unter dem nur noch funktionalen Kriterium einer optimalen Korrelation von angewandten sprachlichen Mitteln und beabsichtigter Wirkung abzufassen. Für die vermittelten Inhalte wird sich diese künftige Lese- und Schreib-Technik ebensowenig verantwortlich fühlen wie die Public-Relation-Agentur für die Qualität der von ihr angepriesenen Ware. Die Frage nach dem nicht mehr nur funktionalen „Sinn“ wissenschaftlicher Arbeit wird zur „Gesinnungssache“<sup>29</sup> erklärt. Die Hoffnung des Lehrers, daß es dem Schüler prinzipiell möglich sein werde, scheinbar wertindifferente wissenschaftliche Verfahren in den Dienst einer repressiven ebenso wie einer emanzipatorischen Praxis zu stellen, berücksichtigt nicht, daß eben „die Effizienz des Bildungssystems am Kriterium des Arbeitsmarkts gemessen wird . . . Der Arbeitsmarkt aber ist den Prinzipien privater Machtausübung unterworfen und insofern ist gerade vom Arbeitsmarkt nicht zu erwarten, daß auf ihm Qualifikationen nachgefragt werden, die jenseits des technisch-funktionalen Wissens kritische Intelligenz verkörpern und die Prinzipien privatkapitalistischer Herrschaft in Frage stellen würden“<sup>30</sup>.

Erstaunlicherweise wird die aufgezeigte Reduktion des Erkenntnisanspruchs in den einschlägigen Modellen immer wieder als „Verwissenschaftlichung“ der Germanistik, als Absage an sogenannte „außerwissenschaftliche Zielsetzungen“ ausgegeben und der gefürchteten Politisierung des Fachs entgegengesetzt. Die alte nationalwissenschaftliche und nationalistische Ideologie der Germanistik wird dabei gern als Alibi benutzt, um jedes historisch-gesellschaftliche Erkenntnisinteresse von vornherein als „ideologisch“ zu denun-

26 W. Iser, a.a.O., S. 197.

27 Auf dieser Linie bewegt sich L. Spitzer, Amerikanische Werbung als Volkskunst verstanden. In: Sprache im technischen Zeitalter, H. 11/12 (1964), S. 951 ff.

28 W. Teschner, a.a.O.

29 W. Teschner: „Das Fach Sprache und Literatur ist kein Gesinnungsfach“ (a.a.O.).

30 E. Altwater, a.a.O., S. 65.

zieren. Insofern hatte und hat gerade die sogenannte „Vergangenheitsbewältigung“ der Germanistik — von ihrer Halbherzigkeit ganz zu schweigen — weniger eine kritische als eine legitimatorische Qualität. Wenn in einem Studienreformmodell z. B. gesagt wird: „Literaturwissenschaft ... ist eine Wissenschaft von Texten und nicht von Nationen“<sup>31</sup>, wird damit unterstellt, das ideologische nationalhistorische Beschreibungsmodell des 19. Jahrhunderts sei das einzige Kategoriensystem einer geschichtlich-gesellschaftlich fundierten Literaturwissenschaft — und die einzige Alternative zur formal-deskriptiv verfahrenen „Textwissenschaft“. Dem Ideologieverdacht setzt sich jedoch gerade die Wissenschaftstheorie und -praxis aus, die die Regression des Bewußtseins auf den bloß funktionalen Pragmatismus zur Folge hat. „Das Training einer formalen, von sozialen Inhalten gereinigten Abstraktionsfähigkeit ... dient nicht dazu, die bestehende Unmündigkeit in der Erkenntnis von Gesellschaft zu destruieren, also den ideologischen Schein zu durchstoßen, durch den vor allem der ökonomische Bereich verhüllt wird. Vielmehr besteht hier unzweideutig die Gefahr, daß die formale Erziehung zu einer solchen Fähigkeit sich direkt zu einem Herrschaftsinstrument pervertiert“<sup>32</sup>.

Mit der beschriebenen Verkümmern des Erkenntnisanspruchs erreicht die Literaturwissenschaft einen Grad von Isolierung, der für die Situation der Wissenschaften im Spätkapitalismus typisch ist. Einer zunehmenden methodologischen und technisch-organisatorischen Kooperation entspricht eine zunehmende Parzellierung in bezug auf die spezifischen Erkenntnisziele. Hier gilt noch immer Lukács' Kritik: „Es entstehen ‚isolierte‘ Tatsachen, isolierte Tatsachenkomplexe, eigengesetzliche Teilgebiete (Ökonomie, Recht usw.), die schon in ihren unmittelbaren Erscheinungsformen für eine solche wissenschaftliche Erforschung weitgehendst vorgearbeitet zu sein scheinen ... Die Unwissenschaftlichkeit dieser scheinbar so wissenschaftlichen Methode liegt also darin, daß sie den *geschichtlichen Charakter* der ihr zugrunde liegenden Tatsachen übersieht oder vernachlässigt“<sup>33</sup>.“ Den geschichtlichen Charakter der Tatsachen zum Ausdruck zu bringen heißt aber, diese als Elemente der konkreten Totalität erfahrbar zu machen — dies nicht allein deskriptiv, sondern zugleich praktisch. Die Germanistik in Abwehr ihres einstigen ideologischen Selbstverständnisses (wonach die Lehre von deutscher Sprache und Literatur so etwas wie ein nationales Integrationsfach, eine Grundwissenschaft sein sollte) „entideologisieren“, „verwissenschaftlichen“ zu wollen, kann daher gerade nicht bedeuten, ihren Erkenntnisanspruch auf „Texte“ und „sprachliche Zeichen“ zu verkürzen und die Rolle einer Grundwissenschaft anderen Diszipli-

31 W. Iser, a.a.O., S. 195.

32 K. Ehlich u. a., a.a.O., S. 55.

33 G. Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Studien über marxistische Dialektik, Berlin 1923, S. 19.



nen (etwa der Soziologie oder der Politologie<sup>34</sup>) zuzuweisen. Entideologisierung bedeutet auch für die Germanistik, ihre Gegenstände, Verfahren und ihre Praxis als geschichtliche zu begreifen, läßt doch „fast die ganze Ideologie sich entweder auf eine verdrehte Auffassung dieser Geschichte oder auf eine gänzliche Abstraktion von ihr“<sup>35</sup> reduzieren. Geschichtliche Erkenntnishaltung und geschichtliche Praxis sind dabei primär nicht mehr aus subjektiver Rationalität oder hermeneutischen und didaktischen Entscheidungen zu gewinnen, sondern aus der geschichtlichen Realbewegung, den Bedürfnissen, und dem „tätigen Lebensprozeß“ (Marx)<sup>36</sup> der konkreten geschichtlichen Subjekte.

34 So Lämmert, *Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft*. In: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, a.a.O., S. 93.

35 K. Marx, MEW 3, S. 18.

36 Ebenda, S. 27.

*Zur Diskussion gestellt:*

Peter Eisenberg und Hartmut Haberland

## Das gegenwärtige Interesse an der Linguistik

Kaum eine Wissenschaft kann heute ein größeres allgemeines Interesse beanspruchen als die Linguistik. Diese Feststellung ist zweideutig. Es gibt ein offizielles Interesse an dieser Wissenschaft, das sich an der Errichtung von Instituten und Lehrstühlen, der Finanzierung von Forschungsprojekten und der Publikation neuer Zeitschriften zeigt. Dieses Interesse ist ein gesellschaftliches, wie auch immer es geprägt sein mag von den besonderen Interessen der gegenwärtigen Gesellschaftsform. Andererseits gibt es ein Interesse an der Linguistik im Wissenschaftsbetrieb: bei den Studenten der Philologien, von denen immer mehr Linguistik zu ihrem Studienschwerpunkt machen, und bei den Forschern, die sich immer stärker (auch „interdisziplinär“) für linguistische Fragestellungen interessieren. In ihrem Selbstverständnis fallen beide Interessen sicher nicht zusammen. Ihr zeitlich gemeinsames Auftreten jedoch ist kaum zufällig. Auf dem Höhepunkt des gegenwärtigen Linguistik-Booms verwundert es immer stärker, daß eine eigentlich kritische Reflexion dieser Entwicklung, die auch Folgen für die Planung und Organisation der Studiengänge haben könnte, noch nicht stattgefunden hat.

Die Zuordnung der Linguistik zu den Philologien ist keine ausgemachte Sache. Für sie interessieren sich bereits andere Wissenschaftsdepartements. Eine für das Bundeswissenschaftsministerium erarbeitete Studie hebt den Wert der Linguistik als Grundlagenwissenschaft für die Informationswissenschaften hervor und schlägt für die in ihm propagierten Studienpläne umfangreichen linguistischen Unterrichtsstoff vor<sup>1</sup>. Trotzdem gehen selbst relativ angepaßte

1 Werner Kunz und Horst Rittel: Die Informationswissenschaften. Ihre Analyse, Probleme, Methoden und ihr Ausbau in der Bundesrepublik Deutschland. Ms. Heidelberg und Berkeley, 1969. — Zur Linguistik vor allem S. 30, 83 ff., 145. — „Informationswissenschaften“ soll eine Bezeichnung sein für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen, die sich mit Informationen und „Einrichtungen, die Informationsprozesse ermöglichen, auslösen und unterstützen sollen“ (S. 35), d. h. mit Informationssystemen, befassen. Solche Informationssysteme können politische, juristische, medizinische, technologische, Forschungs-, Planungs- oder Management-Informationssysteme sein. Die Bedeutung der Linguistik besteht hier darin, daß sie sich u. a. mit dem Entwurf genügend reicher formaler Sprachen befaßt und Theorien der „sprachlichen Übermittlung und der Transformation (Übersetzung) sprachlicher Äußerungen“ (S. 30) bildet.

Studienplanvorschläge wie der von Weinrich, der als Berufsbild des Linguistikstudenten das des Sprachlehrers sieht, noch immer von der Nähe der Linguistik zur Literaturwissenschaft aus<sup>2</sup>. Institutionell jedenfalls ist diese Nachbarschaft heute ein Faktum: die neue Wissenschaft wurde größtenteils an den philologischen Abteilungen der Universitäten, zumal in der Germanistik angesiedelt. Wo noch vor einigen Jahren die Zweiteilung des Faches in ältere und neuere Philologie üblich war, ist Linguistik meist schon gleichberechtigter dritter Teil<sup>3</sup>. Die Einführung der Linguistik ist also sicher auch ein Reflex auf die Krise der Philologien, speziell der Germanistik. An den gleichen Instituten, an denen die Linguistik aufgebaut wurde, hat nun — zumindest in ihren avanciertesten Positionen — die Literaturwissenschaft zu ihrer konsequenten Definition als Sozialwissenschaft gefunden. Eine unmittelbare Übernahme dieser Position für die Linguistik negierte aber die Bedingungen, unter denen sich die Linguistik installierte, und mußte so falsche Konsequenzen für die Praxis derer, die sie studieren, haben.

Die Parallele von Literaturwissenschaft und Linguistik trägt nicht weit. Während unter massivem finanziellem Einsatz die Linguistik an den deutschen Universitäten aufgebaut wurde, kämpfte die Literaturwissenschaft noch mit dem Stigma ihrer Irrelevanz, das die Linguistik nie besessen hat: gerade ihre vermeintliche oder wirkliche Nützlichkeit verhalf ihr dazu, auch von kritischen Studenten gegen

„Informationswissenschaften“ sind dabei von der Informatik zu unterscheiden (die ebenfalls Bedarf an Linguisten hat), da diese sich nur mit den Fragen der angewandten Mathematik im Zusammenhang mit dem Einsatz von Computern in Informationssystemen befaßt. — Kunz/Rittel errechnen einen jährlichen Bedarf von 600 ausgebildeten Informationswissenschaftlern für die BRD. — Vgl. auch Utz Maas: Wider die Hartmannismen, oder: Es gibt wirklich Aufgaben für die Linguistik. *Linguistische Berichte* 15, S. 56—60 (1971).

2 Harald Weinrich: Überlegungen zu einem Studienmodell der Linguistik. In: Jürgen Kolbe (Hrsg.): *Ansichten einer künftigen Germanistik*. München 1969. S. 208—218. — Als Begründung muß herhalten, daß der Gegenstand beider Wissenschaften „mündliche und schriftliche Texte“ sind — eine äußerst fragwürdige Reduktion; und daß „die Sprachkenntnisse, die für ein Studium der Linguistik vorauszusetzen sind, ... ohne eine umfassende Lektüre literarischer Texte nicht erworben werden (können)“ (S. 210) — eine Behauptung, die man getrost als falsch bezeichnen kann. Weinrich fordert aufgrund dieser Argumentation das obligatorische literarische Begleitstudium für Linguisten, geht aber dennoch von dem Berufsziel des Ein-Fach-Lehrers (Sprachlehrer im Gegensatz zum Literaturlehrer) aus. Somit erreicht er das genaue Gegenteil einer Argumentation, die auch in ihren politischen Konsequenzen ausgewiesen wäre: Er kittet die „Einheit des Fachs“ durch die Ideologie zweier Textwissenschaften und ermöglicht in der Schulpraxis die Austreibung jeglicher Inhalte, die bisher noch durch die Bindung des Sprach- an den Literaturunterricht verhindert wurde.

3 Die Staatsexamensordnungen werden gerade an diese Entwicklung (und an die Forderungen der Schulrahmenpläne) angepaßt.

die Literaturwissenschaft und zumal die Altgermanistik, die nur noch als Anpassungswissenschaft begriffen werden konnte, propagiert zu werden. Theorien wie die von den Geisteswissenschaften als *faux frais* des Kapitals (die Geisteswissenschaften haben keinen gesellschaftlichen Nutzen, nicht einmal den der Ideologieproduktion; das Kapital hält die Wissenschaftler aus, um revolutionäre Potenzen zu binden) konnten, wie falsch auch immer, angesichts der Literaturwissenschaft halbwegs plausibel erscheinen; angesichts der durchaus verwertbaren Linguistik sind sie absurd.

Das Interesse an der Nutzbarmachung der Linguistik beschränkt sich nicht wie bei der Literaturwissenschaft auf den Bereich der Ideologieproduktion, also die Sphäre der Meinungen, sondern umfaßt unter verschiedenen Aspekten prinzipiell alle Bereiche der Wissenschaft von der Sprache. Die Definition der Linguistik als Sozialwissenschaft ist ein Versuch, die kapitalistische Verwertbarkeit dieser Wissenschaft zu unterlaufen, indem man ihren Forschungsbereich auf die dieser Verwertung am wenigsten zugänglichen Teilbereiche eingrenzt, innerhalb derer eine kritische Wissenschaft möglich scheint. Dieses Unterlaufen mag subversiv gemeint sein, kann aber tatsächlich affirmativ werden, wenn es gerade die Analyse der Interessen ausschließt, unter denen Linguistik gefördert wurde. Denn diese Analyse scheint überflüssig, da sie sich auf Teile der Linguistik bezieht, von denen man sich eben distanziert hat. Es entsteht das Paradox: Sucht die Linguistik sich als Sozialwissenschaft zu begreifen, klammert sie ihren eigenen Verwertungskontext aus; begreift sie sich nur aus ihrem Verwertungskontext heraus, so erscheint ihr Sprache nur noch als fungibles Objekt im Sinne der Naturwissenschaften.

Dieses Dilemma ist zum Teil produziert durch den heterogenen Charakter der Linguistik, der nicht einfach ein Nebeneinander verschiedener Schulen (zwischen denen sich zu entscheiden es gälte) oder Interessengebieten ist<sup>4</sup>. Die alte Streitfrage, ob die Linguistik eine Natur- oder Geisteswissenschaft ist, entspricht nicht einfach dem Streit zwischen positivistischem und historischem Ansatz: sie reproduziert das Nebeneinander verschiedener Funktionen, die die Linguistik haben kann. Diese Funktionen lassen sich vorläufig ordnen unter dem Gesichtspunkt ihrer „Verwertbarkeit“. Man muß sich jedoch darüber im klaren sein, daß dieser Begriff, auf die meisten Bereiche der Linguistik bezogen, reine Metapher ist. Gerade im Zusammenhang mit der Soziolinguistik, wo oft vom „Verwertungs-

4 Das übersieht z. B. die Kritik, die gegen Weinrichs Kanalisierung der Linguistik auf eine ihrer Anwendungsmöglichkeiten eine Liste interdisziplinärer Interessengebiete setzt, wie Soziolinguistik, Psycholinguistik, computational linguistics, mathematische Linguistik, Aphasie- und Gehörlosenforschung, Semiotik, Sprachdidaktik und Text- und Literaturtheorie. — Lehrstuhl für Linguistik, T.U. Berlin: Zur Kritik an Harald Weinrichs Studienmodell der Linguistik. *Linguistische Berichte* 3 (1969), S. 77–80. Die Linguistik hätte gerade die Bedingungen zu diskutieren, unter denen sie zu einer so „vielseitigen“ Wissenschaft werden konnte.

kontext“ gesprochen wird, entbehrt er jeder ökonomischen Formbestimmtheit, die er doch suggeriert. In Verwertung geht Wissenschaft unmittelbar nur ein im Produktionsprozeß. Überall sonst meint „Verwertung“ Nutzbarkeit der Wissenschaft, die in der bürgerlichen Gesellschaft dem Kapital unterworfen ist.

## I.

Die traditionelle germanistische Literaturwissenschaft ist ein Produkt des späten 19. Jahrhunderts. Sie war zunächst Wissenschaft von der altdeutschen Literatur und hatte so im Aufbau des imperialistischen deutschen Nationalstaates historische Legitimationsfunktionen. Erst später wurde sie Wissenschaft vom Medium der bürgerlichen Selbstverständigung, der Literatur — zu einer Zeit, da das Bürgertum, längst nicht mehr aufstrebend, sondern in Deutschland bloß noch konsolidiert, sich dieses Mediums nur noch gebrochen bediente. Die gegenwärtige Linguistik hat eine völlig andere Geschichte. Aus dem gleichen Motivationszusammenhang stammt nur noch der sprachwissenschaftliche Teil der „Deutschwissenschaft“ des 19. Jahrhunderts, der sich mit der Aufarbeitung der altdeutschen und allgemein germanischen Sprachstufen und Dialekte befaßte, somit einerseits zuliefernde und propädeutische Funktion für die altdeutsche Literaturwissenschaft hatte, andererseits selbständige historische Legitimation im Medium der sprachlichen Frühgeschichte leistete: die Entdeckung, daß man die Verwandtschaftsverhältnisse der germanischen Dialekte (und darüber hinaus der indogermanischen) uminterpretieren konnte zu Abstammungsverhältnissen gegenüber gemeinsamen hypothetischen Protosprachen, machte die Sprachwissenschaft zu einer rechten Wurzelwissenschaft, die ihr Konzept zuletzt mit der Annahme einer indogermanischen Ursprache krönte. Die Entdeckung, daß man unter Anwendung der gleichen Methoden eine gemeinsame Ursprache der indogermanischen und semitischen Sprachen konstruieren konnte, wurde wohl auch mangels ideologischen Bedarfs nicht weiter verfolgt<sup>5</sup>.

Die Geschichte der Linguistik, die heute ihren Siegeszug durch die Universitäten vollführt, ist dagegen die einer verwertbaren Wissenschaft. Dies läßt sich am deutlichsten an der Geschichte der Linguistik in den USA zeigen. Dort wurden seit den 30er Jahren die linguistischen Theorien des amerikanischen Strukturalismus (Distributionalismus) und seit den 50er Jahren die der generativen Grammatik entwickelt. Beide Schulen standen stets im Kontext der Anwendbarkeit ihrer Ergebnisse<sup>6</sup>. Damit soll nicht behauptet werden,

5 Gemeint ist die Theorie des Dänen Herman Møller. Vgl. Louis Hjelmslev: *Sproget. En introduktion*. København 1963, S. 122.

6 Dies wird selbst von Autoren angemerkt, in deren Absicht es keinesfalls steht, eine politische Analyse der Wissenschaftsgeschichte zu geben. So Borgström: „Dies (sc. die Rezeption des Behaviorismus), zusammen mit den vielen praktischen Aufgaben, die beim Studium von Indianersprachen vorliegen, und während des Krieges die Notwendigkeit, Soldaten eine

die immanenten theoretischen Diskussionen, die ihre Entwicklung vorantrieben, seien nur scheinhafter Abhub einer sich außerhalb der Linguistik abspielenden Entwicklung von Bedürfnissen einer Gesellschaft. Ein Rekurs auf die Geschichte der Linguistik in den USA zeigt aber, wie sehr tatsächlich die Anwendbarkeit der Forschungsergebnisse das bestimmt hat, wonach geforscht wurde<sup>7</sup>; und gleichzeitig, daß die Behauptungen der Linguisten, mit ihrer Wissenschaft etwas leisten zu können, keine reinen Potenzphantasien sind. Dies zu leugnen, d. h. zu behaupten, die ungeheuren Investitionen in die Linguistik seien nicht durch die Nutzbarkeit ihrer Ergebnisse bestimmt gewesen, käme auf eine Neuauflage der *faux-frais*-Theorien heraus.

Im Jahre 1934 wurde in Arkansas, USA, das Summer Institute of Linguistics (SIL) gegründet. Es ist praktisch identisch mit der Wycliffe Bible Translators Inc., einer christlichen Missionsgesellschaft. „Das SIL wurde 1934 gegründet, weil die Relevanz der sich entwickelnden Linguistik für die Probleme des Erlernens, Erforschens und der Übersetzung von bislang unerforschten Sprachen (zum Zwecke der Mission und Bibelübersetzung) erkannt wurde und die Mittel der Linguistik den Feldarbeitern der Mission zur Verfügung gestellt werden sollten<sup>8</sup>.“ Das SIL residiert heute in Santa Monica, Cal. Es hat 2287 Mitarbeiter, davon 200 mit abgeschlossenem Hochschulstudium. In Kursen an 3 Universitäten der USA und in 4 weiteren Ländern bildet es jährlich 600 Neulinge aus, unter anderem seit 1962 in Deutschland (Burbach-Holzhausen, Kreis Siegen). Präsident des SIL ist der amerikanische Linguist Kenneth L. Pike<sup>9</sup>. Es hat bisher 440 Sprachen untersucht und damit wesentlich zum Wissensstand der heutigen Linguistik beigetragen<sup>10</sup>.

Die in obigem Zitat gemeinte Linguistik ist der klassische amerikanische Strukturalismus. Methodisch ist er die konsequente Einführung eines empiristischen Standpunktes in die Sprachwissenschaft, in Ablehnung aller Introspektion, Verwerfung aller mentalistischen Vorstellungen und Ausschaltung aller Aussagen der Sprecher über ihre Sprache als linguistisches Kriterium. Die theoretische Herleitung aus dem Behaviorismus ist dabei eher äußerlich: sie ist keine psychologische Grundlegung der Linguistik, sondern eine

schnelle Unterrichtung in fremden Sprachen zu geben, hat der amerikanischen Linguistik einen konkreten und praktischen Zuschnitt gegeben.“ Carl Hj. Borgström: *Innføring i sprogvidenskap*. Oslo, Bergen, Lund 1958. S. 5. (Hier und im folgenden sind Zitate aus fremdsprachigen Werken von uns i. A. stillschweigend übersetzt.)

7 Das ist das, was Newmeyer und Emonds als *channeling* bezeichnen. Frederick J. Newmeyer und Joseph Emonds: *The Linguist in American Society. Papers from the 7th Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*. 1971. S. 285—303.

8 Gerhard Jakob: *Kurse des Summer Institute of Linguistics in Deutschland. Linguistische Berichte* 4, S. 47—51 (1969). Zitat S. 48.

9 Jakob, a.a.O.

10 Charles F. Hockett: *A Manual of Phonology*. Bloomington 1955. S. 2.

Methode zur Ausgrenzung aller Psychologie aus der Linguistik. „Wissenschaftliche Aussagen dürfen nur über objektive, das heißt hier: sinnlich wahrnehmbare Fakten gemacht werden. Bei der Analyse unbekannter Sprachen ist das eine praktische Notwendigkeit. Wenn der Linguist die untersuchte Sprache selbst nicht spricht, kann er sein Sprachgefühl nicht analysieren, er kann sich nur an Eigenschaften des akustischen Signals halten und deren Regularitäten studieren<sup>11</sup>.“ Es spricht für die Findigkeit jener amerikanischen Christen, daß sie die Anwendbarkeit dieser theoretischen Position für ihre Zwecke fast im Moment ihrer Formulierung erkannten und dann selbst intensiv empirisch und theoretisch an ihr weiterarbeiteten. Tatsächlich verspricht der amerikanische Strukturalismus unter Grundlegung eines minimalen operationellen Instrumentariums aus jeder bisher unbekannt Sprache aufgrund der Äußerungen eines Informanten, der *native speaker* dieser Sprache ist, eine Grammatik konstruieren zu können, was den Forscher schließlich selbst befähigt, diese Sprache zu sprechen. Die immanenten Schwierigkeiten dieser Theorie sind später von ihren Kritikern in der generativen Grammatik aufgegriffen worden; die Missionserfolge der Wycliffe's geben ihr zumindest eine indirekte Rechtfertigung.

Die Anwendbarkeit der Linguistik beschränkt sich nicht auf Sprachanalyse und -training zum Zwecke christlicher Mission. Der Executive Director des American Council of Learned Societies (ACLS), einer Organisation, die sich mit der Verteilung von Forschungsgeldern aus Industrie und Regierung an Universitäten und Forschungsgruppen befaßt, formulierte 1951 enthusiastisch:

„Der ideologische 3. Weltkrieg hat begonnen, und man kann nicht sicher sein, daß er schon gewonnen ist. Obwohl es ein Kampf um die Seelen der Menschen ist, gibt es keinen Generalstab, der diesen Krieg plant, keine Kriegsproduktionsbehörde, die sich mit der Materialbeschaffung für diesen Krieg befaßt. In unserer Gesellschaft werden diese Probleme im großen und ganzen der Privatinitiative ... überlassen. In diesem Krieg um die Seelen der Menschen sind offenbar die großen Kanonen unserer Bewaffnung Kompetenz in Sprachen und Linguistik<sup>12</sup>.“

Schon 1941 hatte das ACLS mit einer 100 000-\$-Spende der Rockefeller Foundation ein Sprachtrainingsprogramm für die Bedürfnisse

11 Manfred Bierwisch: Strukturalismus. Kursbuch 5, S. 77—152 (1966). Zitat S. 100. — Für die theoretische Entwicklung der Linguistik ergeben sich daraus (wie Bierwisch ausführt) vor allem zwei Folgerungen: 1. Eine empiristische Grundlegung der Linguistik ließ einige bisher naiv verfolgte idealistische Grundannahmen als unhaltbar erkennen. 2. Der Anspruch auf Exaktheit schränkt das Forschungsgebiet der Linguistik stark ein. Alle nicht direkt verifizierbaren Aussagen sind unzulässig. Damit wurde z. B. lange Zeit die Untersuchung der Semantik aus der Linguistik ausgeschlossen.

12 Mortimer Graves: Meeting the Government's Needs in Languages. Monograph Series on Languages and Linguistics 1, S. 1 (1951).

des amerikanischen Militärs im Kriege aufgebaut<sup>13</sup>. Leonard Bloomfield beschreibt dies anlässlich des 21. Jubiläums der Linguistic Society of America so:

„Als unser Land in eine bedenkliche Notlage im Bedarf an Fremdsprachen geriet, wandte sich die Army über das American Council of Learned Societies an die Linguistic Society und erhielt die beste fachliche Anleitung, die ihre Mitglieder zu geben fähig waren<sup>14</sup>.“

Daß das Interesse der Armee nicht bloß auf effektive Verwertung schon angehäufter wissenschaftlicher Ergebnisse ging, sondern auch die Unterstützung neuer Projekte einschloß, läßt sich deutlich am Japanisch-Projekt der Yale University zeigen. Dort wurden im Rahmen des Army Specialised Training Program unmittelbar nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbour Japanisch-Kurse eingerichtet<sup>15</sup>. Leiter dieser Programme war von 1943 bis 1946 einer der hervorragendsten Vertreter des amerikanischen Strukturalismus, Bernard Bloch. Bloch hatte sich vor dem 7. Dezember 1941 nie mit dem Japanischen beschäftigt, begann 1942 seine Arbeit mit japanischen Informanten in Yale und konnte in vier Arbeiten 1946—1950 das Ergebnis seiner Untersuchungen („Studies in Colloquial Japanese“) vorlegen; sie gelten heute als klassische Arbeiten des amerikanischen Strukturalismus. Bloch betrieb „reine“ Linguistik, indem er die Struktur einer (noch dazu interessanten) Sprache untersuchte. Trotzdem kann ein Herausgeber Miller schreiben, sein Werk sei „part of the American war effort“<sup>16</sup> gewesen.

Wohl die spektakulärsten Erfolge der Linguistik ergaben sich aus den Versuchen der Übersetzung von natürlichen Sprachen mit Hilfe einer elektronischen Rechenmaschine (*machine translation*, im folgenden MT). Nachdem in den USA die Entwicklung der letzten Jahre des 2. Weltkriegs zum Bau leistungsfähiger Computer geführt hatte, die nicht nur umfangreiche mathematische Rechnungen durchführen konnten, sondern auch schon für die Berechnung von Geschosshbahnen der Luftabwehr eingesetzt wurden, lag es nahe, die aufsehenerregenden Fähigkeiten dieser „Elektronengehirne“ auch auf anderen Gebieten einzusetzen, die bisher als Privileg der menschlichen Gehirne gegolten hatten. Die theoretischen Grundlagen für das Projekt,

13 Newmeyer und Emonds, a.a.O., S. 285.

14 Leonard Bloomfield: Twenty-one Years of the Linguistic Society. *Language* 22, S. 1—3 (1946). — Vgl. auch eine unsignierte Notiz in *Language* 38, S. 464 f. (1962) über die Zusammenarbeit der Linguistic Society of America mit dem US Armed Forces Institute beim Abfassen von Sprachlehrbüchern.

15 Dies spricht für den relativen Weitblick des amerikanischen Imperialismus: der japanische, noch zu stark eng-nationalistischen Traditionen verhaftet, suspendierte gleichzeitig in allen Schulen den Unterricht in der „Feindsprache“ Englisch. — Nach: Roy A. Miller, Einleitung zu Miller (Hrsg.): Bernard Bloch on Japanese. New Haven und London 1970, S. XL.

16 Miller, ebda.



natürliche Sprachen maschinell zu übersetzen, wurden 1949 in einem Memorandum von Warren Weaver dargelegt. Bereits 1954 fand die „Inszenierung“ des sogenannten Georgetown-Experiments statt, in dem ein IBM-Computer aufgrund von sechs programmierten syntaktischen Regeln russische Sätze ins Englische übersetzte. Tatsächlich waren die Sätze jedoch stark präpariert, so daß letztlich nur bewiesen wurde, daß das Programm diese Sätze, und nicht, daß es beliebige Sätze aus dem Russischen übersetzen konnte (oder auch nur einen relevanten Ausschnitt des Russischen). Aufgrund hochgespannter Erwartungen<sup>17</sup> wurde die Forschung nicht nur in den USA, sondern auch in vielen anderen Ländern vorangetrieben<sup>18</sup> und erfüllte vor den Erfolgen in der Raumfahrt eine Zeitlang so etwas wie eine Prestigefunktion innerhalb der Systemkonkurrenz zwischen Kapitalismus und Sozialismus<sup>19</sup>.

17 Die Itek Corporation eröffnete sogar in New York bereits ein *service center* für MT, das jedoch nach wenigen Monaten schließen mußte, da die Erfolge der Forschung mit der Eile ihrer Verwertung nicht Schritt halten konnten. — Vgl. James P. Titus, *The Nebulous Future of Machine Translation*. Communications of the Association for Computing Machinery 10, S. 189—191 (1967).

18 In der UdSSR wurden schon zur Zeit des Georgetown-Experiments ähnliche Erfolge erzielt. Um 1959 arbeiteten in der ganzen Welt etwa 500 Fachleute an der MT, u. a. in Großbritannien und Japan. — In der BRD arbeiteten 1967 mindestens 6 Gruppen, darunter der Übersetzerdienst der Bundeswehr in Mannheim, der allerdings keine voll-automatische Übersetzung anstrebte, sondern nur eine maschinen-unterstützte, und die maßgeblich vom Bundesministerium für Verteidigung unterstützte Bonner LIMAS-Gruppe. — In der DDR arbeitete eine Gruppe an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zumindest an theoretischen Problemen. — In der UdSSR gab es 1960 neun Gruppen, davon allein drei Gruppen an den Instituten für Rechentechnik, Linguistik und Mathematik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau. Zwei Gruppen in Erewan und Tbilissi beschäftigten sich mit der Übersetzung aus dem und in das Armenische bzw. Georgische. — In der VR China arbeitete 1960 eine MT-Gruppe an der Akademie der Wissenschaften in Peking. 1962 erschien in der *Ren Min Ri Bao* (Volkszeitung) ein Artikel von Zhao-Wei Yao, „Eine Diskussion über maschinelle Sprachübersetzung“, der uns jedoch leider nicht zugänglich war.

Eine Übersicht über die um 1960 arbeitenden Gruppen gibt Heinz Zemanek: *Methoden der automatischen Sprachübersetzung*. Sprache im Technischen Zeitalter 2, S. 87—109 (1962). Für Deutschland vgl. I. Zint: Über den gegenwärtigen Stand der automatischen Sprachbearbeitung. Beiträge zur Linguistik und Informationsverarbeitung 12, S. 36—55 (1967).

19 Ein Beispiel dafür, wie naive Wissenschaftler solche Funktionen jeweils an der ideologischen Gegenseite „entlarven“, im eigenen Lager es jedoch vorziehen, wissenschaftsimmanente Begründungen anzuführen, gibt ein Aufsatz über maschinelle Sprachübersetzung, der 1964 in der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“ erschien. Dort heißt es: „Seit es MÜ-Forschung gibt, haben die Amerikaner darin eine dominierende Rolle gespielt, was damit zusammenhängt, daß sie, wie gesagt, in der Entwicklung des deskriptiven Sprachstrukturalismus seit jeher richtungweisend und tonangebend gewesen sind“ (856). Und weiter: „Über

Zemanek nennt für die Zeit um 1960 dreizehn MT-Gruppen in den USA<sup>20</sup>. Sie befanden sich zum Teil an den Universitäten (Berkeley, Harvard, Seattle u. a.), zum Teil bei der Industrie (z. B. bei IBM in Yorktown Heights, N.Y.) und zum Teil bei sogenannten *non-profit*-Forschungsorganisationen, d. h. Organisationen, die nominell unabhängig, aber faktisch nur auf der Basis von Regierungskontrakten arbeiten (wie z. B. die RAND Corporation in Santa Monica, Cal.<sup>21</sup>). Von den 20 Millionen U.S.-Dollars, die in den etwa 10 Jahren vor 1966 für MT-Forschung aufgewendet wurden, kam fast die Hälfte von der U.S. Air Force, die auch seit 1964 einen eigenen maschinellen Übersetzerdienst bei der Wright-Patterson Air Force Base in Ohio unterhält. Der Rest kam teils von der National Science Foundation, teils vom CIA<sup>22</sup>. Von Anfang an wurde jedoch nicht nur die Entwicklung von Übersetzungsprogrammen unterstützt, vielmehr floß ein großer Teil der Forschungsgelder in die Finanzierung „reiner“ linguistischer Forschung. Man hatte sehr bald erkannt, daß maschinelle Sprachübersetzung nicht bloß ein simples Wort-für-Wort-Übertragen mit Hilfe großer, in Computern gespeicherter Lexika sein konnte, vielmehr exakte automatische Syntaxanalysen erforderte. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, natürliche Sprachen daraufhin zu untersuchen, ob ihre Struktur durch formale Grammatiken, die von Computern verarbeitet sind, beschrieben werden kann. Die theoretische Entwicklung solcher formaler Grammatiken nahm bald einen großen Teil der reinen linguistischen Forschung in den USA ein. Sie konnte weiterhin nicht bloß als Grundlage für die Erstellung von MT-Programmen dienen, sondern auch für andere Fragen der maschinellen Sprachverarbeitung, deren Wichtigkeit immer stärker erkannt wurde. Dazu gehört vor allem die Übersetzung natürlicher Sprachen in formale Sprachen zur automatischen Informationsspeicherung und -abfrage und die maschinelle Indexie-

den Umfang der MÜ-Forschung in der Sowjetunion und in Rotchina und die dort erzielten MÜ-Fortschritte liegen relativ wenige zuverlässige Informationen vor. Man geht indes sicher nicht fehl in der Annahme, daß Moskau und Peking die MÜ-Forschung — wie die Atombewaffnung, die Raketentechnik und die Raumfahrt — als Politikum in der Ost-West-Auseinandersetzung betrachten und im Hinblick auf die sich am Horizont abzeichnenden Nutzungsmöglichkeiten der MÜ für die eigene Propaganda in intensiver Parallelforschung ohne viel Konvergenz zum Westen alles daransetzen werden, um gegenüber der auf diesem Gebiet führenden USA nicht zurückzubleiben“ (858). (Wolfram Willis: Automatische Sprachübersetzung. STZ 11, S. 853—870 (1964). MÜ soll heißen „automatische Sprachübersetzung“.) — Bei dieser „Analyse“ wird übersehen, daß für beide Seiten nicht bloß Prestigemotivationen vorlagen, sondern daß auf einem bestimmten Stand der Produktivkräfte, vermittelt über ökonomische Notwendigkeiten der jeweiligen Gesellschaftssysteme, sich bestimmte Forschungsinvestitionen als notwendig erweisen können.

20 Zemanek, a.a.O.

21 Vgl. Bruce L. Smith: The RAND Corporation. Wissenschaftliche Politik-Beratung in den USA. Düsseldorf 1971. Zur Linguistik S. 164 f.

22 Titus, a.a.O., S. 190.

rung und Katalogisierung (vor allem für Bibliotheken). Arbeit an der Grundlegung formaler Grammatiken führte Ende der 50er Jahre bereits zu der Formulierung einer neuen linguistischen Theorie durch Noam A. Chomsky, der transformationellen Grammatik. Es stimmt zwar, daß Chomsky selbst sich herzlich wenig für die Probleme der MT interessiert hat<sup>22a</sup>, Anwendungsmöglichkeiten seiner Grammatiktheorie vielmehr, in einer „mentalistisch“ interpretierten Version, eher in der Psycholinguistik gesehen hat. Seine Forschungsarbeiten, zumal die frühen, sind aber stets wegen ihrer Nähe zu den Problemen der automatischen Sprachverarbeitung unterstützt worden; und die von ihm und seiner Schule erbrachten Ergebnisse werden, zumindest seit 1965, stets als Grundlage praktischer Arbeiten auf dem Gebiet der maschinellen Sprachverarbeitung zitiert. Eigene Aussagen der U.S. Air Force zu der Frage, weshalb sie „reine“ transformationelle Forschung unterstützt, sind deutlich genug.

„Die Air Force hat einen immer größeren Bedarf an sogenannten *command-and-control*-Computersystemen. Solche Systeme enthalten Informationen über den Zustand unserer Truppen und werden bei der Planung und Ausführung militärischer Operationen verwendet. Zum Beispiel ist die Verteidigung des kontinentalen Teils der USA gegen Luft- und Raketenangriffe zum Teil durch die Benutzung solcher Systeme möglich. Und natürlich unterstützen solche Systeme unsere Truppen in Vietnam.

Die Daten in solchen Systemen werden in Antwort auf Fragen und Befehle des Benutzers bearbeitet. Da der Computer kein Englisch „versteht“, müssen die Fragen in eine Sprache übersetzt werden, mit der der Computer etwas anfangen kann; solche Sprachen ähneln, wie Sie wahrscheinlich wissen, dem Englischen sehr wenig, teils in ihrer Form, teils in dem Grad der Leichtigkeit, mit der sie gelernt und verwendet werden. *command-and-control*-Systeme könnten einfacher benutzt werden, und man könnte Leute einfacher in ihrer Benutzung ausbilden, wenn keine Übersetzung notwendig wäre. Wir haben linguistische Forschung unterstützt, um herauszubekommen, wie man *command-and-control*-Systeme bauen kann, die unmittelbar englische Fragen verstehen. Natürlich sind solche Studien wie die von der UCLA nur der erste Schritt, um dieses Ziel zu erreichen. Es scheint jedoch klar, daß das erfolgreiche Arbeiten solcher Systeme von Einsichten abhängt, die in linguistischer Forschung gewonnen werden<sup>23</sup>.“

Im November 1966 erschien eine Untersuchung mit dem Titel „Languages and Machines“, die in zweijähriger Arbeit von einem siebenköpfigen Expertengremium, dem sogenannten Automatic Language Processing Advisory Committee (ALPAC), im Auftrage der National Academy of Sciences der USA und des National

22a Die einschlägigen Anekdoten dazu bei Jehoshua Bar-Hillel: On a Misapprehension of the Status of Theories in Linguistics. *Foundations of Language* 2, S. 396 f. (1967).

23 Äußerung von Colonel Edmund P. Gaines über ein Syntax-Projekt der University of California, Los Angeles (UCLA). Zitiert nach Newmeyer und Emonds, a.a.O., S. 288 f.

Research Council erstellt wurde. Diese als ALPAC-Report<sup>24</sup> bekanntgewordene Untersuchung zog ein Fazit aus der bisherigen MT-Forschung, konstatierte, daß die bisher bekannt gewordenen Übersetzungen unzufriedenstellend, zu langsam und zu teuer seien, und daß überdies kein Mangel an Übersetzern bestehe, so daß nicht einzusehen sei, weshalb man einen durchaus nicht blühenden Arbeitszweig völlig brotlos machen solle. Die Folgerung des ALPAC-Reports war der Rat an die amerikanische Regierung, die Unterstützung für die MT einzustellen. Man interpretiert allgemein das Datum des ALPAC-Reports als das Ende der staatlichen Unterstützung der formalen Linguistik in den USA. Tatsächlich ging die Zahl der militärisch finanzierten linguistischen Forschungsprojekte in den USA nach dem ALPAC-Report zurück, und um die MT wurde es beträchtlich stiller. Dieser Rückgang muß aber auch im Zusammenhang der allgemeinen wirtschaftlichen Krise der USA gesehen werden. Daß hiervon gerade Industriezweige betroffen wurden, die in ihren Forschungsaufwendungen so stark von staatlichen Finanzierungen abhängig sind wie die Elektronikindustrie (1965 stammten 65 % der Forschungsaufwendungen der Elektronikindustrie aus staatlichen Quellen<sup>25</sup>), versteht sich; und linguistische Forschung ist Forschung in der Elektronikindustrie, wenn sie zum Beispiel von IBM betrieben wird, wie in den IBM-Laboratorien in Yorktown Heights, wo die MT-Gruppe von King arbeitete und heute ein Großteil der reinen transformationellen Forschung von IBM betrieben wird, übrigens noch 1968 aufgrund von Aufträgen der Air Force. Andererseits spricht sich der ALPAC-Report nur gegen die Weiterverfolgung der MT-Forschung aus und befürwortet ausdrücklich die Unterstützung anderer computer-linguistischer Forschung; vor allem hebt er den ungeheuren Nutzen hervor, den „reine“ linguistische Forschung für die Entwicklung von Programmiersprachen und Übersetzungsprogrammen von Programmiersprachen in die internen Codes der Computer gehabt hat und noch haben kann<sup>26</sup>. Betrachtet man die Reaktionen im einzelnen, so hat sich der CIA („the original supporter of MT“<sup>27</sup>) völlig aus der MT zurückgezogen; die U.S. Air

24 Languages and Machines — Computers in Translation and Linguistics. Washington 1966. — Deutsche Auszüge in: Sprache im Technischen Zeitalter 23, S. 218—238 (1967).

25 Jean-Jacques Servan-Schreiber: Die amerikanische Herausforderung. Hamburg 1968, S. 81.

26 Zur software, d. h. zur Programmausstattung, fast jeden Computers gehört heute ein oder mehrere sog. *compiler*, d. h. Programme, die algorithmische (Programmier-) Sprachen wie FORTRAN oder Algol in den internen Befehlscode der Computer übersetzen. Solche *compiler* sind zwar ursprünglich unabhängig von der Formulierung ihrer theoretischen Grundlagen durch die Linguistik konstruiert worden, werden aber heute mit aus der formalen Linguistik übernommenen Methoden beschrieben.

27 A. Hood Roberts: Pinpointing the Dates of Data Examined by the ALPAC. Communications of the Association for Computing Machinery 10, S. 609 (1967).

Force führt ihre bereits laufenden MT-Projekte, die zum Teil bereits lesbare Resultate liefern, weiter; und die Industrie (insbesondere IBM) konzentriert sich auf theoretische Arbeit und andere Arten der automatischen Sprachbearbeitung als maschinelle Sprachübersetzung<sup>28, 29</sup>.

Der Zusammenhang soziolinguistischer Forschungen mit den ökonomischen Problemen der kapitalistischen Industrienationen ist bereits oft genug aufgezeigt worden<sup>30</sup>. Wissenschaft tritt, wie Koneffke gezeigt hat<sup>31</sup>, nicht nur als Mittel technischer Innovation ins ökonomische Interesse ein. Die zunehmende Verwissenschaftlichung der Produktion verändert auch die Anforderungen an die Qualifikation der Arbeitskräfte: „Wissensproduktion, transformiert in technischen Fortschritt, revolutioniert auf dem Wege über ihre wirtschaftliche Verwertung die Bedarfsstruktur des Arbeitsmarktes<sup>32</sup>.“ Im Maße der voranschreitenden technisch-wissenschaftlichen Revolution steigt der Bedarf an hochqualifizierten Spezialisten, gleichzeitig wird auch von den minderqualifizierten Arbeitern ein gesteigertes Verständnis für technische und symbolische Prozesse erwartet<sup>33</sup>. Zum anderen wird aber die „Fähigkeit ständigen Umlernens im Felde sich wandelnder Produktionsbedingungen, ein hohes Maß an Beweglichkeit und Disponibilität der Arbeitskraft“<sup>34</sup> verlangt. Die Aufgaben, die solche ökonomischen Notwendigkeiten an das Erziehungswesen stellen, können nicht gelöst werden, ohne die Bildungsreserven der Arbeiterklasse zu mobilisieren. In den USA wurden deshalb schon in

28 Titus, a.a.O.

29 Der durchaus zwiespältige Enthusiasmus für MT und Computerlinguistik in den USA kann vielleicht auch durch folgende Überlegung erklärt werden: Unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen ist Automatisierung ein Faktor zum tendenziellen Fall der Profitrate und läuft somit den langfristigen Interessen des Kapitals entgegen. Gerade wegen des Falls der Profitrate sind die Kapitalisten aber auf die Erzielung von Extraprofiten angewiesen, die sie z. B. durch schnelle Einführung der Automation zu erlangen versuchen. Dies entspricht aber nur einem kurzfristigen Interesse; langfristig verdienen an Automaten tatsächlich nur die, die Automaten verkaufen. In diese Interessenkonstellation greift von Zeit zu Zeit der Staat ein, wenn er (i. a. kurzfristig) Interesse an bestimmten Ergebnissen der Elektronikindustrie (oder der mit ihr assoziierten Forschung) hat. Von daher könnte man den ALPAC-Report als einen Akt der Interessenbereinigung interpretieren.

30 Zuletzt in Konrad Ehlich, Josef Hohnhäuser, Frank Müller und Dietmar Wiehle: Spätkapitalismus — Soziolinguistik — Kompensatorische Sprachziehung, Kursbuch 24, S. 33—60 (1971).

31 Gernot Koneffke: Integration und Subversion. Zur Funktion des Bildungswesens in der spätkapitalistischen Gesellschaft. Das Argument 54, S. 389—465 (1969).

32 Ebda., S. 393.

33 Vgl. Denis Lawton: Soziale Klasse, Sprache und Erziehung. Düsseldorf 1970, S. 213: „In naher Zukunft werden die von Industrie, Verwaltung, Sozialfürsorge oder Handel angebotenen Stellen ... einen wesentlich höheren Grad an symbolischem Verständnis voraussetzen.“

34 Koneffke, a.a.O., S. 394.

der Mitte der 60er Jahre Projekte zum Teil gigantischen Ausmaßes gestartet, um Kindern aus „kulturell depraviertem“ Milieu den Anschluß an eine höhere schulische Qualifikation zu erleichtern. Man sah bald ein, daß sprachliche Fertigkeiten eine wesentliche Bedingung für den angestrebten Lernerfolg sind. Dies hatte jedoch keinen Effekt auf die linguistische Theorienbildung in den USA; vielmehr war es der englische *Soziologe* Bernstein, der seit 1958 die Theorie von der sprachlichen Determination des Lernerfolges entwickelte. Der Erfolg kompensatorischer *Sprachförderungsprogramme* wird aber inzwischen selbst mehr und mehr in Frage gestellt. Auch Bernstein hat sich nachträglich gegen eine direkte Verwendung seiner Theorie in ihnen gewandt<sup>35</sup> und hat seine Soziolinguistik durch Einbeziehung rollentheoretischer Modelle zu einer Theorie schichten-spezifischer Sozialisation ausgebaut, in der Sprache nur noch einen der Bedingungsfaktoren darstellt.

In den USA hat sich anstelle der hier genannten Richtung, die die intellektuellen Anpassungsschwierigkeiten der Kinder aus unterprivilegierten Schichten linguistisch erklären will, eine andere Soziolinguistik entwickelt. Sie untersucht die Relevanz sprachlicher Unterschiede in Gesellschaften mit starken ethnischen oder sprachlichen Minderheiten — wie sie die USA darstellen. Ausbleibender schulischer Lernerfolg ist nur *eine* Folge dieser Unterschiede — allerdings zwangsläufig dort, wo „kulturell depravierte“ Schichten und ethnische Minderheiten weitgehend identisch sind. 1968 finanzierte das U.S. Department of Health, Education and Welfare eine große Studie der Sprachgewohnheiten größtenteils zweisprachiger Bewohner eines der *barrios*, der Puertoricanerghettos New Yorks<sup>36</sup>. Insbesondere das Non-Standard Englisch der Neger in den US-amerikanischen Großstädten wird untersucht. Hierher gehören auch die Untersuchungen Labovs zur Sprache der *Lower East Side* New Yorks, wo verschiedene soziale Schichten und ethnische Gruppen (englisch-sprechende Neger, Juden, Polen und Italiener) sich durch deutliche Sprachvarianten voneinander differenzieren<sup>37</sup>. Grund für die offizielle Unterstützung solcher Forschungen ist weniger bildungsökonomischer Kalkül als der Zwang, Informationen über das soziale Verhalten der das System bedrohenden diskriminierten Minderheiten zu bekommen. Wenn sich aber Forscher mit den von ihnen untersuchten Gruppen solidarisieren, kann potentiell Herrschaftswissen auch zur Bewußtwerdung der Beherrschten eingesetzt werden: Das *Non-Standard Negro English* (NNE) wurde von schwarzen Linguisten zum Kampfbegriff des *Black English* umgeformt.

35 Basil Bernstein: Der Unfug mit der kompensatorischen Erziehung. betrifft: *erziehung*, 3. Jg., Heft 9, S. 15—24 (1970).

36 Joshua A. Fishman et al.: *Bilingualism in the Barrio. The Measurement and Description of Language Dominance in Bilinguals. Final Report on OECD-1-7-062817*. Washington 1968.

37 William Labov: *The Social Stratification of English in New York City*. Washington 1966.

## II.

Sobald eine Wissenschaft einmal als nutzbar erkannt ist, ergibt sich für den Wissenschaftler das Problem, das Verhältnis beider Arten von Interesse an der Wissenschaft, nämlich objektivem, gesellschaftlichem und dem davon subjektiv erst einmal losgelösten privaten „Erkenntnisinteresse“, zu bestimmen. Die bequemste Lösung liegt in der Trennung der Bereiche. Das Interesse am Forschungsobjekt artikuliert sich dann als „allgemeiner Erkenntnisdrang des Menschen“, der den technischen und zivilisatorischen Fortschritt notwendig zur Folge hat. Der Freiheit der Wissenschaft steht die Freiheit der Verwertung gegenüber, dieser wiederum die, sich von jedem bezahlen zu lassen, der wissenschaftliche Ergebnisse in Profit verwandelt. Unmittelbaren Niederschlag findet diese Freiheit im Pluralismus der akademischen Schulen, der um so deutlicher hervortritt, je weiter sich eine Wissenschaft auch in quantitativer Hinsicht etabliert und je stärker sie „reine“ Grundlagenforschung betreibt — was nur die Form ihrer Aneignung, nicht aber den Grad ihrer Nutzbarkeit ändert.

Das Gesagte soll am Beispiel der neueren amerikanischen Linguistik konkretisiert und erweitert werden. Chomsky, wohl seit Jahren der am stärksten in der Bürgerrechtsbewegung und der Kampagne gegen den Krieg in Südostasien engagierte amerikanische Linguist, hält eine Trennung seiner politischen und wissenschaftlichen Arbeit nicht nur für gerechtfertigt, sondern im Prinzip für notwendig. „Wissenschaftliche und politische Ideen können konvergieren, und wenn sie unabhängig voneinander konvergieren, weil sie sich in dieselbe Richtung entwickelt haben, so ist das schön. Man sollte sie jedoch nicht zur Konvergenz zwingen um den Preis von Verfälschung, Unterdrückung oder was es auch sei<sup>38</sup>.“ Wie differenziert und von seinem Ansatz in der Linguistik scheinbar naheliegend diese Haltung sein mag: für die Linguistik bedeutete sie jahrelang die Möglichkeit einer Beschränkung auf Gebiete, die wegen ihrer Abstraktheit unverfänglich in bezug auf Politik im weitesten Sinne sein konnten<sup>39</sup>.

Diese „modernste“ Linguistik, deren Fortschrittlichkeit aber im wesentlichen in der Überwindung verfestigter Positionen der traditionellen strukturalen und empiristischen Sprachwissenschaft bestand — die gegen Ende der 50er Jahre sich andeutende Möglichkeit einer engen Zusammenarbeit mit Informatikern und Mathematikern trat sehr bald in den Hintergrund —, hatte sich politisch und wissenschaftlich einen Freiraum geschaffen, innerhalb dessen sie sich jahrelang unangefochten bewegen konnte. Von niemandem ernstlich in

38 Linguistik und Politik (Interview mit Noam Chomsky). In: Noam Chomsky: Sprache und Geist. Frankfurt 1970, S. 182.

39 Insbesondere ging es um die Bestimmung dessen, was die menschliche Sprachkompetenz ausmacht. Gefragt wurde nach den Eigenschaften der Regularitäten, die der Gesamtheit der natürlichen Sprachen zugrunde liegen (linguistische Universalien).

Frage gestellt, trat sie ihren Siegeszug durch die amerikanischen und sehr bald auch außeramerikanischen Universitäten an. Ihr Zentrum war unbestritten das Massachusetts Institute of Technology (MIT), an dem Chomsky lehrte. Von hier kamen, meist sogar von Chomsky selbst, die metatheoretischen und sprachphilosophischen Arbeiten zur generativen Grammatik, die allgemein als verbindlich galten. Im übrigen war linguistische Arbeit degeneriert zu einer Art „linguistic engineering“, in der Regel über Einzelprobleme der englischen Sprache.

Der Kampf zwischen zwei Schulen trat an die Stelle der Auseinandersetzungen, die eine Linguistik mit gesellschaftlich relevanteren Aufgaben hätte führen müssen. Auf die sachlichen Differenzen zwischen „Lexikalist“ und „Transformationalist“ (erstere vertreten eine generative Syntax, letztere eine generative Semantik) kann hier nicht näher eingegangen werden. Sie sind so gering, daß Chomsky sie mehrfach als „terminologischer Natur“ bezeichnet hat, natürlich ohne damit den Streit beenden zu können, der nun schon seit fünf bis sechs Jahren wesentliche Energien bindet und sich so verfestigt hat, daß beide Richtungen nur noch teilweise gemeinsame meetings veranstalten und ein Anhänger der einen Richtung an einer Universität, die von der anderen beherrscht wird, keine Chance hat.

Die Trennung von gesellschaftlichem Auftrag und privatem Erkenntnisinteresse verhindert keineswegs politisches Engagement. Chomsky sieht einen Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher und politischer Praxis — allerdings nicht über eine Erkenntnis der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft vermittelt, sondern über das moralisch begründete Verantwortungsbewußtsein der Intellektuellen. Auf dem Hintergrund der gerade in den USA offensichtlichen Verfilzung von militärischer, politischer und wissenschaftlicher Macht greift Chomsky die Wissenschaftler an, die in eine „konterrevolutionäre Subordination“<sup>40</sup> gerieten: Ökonomen, Soziologen, Politologen und andere finden sich im Vorhof politischer Macht und lassen sich von dieser korrumpieren. Disziplinen wie die Verhaltensforschung, die „um intellektuelle Anerkennung kämpfen“<sup>41</sup>, sind bereit, ihre Ergebnisse bedenkenlos in der Sozialtechnologie anzuwenden, um den Nachweis ihrer Relevanz und damit Förderungswürdigkeit zu erbringen (die Linguistik bleibt in diesem Zusammenhang unerwähnt). Solche Wissenschaften haben ihre Integrität und gesellschaftsverändernde Kraft eingebüßt, denn:

„Man kann vermuten, daß, wenn der Zugang zur Macht einfacher wird, die Mängel der Gesellschaft aus den Augen schwinden, der Status quo weniger verkorkt erscheint und die Wahrung der Ordnung zu einer Angelegenheit von überragender Bedeutung wird“<sup>42</sup>.

40 Noam Chomsky: Die Verantwortlichkeit der Intellektuellen. Frankfurt 1971, S. 7 f.

41 Ebd., S. 9.

42 Ebd., S. 11.



Für den Wissenschaftler, der aufgrund der Gegebenheiten seines Faches Einfluß auf die politische Macht nehmen kann, ergeben sich daraus eindeutige Konsequenzen, vorausgesetzt einmal, es sei geklärt, was die Stimme seines Gewissens ihm rät. Es wird jedoch von Chomsky nicht gefordert, daß jede Wissenschaft verstanden werden muß als ein Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft. Der Linguist, der sich mit der Erforschung der menschlichen Sprachkompetenz befaßt, ist nach Chomsky nicht dafür verantwortlich, daß seine Tätigkeit gesellschaftlichen Nutzen hat, sondern nur dafür, daß sie nicht schadet und, aufgrund seiner allgemeinen Verantwortlichkeit als Intellektueller, daß auch andere sie nicht mißbrauchen.

„Ich würde Laboratorien (zur Kriegsforschung) lieber im Mittelpunkt des Campus sehen, wo ihre Gegenwart dazu benutzt werden könnte, z. B. zukünftige Ingenieure zu politisieren, anstatt sie irgendwo versteckt zu wissen... So gesehen, könnte der Versuch, alle Verbindungen zwischen Universität und Verteidigungsministerium abubrechen, in der Tat rückschrittlich sein<sup>43</sup>.“

Diese Art von Verbindung zum Verteidigungsministerium mag in der Tat notwendig sein. Daß während der gesamten 60er Jahre fast jedes größere linguistische Projekt, das am MIT durchgeführt worden ist, vom Verteidigungsministerium mitfinanziert wurde, wird damit aber nicht erklärt. Auf dem letzten meeting der Chicago Linguistic Society, einer Tagung, die alljährlich stattfindet und Problemen der Sprachtheorie gewidmet ist, haben Frederick Newmeyer und Joseph Emonds den Versuch gemacht, die Sprachwissenschaftler an die gesellschaftliche Aufgabe der Linguistik zu erinnern<sup>44</sup>. Einige der Thesen dieses Papiers sollen hier wiedergegeben werden, um den Stand der Diskussion weiter zu illustrieren:

Die Finanzierung des größten Teils der Linguistik in USA durch das Pentagon und Stiftungen wie die Ford Foundation oder Rockefeller Foundation bedeutet eine Kanalisierung der Forschung in Richtung Sprachtheorie<sup>44</sup>.

Werden sprachwissenschaftliche und gesellschaftliche Fakten überhaupt miteinander korreliert, dann auf der Basis des „standard American English“, der Sprache der herrschenden Klasse<sup>45</sup>.

Die vollkommen unterentwickelte Soziolinguistik dient nur dazu, „to confirm, what most intelligent ... people ... already know<sup>46</sup>“.

In der Regel beginnt ein Linguistikstudium mit einem Interesse an Gebieten wie Sprache und Gesellschaft und endet mit einer Dissertation über eine grammatische Detailfrage<sup>47</sup>.

„As we have often remarked to each other privately, it is difficult to see, how our work supports (or even affects) anybody except ourselves<sup>48</sup>.“

43 Interview mit Noam Chomsky, a.a.O., S. 175.

44 Newmeyer und Emonds, a.a.O., S. 286 ff.

45 Ebda., S. 290 f.

46 Ebda., S. 293.

47 Ebda., S. 295 f.

48 Ebda., S. 295.

Die Art der Wissenschaftsförderung birgt ständig die Gefahr, die wissenschaftliche Redlichkeit zu korrumpieren: gelegentlich hat man sich Geld erschlichen mit „linguistically worthless but electronically spectacular computer display programs which manipulated linguistic structures for the benefit of overseers and their guests“<sup>49</sup>.

Diese Thesen enthalten eher Kritik an den bestehenden Verhältnissen als Vorschläge für eine Neuorientierung; ihr Gewicht liegt darin, daß mit ihnen erstmals im Rahmen dieser Richtung der Sprachwissenschaft hervorgehoben wird, daß auch die generative Grammatik sich einem emanzipatorischen Anspruch stellen müsse, wie er in anderen Bereichen der Linguistik seit langem erhoben wurde und insbesondere zur Entwicklung der Soziolinguistik beigetragen hat.

Das Beispiel der Soziolinguistik zeigt eine andere Variante der Bestimmung des Verhältnisses von objektivem, gesellschaftlichem Interesse an der Linguistik und subjektivem Erkenntnisinteresse des Linguisten. Da das Objekt der Soziolinguistik zumindest partiell die Gesellschaft ist, scheint das Problem, gesellschaftliches Interesse und Erkenntnisinteresse in Beziehung zu sehen, einfacher: der Soziolinguistik scheint die kritische Distanz zu ihren eigenen Bedingungen schon möglich im Vollzug ihrer Wissenschaft. Gerade aber weil die Soziolinguistik die Forderung, sich ihrer Beziehung zur Gesellschaft zu vergewissern, schon mit der Wahl ihres Objektes eingelöst hat, gerät ihr ihre gesellschaftliche Bedingtheit leicht aus dem Blick. Der Anspruch, soziale Ungerechtigkeit durch kompensatorische Erziehung, die Sprach- und Denkbarrieren abbaut, zu beseitigen, ist selbst nur auf dem Hintergrund bildungsökonomischen Bedarfs zu sehen. Dies ist von Bernstein klar erkannt worden, als er einen seiner ersten Aufsätze mit der Feststellung begann: „Eines der brennenden Probleme, dem sich die Erzieher gegenübersehen und dessen Lösung die heutige Weltlage dringend zu fordern scheint, betrifft die Frage, wie das intellektuelle Potential der Bevölkerung in optimaler Weise genutzt werden kann“<sup>50</sup>. Die erste Antwort der Soziolinguistik auf dieses Problem: kompensatorische „Elaborierung“ der Sprache der Arbeiterkinder, führte zu keinen greifbaren Erfolgen<sup>51</sup>.

49 Ebda., S. 301.

Eine weitere Variante von „Gesellschaftskritik“ amerikanischer Linguisten verdient Erwähnung. Sie besteht in jenen anonymen, dem Chicagoer Linguisten McCawley zugeschriebenen Parodien auf die working papers der generativen Grammatiker, in denen der Antikommunistenschreck Phuc Dong Quang vom South Hanoi Institute of Technology mit obszönen Beispielsätzen (Hubert Humphrey kissed Lyndon Johnson's ass, Lady Bird was fucking Liu Shao Chi up the ass with a dildo) die potentiellen Geldgeber verunsichert.

50 Basil Bernstein: Soziokulturelle Determinanten des Lernens. Kölner Zs. für Soziologie und Sozialpsychologie, 4. Sonderheft: „Soziologie der Schule“, S. 52—79 (1959, 71969).

51 Vgl. Manuela du Bois-Reymond: Zur Strategie kompensatorischer Erziehung am Beispiel der USA. Kursbuch 24, S. 17—32 (1971).

Nun wurde die Soziolinguistik kritisch. Bernstein hob hervor, man müsse vermeiden, das Arbeiterkind an Schulen zu erziehen, deren Milieu „auf bestimmten Sichtweisen, die die symbolische Welt der Mittelschicht auszeichnen“, ausgerichtet ist<sup>52</sup>. „Wir sollten endlich zur Kenntnis nehmen, daß die Erfahrung, die das Kind schon besitzt, wertvoll und bedeutsam ist<sup>53</sup>.“ Oevermann formuliert seinen Anspruch jetzt als den der „Herstellung echter Chancengleichheit“, wobei das Kriterium für Leistung nicht mehr durch die Standards der Mittelschicht gegeben sein soll. Vielmehr sollen „die Kriterien für ‚Fähigkeit‘ durch rationale Diskussion inhaltlich unabhängig von den Interessen der herrschenden Schichten ... formuliert“ werden<sup>54</sup>. Ziel ist also jetzt nicht einfach Anpassung der Unterschicht an die Mittelschicht, sondern die Formulierung objektiver Leistungskriterien. Diese Neuformulierung, wohl auch durch studentische Kritik befördert, hat in ihrer vagen Formulierung von den „herrschenden Schichten“ nur scheinbar eine Zielrichtung, die sich quer zu den kapitalistischen Forderungen an die Arbeitsmarktstruktur stellt. Denn mit der Forderung, auf spezifische Fähigkeiten der Unterschichtkinder einzugehen, anstatt sie in das Denkkorsett der Mittelschicht zu zwingen und damit einem „Milieubruch“ auszusetzen, wird den wirklich herrschenden Schichten der größte Gefallen getan. Die Kritik an den Wertstandards der Mittelschicht ist nur Abbau dysfunktional gewordener bürgerlicher Ideologierelikte. Es sind die Mittelschichten, die heute die „bürgerliche Schutzideologie von der aus natürlichen Gründen beschränkten intellektuellen Leistungsfähigkeit der unterständischen Massen“<sup>55</sup> tragen. Diese Schutzideologie muß aber gebrochen werden, um eine effektive Ordnung der Arbeitsmarktstruktur zu gewährleisten. Ebenso liegt es im bildungsökonomischen Kalkül, zu verhindern, daß an veralteten Ansichten über Qualifikationsbedürfnis und -fähigkeit festgehalten wird. Eine Bildungsreform, die auf solche Ansichten fixiert ist, kann selbst die Diskrepanz zwischen jeweils benötigtem und tatsächlich angebotenen Ausbildungsniveau noch verschärfen: „Im Zustand beschleunigten sozialen Wandels in den hochindustrialisierten Gesellschaften kann eine ad hoc vorgehende Bildungsreform gar zu sich selbst in Widerspruch geraten, wenn sie an Ausbildungsprogramme und Bildungsinhalte fixiert ist, die zu einem Zeitpunkt, zu dem die Auszubildenden praktisch tätig werden sollen, schon immer veraltet sein können<sup>56</sup>.“ Der Soziolinguistik ging es mit ihrer Verwertbarkeit wie dem Hasen mit dem Swinigel. Sie formuliert hier

52 Bernstein: Der Unfug ..., S. 19.

53 Bernstein, ebd.

54 Ulrich Oevermann: Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse. Wiederabdruck in: Basil Bernstein u. a.: Lernen und Soziale Struktur. Amsterdam 1970, S. 138 bis 197. Zitat S. 139.

55 Koneffke, a.a.O., S. 402.

56 Oevermann, a.a.O., S. 141.

nur Kritik, die selbst den ursprünglich formulierten Zielen der Bildungsplanung völlig konform geht: sie bekämpft deren reaktionäre Prämissen, um den Erfolg solcher Planung erst sicherzustellen. Daß hierbei nicht in das andere Extrem der romantischen Überschätzung des Sprech- und Lebensstils der Arbeiter verfallen wird, verhindert schon die nüchterne Besinnung, die sich die Soziolinguistik in klarer Einschätzung ihres Auftrags erhalten mußte. So formuliert Lawton konsequent die Forderung nach Rücksichtnahme auf alles Wertvolle und Bedeutsame bei gleichzeitiger Abschaffung allen lästigen Beiwerks: „Es ist sehr wichtig, eine sentimentale Haltung gegenüber der Sprache der Arbeiterklasse zu vermeiden. Zweifellos besitzt sie eine gewisse dramatische Kraft und Farbigkeit, die erhalten bleiben sollte. Aber es sollte auch erkannt werden, daß solche Sprachformen in mancher Hinsicht schwerwiegend beschränkt sind in ihrer Reichweite und Sprachbeherrschung<sup>57</sup>.“

Indem die Soziolinguistik die Mittelschicht zur „herrschenden Schicht“ heraufstilisiert, um die Kritik an den bürgerlichen, von der Mittelschicht aufgehobenen Wertstandards als Kritik an „Herrschaft“ ausgeben zu können<sup>58</sup>, verschleiert sie nicht bloß die tatsächlichen Interessen, die hinter dieser Forschungsrichtung stehen, sondern schaffte es auch, die eigene Tätigkeit als „emanzipatorisch“ zu rechtfertigen. Solcher emanzipatorische Anspruch hat objektiv ideologische Funktion. Mit antikapitalistischem Gestus kann der Soziolinguist kapitalistisch Verwertbares erforschen; seine kritische Haltung rechtfertigt seine Tätigkeit für ihn selbst und für andere. In ihren kritischen Sprüngen zeichnet die Soziolinguistik nur das sie bestimmende objektive Interesse nach und sichert so ihre eigene Relevanz. Trotzdem sollte man den Grad an Subversion, den sie enthält, nicht unterschätzen: die Beschäftigung mit den Problemen der Gesellschaft hat gegenüber der Tätigkeit des Formallinguisten zumindest die größere Chance *spontaner* Einsicht in diese Gesellschaft.

Selbst wenn die Soziolinguistik die von ihr gesteckten Ziele nicht erreichen kann, wird sie auf viele Jahre unentbehrlich sein. Das

57 Lawton, a.a.O., S. 213.

58 Deutlich wird dies auch an Oevermanns Argumentation gegen die Verwendung von Intelligenztests als Auslesekriterium. Diese werden wegen ihres *middle-class bias* verworfen. Dann fährt Oevermann fort: „Der Intelligenztest kann im naiven Gebrauch zum *Herrschaftsinstrument etablierter gesellschaftlicher Interessen* werden. Der wohlgemeinte Versuch, das demokratische Gleichheitsprinzip im Bildungswesen durch eine IQ-gerechte Auslese zu verwirklichen, hätte Folgen, die zur *Intention im Widerspruch ständen*“ (Ulrich Oevermann: Soziale Schichtung und Begabung. Wiederabdruck in: Basil Bernstein u. a., Lernen und Soziale Struktur. Amsterdam 1970, S. 129 — Hervorhebungen von uns). Der innere Widerspruch dieser Argumentation wird sofort deutlich, wenn man sich klarmacht, daß nicht die Mittelschicht herrscht und es nicht ihre Intentionen sind, die hier gewahrt werden sollen.

gegenwärtige Gesellschaftssystem ist so sehr auf die Beiträge der Wissenschaft zur Lösung seiner Probleme angewiesen, daß es jedes Angebot der Wissenschaft hierzu akzeptieren muß; auch wenn die kompensatorische Erziehung das Problem der Bildungsreserven nicht lösen kann, gibt es vorab nichts besseres. Da die Relevanz der Soziolinguistik nicht bestritten wird, kann sie aber eine Hilfsfunktion für Teile der Linguistik haben, denen der Gesellschaftsbezug nicht schon mit dem Namen geschenkt ist. Zum Beispiel ist es Oevermann gelungen, den Bernsteinschen Begriffsapparat mit dem der generativen Grammatik zu koppeln, indem er die linguistischen Codes mit den Regeln, denen die „grammatical performance“ unterworfen ist, gleichsetzte: „Die abstrakten Regeln der ‚linguistischen Kompetenz‘ (werden) ... mit Hilfe der linguistischen Codes ... aktualisiert<sup>59</sup>.“ Damit sollte die generative Grammatik eine Rolle in der kompensatorischen Spracherziehung spielen können, mit anderen Worten: Sie sollte als Basis für Schulgrammatiken dienen können, die sowohl das Ziel als auch die Wirksamkeit ihrer spezifischen Methoden auszuweisen in der Lage sind. Solche Grammatiken gibt es bisher nicht. Aber es gibt einen Grund, die generative Grammatik weiter mit Energie zu entwickeln.

### III.

Wachsende Einsicht in die grundlegenden Eigenschaften und die universelle Rolle von Kommunikationsvorgängen und die Bedeutung, die Sprache dabei hat, haben der Linguistik in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr einen interdisziplinären Charakter gegeben. Die besondere Natur des Objektes ist aber letztlich nur eine Voraussetzung für die Vielfalt der Aspekte, unter denen es Objekt der Forschung wird. Wir haben an einigen Beispielen die Interessenlage aufzuzeigen versucht, die die Schwerpunktsetzung innerhalb der gegenwärtigen Linguistik bestimmt. Es zeigt sich, daß die Heterogenität des Faches eine ebensolche der Interessen und Erwartungen spiegelt. Darin liegt zunächst eine der Schwierigkeiten, denen eine Kritik an der Linguistik gegenübersteht, zumal die institutionelle Entwicklung zumindest in Deutschland die Sprachwissenschaft noch immer als Einheit behandelt und als solche einem geistes- oder naturwissenschaftlichen Fachbereich zuschlägt.

Die Erklärung dafür, daß die Auseinandersetzung um die Orientierung des Faches an den Westberliner Universitäten zeitweise fast maschinenstürmerischen Charakter angenommen hat, scheint auf der Hand zu liegen: hochgespannte Erwartungen, wie sie etwa die Germanistik an die neuen, „exakten“ Beschreibungsverfahren herantrug, wurden enttäuscht. Da die Linguistik, die sowohl Befreiung von der alten Abteilung als auch „ideologiefreie“ Methoden von quasi naturwissenschaftlicher Dignität versprach, auch von den Studenten von vornherein und ohne große Überprüfung als eine per se kritische

59 Oevermann, Schichtenspezifische Formen ..., S. 173.

Wissenschaft eingeschätzt wurde<sup>59a</sup>, mußte die Kritik um so schärfer geraten, als die Linguistik nicht nur diese Hoffnung nicht erfüllte, sondern auch von der staatlichen Universitätsreform als technokratische Modernisierung nachdrücklich gefördert wurde. Indem ihre Verwertbarkeit ins Blickfeld kam, geriet die Linguistik, wenn nicht allein, so doch besonders heftig in den Verdacht, als Agent des Kapitals und nichts weiter als das zu wirken. Man kann diese Verkürzung teilweise damit erklären, daß die Diskussion um die ökonomische Verwertbarkeit von Wissenschaft erst mit der Einführung der Linguistik in einen vorher fast ausschließlich literaturwissenschaftlich orientierten Fachbereich unmittelbar relevant wurde.

Soweit sie bisher überhaupt formuliert vorliegt, bezog sich Kritik an der Linguistik auf die Rolle, die sie für den Produktionsprozeß spielt. Das kann zunächst bedeuten, daß die Entfaltung der Produktivkräfte unter bestimmten Bedingungen grundsätzlich in Frage gestellt wird. Die theoretische Absicherung des Beginns der Rezeption westlicher Linguistik und der damit verbundenen Einführung datenverarbeitender Technologie in der UdSSR wurde 1950 mit Stalins Schrift über Sprachwissenschaft vorbereitet. Auf diesen Zusammenhang von Produktivkraftentwicklung und Linguistik geht H. P. Gente ein, wenn er kommentiert:

„Mit der Linguistik sind formale Logik und Technologie zur Diskussion gestellt... Technologischer Fortschritt und erhöhte Arbeitsproduktivität hätten es jetzt erlaubt, eine Politik, die die These vom Absterben des Staates, ein Eckpfeiler der Theorie von Marx und Engels, ernstnimmt, mit einer Kulturrevolution, die den Dogmatismus dialektisch auflöst, einzuleiten. Ein solches Ernstnehmen hatte eine revolutionäre Umorientierung der Politik zur Folge gehabt. Der Weg, den die Sowjetunion nach Stalins Tod ging und den er theoretisch vorbereitet hat, ist bekannt. Der durch sozio-ökonomische Entwicklungen notwendig gewordene ‚Übergang zur zweiten Phase des Sozialismus‘ ist als Politik der friedlichen Koexistenz geeignet, die Anpassung der Sowjetgesellschaft an das allgemeine technologische Niveau der entwickelten ‚Industriegesellschaften‘ zu beschleunigen<sup>60</sup>.“

Eine Steigerung der Arbeitsproduktivität über das zur Durchführung einer „Kulturrevolution“ notwendige Maß hinaus, die

59a So schrieb etwa Martin Berg im Editorial der Zeitschrift ‚alternative‘, H. 61, 1968: „Das Versagen der Universitätsgermanistik im Hinblick auf den Deutschunterricht: Die Ergebnisse empirischer Forschung auf den Gebieten der Sprachpsychologie und der Sprachsoziologie werden verdrängt. Die rationale Sprachtheorie der generativen Grammatik (Chomsky-Schule) wird den künftigen Deutschlehrern vorenthalten; Sprachtheorie, wenn sie überhaupt sichtbar wird, ist an Literatur orientiert.“

60 H. P. Gente: Nachbemerkung zu Josef Stalin, Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft. München 1968, S. 83. — Die Schrift Stalins umfaßt eine Reihe von Artikeln, die im Jahre 1950 in der Prawda veröffentlicht wurden. Stalin räumt darin mit dem mechanistischen Basis-Überbau-Verständnis der zu der Zeit in der Sowjetunion allein gültigen linguistischen Schule von N. J. Marr auf.

Schaffung der technischen Voraussetzung zum Schritthalten der UdSSR in der Systemkonkurrenz wird hier von Gente kurzerhand erklärt als Rekapitalisierung der Wirtschaft der Sowjetunion. Allgemeine Verbesserungen der materiellen Lebensbedingungen, die Schaffung der wirtschaftlichen Voraussetzungen der Unterstützung des Befreiungskampfes und der ökonomischen Entwicklung in der Dritten Welt zählen als Argumente für eine forcierte Entwicklung der technisch-wissenschaftlichen Revolution für Gente nicht. Die eben genannten Gründe kann Wissenschaft bei der Bestimmung ihrer gesellschaftlichen Funktion unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen nur sehr begrenzt in Anspruch nehmen. Lediglich ihr Beitrag zur Entfaltung der Produktivkräfte steht hier außer Frage, auch für die Linguistik. Ihre Ergebnisse gehen im Bereich der Datenverarbeitung unmittelbar in den Arbeitsprozeß ein, haben also als Teil der *produktiven Gesamtarbeit* Anteil an der Produktion von Gebrauchsgütern. Aber auch da, wo sie in größerer Entfernung vom Arbeitsprozeß an den Bedingungen seiner Veränderung arbeitet, etwa durch Qualifikation der Ware Arbeitskraft, trägt sie zur Entwicklung der Arbeitsproduktivität bei.

Die gesellschaftliche Stellung der Wissenschaft ist widersprüchlich durch die Unaufhebbarkeit der Einheit, die Arbeits- und Verwertungsprozeß im Kapitalismus bilden. Das gesellschaftliche Interesse an der Herstellung von Gebrauchsgütern unterstützt immer auch ein Verwertungsinteresse des Kapitals. Die Subsumption aller Produktivkräfte unter das Kapital bedeutet aber noch keine Auflösung der Widersprüchlichkeit, indem etwa beide Interessen zusammenfielen. Nur dann könnte entweder das Verwertungsinteresse durch den von ihm implizierten gesellschaftlichen Nutzen gerechtfertigt oder aber das Interesse an der Herstellung von Gebrauchsgütern überhaupt verächtlich gemacht werden. Die Fragwürdigkeit sowohl reformistischer als auch linksradikaler Positionen läßt sich an diesem Widerspruch festmachen. Mehr noch: er reproduziert sich notwendig im Selbstverständnis der Wissenschaft, sobald diese beginnt, einen emanzipatorischen Anspruch zu erheben und ihre erklärte Absicht mit den tatsächlichen Konsequenzen zu vergleichen. Das Selbstverständnis einer Wissenschaft, die der Verwertung unterworfen ist, kann sich mit der Neuformulierung von Problemen ändern, ihre Funktion noch nicht. Wenn zum Beispiel Linguist A<sup>61</sup> sich mit der Behauptung empfiehlt, die Effektivität von Werbesprache könne erhöht werden, indem von ihm nachgewiesene sprachwissenschaftliche Methoden verwendet werden, so findet sich in aller Regel Linguist B<sup>62</sup>, der die wissenschaft-

61 Vgl. Peter Teigeler: *Verständlichkeit und Wirksamkeit von Sprache und Text*. Stuttgart 1968 (= *Effektive Werbung*, Bd. 1).

62 „Im Zeitalter der technischen Massenkommunikation bedeutet der Deutschunterricht an den Schulen das einzige Gegengewicht gegen die in wirtschaftlicher und politischer Werbung praktizierte und vielleicht bald wissenschaftlich erlernbare Sprachmanipulation.“ Peter von Polenz: *Gibt es eine germanistische Linguistik?* In: Jürgen Kolbe (Hrsg.): *a.a.O.*, S. 164 f.

liche Analyse von Werbesprache im Sinne eines emanzipatorischen Auftrags an die Linguistik für unerlässlich hält. Ob aber Methoden von Linguist A oder B tatsächlich bei den Werbetextern angewendet werden, hängt nur davon ab, wie brauchbar sie sind und nicht, mit welcher Intention die Methoden entwickelt wurden. Es ist auch gleichgültig, ob die Grundlagen für den Entwurf von formalen Sprachen und damit für einen wesentlichen Fortschritt in der elektronischen Datenverarbeitung aus den Laboratorien von IBM oder von der Chomsky-Gruppe stammen, die sich für die Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse nicht interessiert. Ähnliches gilt für das Selbstverständnis der Soziolinguistik, das in seinen fortgeschrittensten Formen am konsequentesten innerhalb der Linguistik die Tatsache reflektiert, daß ungebrochener gesellschaftlicher Nutzen aus wissenschaftlicher Arbeit unter kapitalistischen Verhältnissen nicht zu ziehen ist. Für die bürgerliche Soziolinguistik bedeutet das nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen der immer differenzierteren Interpretation des eigenen Anspruches eine Tendenz zur Resignation, für die „linke“ dagegen die folgerichtige Verlängerung des emanzipatorischen Anspruches der bürgerlichen Soziolinguistik: *Diese* sei der Unterwerfung unter das Kapital immer ausgeliefert; eine wahrhaft, nun aber wirklich wahrhaft emanzipatorische Wissenschaft habe sich davon zu befreien, und es wird so getan, als sei das auch möglich. „Wir weisen unsere Kollegen darauf hin, daß eine Sichtung der Projekte angewandter Linguistik und eine Überprüfung der dabei verwendeten Methoden ... dringend erforderlich ist. Es geht darum, die Linguistik nicht einer systemstabilisierenden Verwertung auszuliefern, sondern sie in den Dienst einer emanzipatorischen Veränderung unserer Gesellschaft zu stellen“<sup>63</sup>. „Eine Soziolinguistik, die sich der kapitalistischen Verwertung nicht ausliefern will, hat die Aufgabe, Sprache im Kontext gesellschaftlichen Handelns zu sehen“<sup>64</sup>.

Der Analyse, die bei Ehlich u. a. für die Rolle der Soziolinguistik als einer dem Kapitalinteresse untergeordneten Wissenschaft gegeben wird, ist weitgehend zuzustimmen, ebenso daß die Untersuchung des Verhältnisses von „Sprache, Denken und Wirklichkeit“ als eine mögliche Aufgabe der Linguistik definiert wird, denn unter den gegebenen Verhältnissen muß es in der Tat darum gehen, ein in den Kommunikationsmitteln, insbesondere auch der Sprache, geronnenes Zerrbild der Realität mit dieser zu konfrontieren. In solcher Allgemeinheit ist die Forderung aber schon von der bürgerlichen Wissenschaft erhoben worden. Eine Kritik, die *nur* an der Subsumption der Wissenschaft unter das Kapital festgemacht wird, entfernt sich notwendig von der gesellschaftlichen Realität und den Möglichkeiten, die zu ihrer Veränderung gegeben sind. Eine Konsequenz daraus, die aber in den genannten Arbeiten nicht aufgezeigt

63 Offener Brief der Vollversammlung der Mitarbeiter und Studenten am Lehrstuhl für Linguistik der TU Berlin. Linguistische Berichte 8, S. 59 (1970).

64 Ehlich usw., a.a.O., S. 57.



wird, wäre zwangsläufig, daß die Arbeitskraft unqualifiziert bleiben müßte und die abstrakte, weil *nur* am Fernziel der sozialistischen Revolution ausgerichtete Vermittlung von Klassenbewußtsein Vorrang hätte. Instanz der Vermittlung soll die kommunistische Partei sein, denn „Die Einschätzung von Sprache und Bewußtsein im Kapitalismus ist in erster Linie Sache der kommunistischen Partei“<sup>65</sup>. Die Unverbindlichkeit dieser Aussage ist offensichtlich. Welche der „kommunistischen Parteien“ gemeint ist<sup>66</sup>, wie sie ihren Anspruch legitimiert und woher sie die Kriterien zur Einschätzung von Sprache und Bewußtsein gewinnt, wird nicht gesagt. Solcher Verbalradikalismus bleibt folgenlos, bis auf den Nutzen, daß das Einrücken der Direktiven einer „kommunistischen Partei“ an der Stelle, wo die Ziele und Methoden sprachwissenschaftlicher Forschung im Kapitalismus zu bestimmen wären, das Problem so formal löst, daß die bisherige wissenschaftliche Arbeit neu gerechtfertigt fortgesetzt werden kann. Der objektive Zusammenhang, in dem die Entwicklung der Linguistik steht und der ihre heutige Funktion bestimmt, darf weder ausgeklammert noch als durch die eigene Praxis schon sprengbar betrachtet werden. Weder hilft es weiter, die Tatsache, daß Teile der Linguistik für den Kapitalismus direkt verwertbar sind, zu unterschlagen oder einfach abzuleugnen, noch berechtigt diese Einsicht zum resignativen Einverständnis mit der politischen Herrschaft des Kapitals. Von dieser Voraussetzung muß eine Diskussion der Linguistik, die auch Folgen für die Praxis der sie Studierenden haben soll, ausgehen.

65 Konrad Ehlich, Frank Müller, Dietmar Wiehle: Soziolinguistik als bürgerliches Herrschaftswissen — Marxistische Sprachanalyse. In: Wolfgang Klein und Dieter Wunderlich (Hrsg.): Aspekte der Soziolinguistik. Frankfurt 1971, S. 108.

66 Der Kreis der möglichen Kandidaten wird lediglich dadurch eingeschränkt, daß etwas später von der „Deformation des Sozialismus in der DDR“ die Rede ist. Die Kommunistische Partei wird also kaum gemeint sein.

## Besprechungen

### Philosophie

**Hermand, Jost:** Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft. sammlung dialog, Nr. 27. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1968 (268 S., Pb., 14,80 DM).

Teil I des Buches — „Der Methodenpluralismus seit 1900“ — referiert (mit guter Quellenkenntnis der Zeit der Jahrhundertwende) die Richtungen des Positivismus, der Geistesgeschichte, der national-völkischen Spielart, der Psychoanalyse, der westlichen Soziologie und der marxistischen Literaturwissenschaft, des Existentialismus und der textimmanenten Methode. So informativ die Kapitel häufig zu lesen sind, so beziehungslos stehen die einzelnen Phasen der Wissenschaftsgeschichte für den Leser nebeneinander. Hermand unterläßt es durchweg — von bescheidenen Erklärungsansätzen abgesehen — die Methodenentwicklung in ihrer dialektischen Verflochtenheit mit dem gesamtgesellschaftlichen Prozeß der deutschen Geschichte vom Kaiserreich bis zum Adenauerstaat zu entfalten. Erst das Zusammensehen von ideologischer Entwicklung und sozio-ökonomischem Prozeß würde es ermöglichen, wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Phänomene wie die antihistorische Wendung, die Fortschrittsfeindschaft, den Irrationalismus, den Formalismus usw. zu verstehen. Da die gesellschaftspolitische Relevanz der einzelnen Forschungsrichtungen nicht erkannt wird, endet alles in einer Abnormitätenschau, was etwa den Vorteil hat, die faschistische Periode der Germanistik als unwissenschaftlich aus der Diskussion zu entfernen. So empfiehlt Hermand „diesen Bereich nicht als Literaturwissenschaft, sondern als völkischen Feuilletonismus zu bezeichnen“ (79).

Der heute im Westen herrschende Methoden-Pluralismus ist u.E. nach ohne theoretische Fundierung, die Auswahl und Kombination der Methoden bleiben dem persönlichen Gutdünken des einzelnen Forschers überlassen. Eine Kalkulation der möglichen Priorität einer Methode bzw. des Interdependenzverhältnisses der einzelnen methodischen Richtungen findet nicht statt, dafür herrscht Eklektizismus und Willkür. Die häufig nur rein verbale Rückkehr zur historischen Forschung hat sich nicht als Korrektur des Pluralismus erwiesen. Die Historismus-Problematik ist weiter ungeklärt. Hermand erkennt ein gut Teil des hier beschriebenen Dilemmas. Seinem Versuch im II. Teil des Buches — „Möglichkeiten einer Synthese“ —

ist der gute Wille nicht abzusprechen, freilich können seine Lösungsvorschläge selten überzeugen. Sie lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

1. Gegen methodisches Spezialistentum setzt Hermand einen „historisch fundierten Universalismus“ (10), eine „vertiefte Geschichtlichkeit, die wieder ins Universale, ja Menschheitliche tendiert“ (12).

2. Dazu gehört „allerdings ein historisches Bewußtsein, das diese Welt nicht nur als eine dem Verfall anheimgegebene, sondern zugleich als eine veränderbare betrachte“ (11). Mit anderen Worten, Hermand verfißt eine Rückbesinnung auf die „ehemalige Fortschrittsgläubigkeit“ (11). Dem entspricht ein Kunstbegriff, dem nicht das Schöne oder das Originelle wesentlich ist, sondern das „Neue“. „Der Wert einer solchen Kunst bestände daher hauptsächlich im Entwicklungsgeschichtlichen, d. h. in der Aufdeckung jener historischen Spiralbewegung oder Kulturdiagnostik, ohne die wir uns selbst nicht begreifen können“ (237).

3. Praktisch soll diese Aufdeckung der Qualität des „Neuen“ in der Kunst durch das „Synthetische Interpretieren“, „eine methodische Re-Integration“ (173), die „Mehrschichtentheorie“ (10) u.ä. geleistet werden. Empfohlen werden interdisziplinäre Teams, die sich vor allem der Epochen- und Stilforschung widmen sollen.

Wie die älteren Vertreter der Literaturwissenschaft stellt H. Faktoren wie Geistes-, Formgeschichte, Psychologie und — freilich meist nur verbal — Sozialgeschichte als durchaus gleichwertig nebeneinander. Sein historisches Denken läßt ihn nicht zugleich die allseitige gesellschaftliche Prägung der genannten Faktoren wie Ideen-, Formgeschichte, Individualpsychologie erkennen, was zur gesellschaftswissenschaftlichen Veränderung der bisherigen Untersuchungsmethoden führen müßte. Hermand, der zwar gelegentlich eine „materialistische Geistesgeschichte“ (222) fordert, weicht tatsächlich das dialektische Verhältnis von Basis und Überbau so sehr auf, daß „Basis und Überbau als gleichrangige Partner auftreten“ (222), der Überbau letztlich als determinierungsfrei erscheint. Ebenso führt die Loslösung der Kunst aus ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit zum bekannten Idealismus. Die „neue“ Geschichtlichkeit ist mehr oder minder die „alte“ Epochen- und Stilgeschichte.

Da Hermand sowohl über die gesellschaftliche Basis mangelhaft orientiert ist als auch über keine konkret emanzipative Zielvorstellung verfügt, bleiben seine Lösungsversuche vage-abstrakt. Seine Vorschläge bieten eine Kritik des Methoden-Pluralismus als eine mögliche Spielart eben dieser Methoden. An keiner Stelle wird deutlich, wie das „Synthetische Interpretieren“, diese „Mehrschichtentheorie“ denn praktisch aussehen soll.

Hermands Buch füllt eine Marktlücke. Eher als zu den veralteten und fragwürdigen Darstellungen von Oppel (DtPhiA, 1952) und Lunding (Reallexikon, 2. Aufl. 1965) oder dem am entlegenen Ort erschienenen Überblick von R. Alewyn (Sammelband „Aufgaben der Forschung“, hrsg. v. Leo Brandt, Köln 1956) wird der Germanistik-

Student zu Hermands Buch greifen. Eine ergänzende Lektüre<sup>1</sup> ist aber unerlässlich, um dem Studenten wenigstens einige Hauptzusammenhänge zwischen Literaturwissenschaft und Gesellschaft in den Blick zu bringen.

Marie-Luise Gansberg und Paul-Gerhard Völker (München)

1 G. Lukács, *Die Zerstörung der Vernunft*, Berlin-Neuwied 1962; W. Krauß, *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag*, in: W. K., *Studien und Aufsätze*, Berlin 1959; R. Weimann, *New Criticism und die Entwicklung bürgerlicher Literaturwissenschaft*, Halle 1962. Vgl. auch *Das Argument* 49 (10. Jhg. 1968, Heft 6) „Kritik der bürgerlichen Germanistik“.

**Gansberg, Marie Luise, u. Paul Gerhard Völker: Methoden-  
kritik der Germanistik.** J. B. Metzler Verlag, Stuttgart  
1970 (150 S., brosch., 7,— DM).

Wer von dem Buch eine einheitliche, systematische Methoden-  
kritik der Germanistik erwartet, erwartet zuviel. Die drei gesam-  
melten Aufsätze sind thematisch recht unterschiedlich ausgerichtet,  
trotzdem stapelt der Titel nicht hoch: *Die Methoden der Germanistik*  
werden, wenn auch unter verschiedenen Gesichtspunkten und auf  
verschiedene Weise, in allen Aufsätzen analysiert und kritisiert.

Marie Luise Gansberg hat für ihren Beitrag „Zu einigen populären  
Vorurteilen gegen materialistische Literaturwissenschaft“ deshalb  
die Form der Vorurteilkritik gewählt, weil „die etablierte Germa-  
nistik und damit die Mehrheit der Studenten“ (9) der materialisti-  
schen Literaturwissenschaft ablehnend gegenüberstehen. Sie thema-  
tisiert und widerlegt das Vorurteil, materialistische Literaturwissen-  
schaft reduziere die Kunst auf Ökonomie und nähme ihr die eigent-  
lich ästhetische Qualität, sie wendet sich gegen die Ansicht, daß die  
bürgerliche Literatursoziologie materialistische Literaturwissenschaft  
überflüssig mache ebenso wie gegen Versuche, dieser einen beschei-  
denen Platz im breiten Spektrum des Methodenpluralismus zuzu-  
weisen, schließlich verteidigt sie auch die Parteilichkeit als unver-  
äußerlichen Bestandteil materialistischer Literaturwissenschaft. Die  
Vorurteilkritik verliert allerdings selbst bisweilen den materialisti-  
schen Boden unter den Füßen. So kann M. L. Gansbergs Definition  
der Literatur kaum als materialistisch bezeichnet werden, so kann  
man auch nicht materialistisch von der gegenwärtigen historischen  
Epoche als vom „Zeitalter der Technik und der Massen“ (37) spre-  
chen. Der Aufsatz hat — am eigenen Anspruch gemessen — viele  
solcher Fehler, aber angesichts des Mangels an Einführungen in die  
marxistische Literaturtheorie sollte man ihn nicht zu schnell beiseite  
schieben, denn einer seiner wichtigsten Vorzüge besteht darin, für  
Leser ohne Kenntnisse der marxistischen Theorie verständlich zu  
sein, ein Vorzug, der nicht unterschätzt werden sollte und dem  
glücklicherweise auch vereinzelte Anleihen bei der Adornoschen Ter-  
minologie (ein Beispiel: Literatur- und Sozialgeschichte sei durch  
einen „Schuldzusammenhang“ verklammert, 19) nicht abträglich

sind. Man darf von dem Beitrag nicht mehr erwarten, als der Titel verspricht. Dort, wo es erst einmal Vorurteile aufzubrechen gilt, kann er sich durchaus als nützlich erweisen.

P. G. Völkers Aufsatz über „Die inhumane Praxis einer bürgerlichen Wissenschaft. Zur Methodengeschichte der Germanistik“, der zuerst in der Nr. 49 dieser Zeitschrift erschien, bildet — unverändert neu abgedruckt — den zweiten Beitrag dieses Bandes. Sicher sind zentrale Kategorien dieser Arbeit wie „Entfremdung“ und „Humanität“ lediglich moralisch gefaßt, sicher sind, um nur einige Beispiele zu nennen, die Aussagen über den angeblich unpolitischen Charakter des Nationalbegriffs von J. Grimm unrichtig, sicher wird die Stellung der Klassik im Werk von Gervinus mißverstanden, weil sein Geschichtsmodell unverstanden bleibt — sogar die falsche Titelangabe von Gervinus' Literaturgeschichte ist im Neuabdruck nicht verbessert worden —, trotzdem, mehr als das historische Zeugnis einer wirklich kritischen Position in der Diskussion über Nationalismus in Germanistik und Dichtung im Anschluß an den Deutschen Germanistentag 1966, wie Völker ihn heute verstanden haben will, ist der Aufsatz immer noch. Die neueren Arbeiten zur Methodengeschichte der Germanistik fallen ausnahmslos hinter ihn zurück.

Bescheidenheit hätte Völker besser bei der Benennung seines zweiten, in diesen Sammelband aufgenommenen Aufsatz seiner „Skizze einer marxistischen Literaturwissenschaft“ walten lassen sollen. Aufgabe des Beitrags soll die „Aufdeckung des Scheins einer unabhängigen Kunst“ sein, den die gegenwärtige Germanistik immer noch zum methodischen Postulat erhebt. Diesen Schein erkennt Völker als bedingt durch die gesellschaftliche Teilung der Arbeit. Eine solche Ableitung der Theoreme bürgerlicher Literaturwissenschaft aus den ihr zugrunde liegenden Produktionsverhältnissen gelingt ihm in seiner Kritik der postulierten Werturteilsabstinenz der Germanistik schon nicht mehr. Die Parteilichkeit für die „mit der Entfaltung der Produktivkräfte gegebenen Verwirklichungsmöglichkeiten des gesellschaftlichen Individuums“ (99), die er dieser scheinbaren Werturteilsfreiheit entgegenstellt, bleibt vage.

Völker geht bei seinem Entwurf einer marxistischen Literaturwissenschaft ebenso wie Marx in den ökonomisch-philosophischen Manuskripten von 1844 vom gesellschaftlichen Individuum, dessen Tätigkeit und dessen Bedürfnissen aus. Daß Marx diesen Standpunkt schon bei der Verfassung der „Deutschen Ideologie“ aufgegeben hat, weil er erkannte, daß aus der geschichtlichen Veränderung der Praxis des einzelnen Individuums das Ganze der gesellschaftlichen Entwicklung nicht abgeleitet werden kann, fällt aus Völkers Skizze heraus. Das gesellschaftliche Individuum steht im Zentrum seiner Marxismus-Rezeption und im Zentrum seiner Literaturtheorie, im Blick auf die Thematisierung dieses Individuums in der bürgerlichen Literatur will er auch die methodischen Ansätze der Literaturwissenschaft gewinnen. Zwar sieht Völker noch richtig, daß diese Thematisierung des Individuums in der bürgerlichen Literatur die Ablösung feudaler Abhängigkeitsverhältnisse durch sachliche, also den Tausch-

verkehr von freien und gleichen Privateigentümern zur Voraussetzung hat, er verkennt jedoch sowohl den Charakter der bürgerlichen Gesellschaft als auch den Charakter der bürgerlichen Literatur. Das bürgerliche Individuum entstehe mit der kapitalistischen Gesellschaftsform, die dadurch gekennzeichnet sei, daß in ihr „alle Produkte menschlicher Tätigkeit die Form von Waren angenommen haben“ (103). Die kapitalistische Produktionsweise ist jedoch nicht primär dadurch charakterisiert, daß in ihr alle Produkte menschlicher Tätigkeit Warenform annehmen — was im übrigen nicht stimmt —, sondern dadurch, daß die Arbeitskraft für den Arbeiter selbst die Form einer ihm gehörigen Ware, seine Arbeit daher die Form von Lohnarbeit erhält. Andererseits verallgemeinert sich erst von diesem Augenblick die „Warenform der Arbeitsprodukte“ (Kapital, Bd. I, MEW Bd. 23, S. 184). Völker hingegen spricht dort, wo ihm — natürlich unter dem Gesichtspunkt einer als Entäußerung gefaßten Entfremdung — die kapitalistische Produktionssphäre überhaupt einmal in den Blick gerät, unter Berufung auf ein Marx-Zitat von 1844 davon, daß der Mensch selbst im Kapitalismus Warenform bekäme. Ob aber der Mensch oder die menschliche Arbeitskraft Warenform annehmen, macht immerhin den Unterschied zwischen Lohnarbeiter und Sklave aus. Man sieht hier die verhängnisvollen Folgen einer Fundierung der Gesellschaftstheorie auf den Marx'schen Frühschriften. Wenn Völker einmal kein Zitat finden kann, das Marx noch nicht auf dem Stand seiner späteren Einsichten zeigt, geht er, um seine Revision des Marxismus als marxistisch ausgeben zu können, zu grotesken Fehlinterpretationen über. Steht in den „Grundrissen“, daß in der kommunistischen Gesellschaft „die dispositive time das Maß des Reichtums“ sein wird, so interpretiert Völker daraus: „... die freie Entfaltung des Individuums außerhalb des direkten Arbeitsprozesses wird zur einzigen Grundlage des gesellschaftlichen Reichtums“ (123). Die Beispiele wären beliebig zu vermehren. Marxistische Theorie wird von Völker zum Nonsens heruntergewirtschaftet: „Die Notwendigkeit des Menschen, sich am Leben zu erhalten . . . hängt ab vom Entwicklungsstand der Produktivkräfte“ (103).

Die Folgen von Völkers methodologischem Ausgangspunkt für die Bestimmung der Literatur sind nicht weniger falsch: Ursache aller Kunst sei der „Zwiespalt von möglich gewordener Bedürfnisartikulation und Produktionsverhältnissen, die deren Befriedigung verhindern“ (95, auch 102, 111, u. a.), ihre Aufgabe bestehe darin, die Entfremdung des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zu dokumentieren (108), bestehe in der Aufforderung, die Bedürfnisse zu verwirklichen (115), in der Darstellung der „Erwartung einer jetzt möglich gewordenen Befreiung“ (111). Vor diesem, Freud entlehnten, aber als originär marxistisch ausgegebenen Literaturbegriff erweise sich „Sozialistischer Realismus und eine auf ihn gegründete Literaturwissenschaft . . . als marxistisch nicht legitimierbar“ (125), weil er von der Darstellung des Tatsächlichen und nicht des Utopischen ausginge. In dieser Trennung von Wirklichem und Möglichem liegt

der eigentliche Grund für die Fehlerhaftigkeit von Völkers Literaturtheorie und für die Wahl seines methodologischen Ausgangspunktes. Sozialistischer Realismus bezieht immer schon, entgegen dem, was Völker über ihn mutmaßt, die „Wirklichkeit der Zukunft“ (M. Gorki) mit ein in die Darstellung der Realität, weil sie eben in dieser Realität schon angelegt ist, um diese so in ihrer Widersprüchlichkeit begreiflich zu machen und Ansatzpunkte für ihre revolutionäre Veränderung aufzuweisen. So fällt Literatur auch nicht mehr in Dokumentation, Aufforderung und Erwartung auseinander, sondern die Tendenz springt „aus Situation und Handlung selbst“ hervor, „ohne daß ausdrücklich darauf hingewiesen wird“ (MEW Bd. 36, S. 394). Eine Literatur jedoch, die lediglich dazu auffordert, hier und nun mit der Bedürfnisbefriedigung, die der Stand der Produktivkräfte objektiv erlaubt, neu anzufangen, statt zu zeigen, wie eine Gesellschaft erkämpft werden kann, deren Ziel die Bedürfnisbefriedigung ist, schafft, wenn sie überhaupt etwas schafft, Ladendiebe und Hippies statt Revolutionäre. Das verkennt Völker, wenn er dem Ganzen das ganz andere, eben die wenn auch als gesellschaftlich produziert anerkannten Bedürfnisse abstrakt gegenüberstellt und dann revolutionäre Praxis erwartet, erwartet fast in des Wortes theologischer Bedeutung.

Karl-Heinz Götze (Marburg/L.)

**Kreuzer, Helmut (Hrsg.):** *Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Literatur-, kunst- und musikwissenschaftliche Studien.* Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1969 (624 S., Ln., 65,— DM).

Den Anspruch, Kunst unter gesellschaftlichen Gesichtspunkten zu analysieren, erhebt die Germanistik schon lange. Viotor stellte schon die Forderung nach einer soziologisch orientierten Analyse der Lyrik des 17. Jahrhunderts auf, ohne daß auf diesem Gebiet bis heute Besonderes zu verzeichnen wäre. Gleichsam einen neuen müden Anlauf, die Trennung zwischen ästhetischer und politischer Sphäre im Bereich der Theorie zu überwinden, unternimmt als Vertreter der approbierten Germanistik Helmut Kreuzer. Die Anthologie, die er zu diesem Zweck vorlegt, ist ein Produkt schnurriger Verlagspolitik, das mehr über das Verhältnis von Germanistik und Gesellschaft als über die Beziehungen zwischen Kunst und Gesellschaft aussagt. Themen wie „War Reinmar ‚von Hagenau‘ Hofsänger in Wien?“ werden hier gleichermaßen abgehandelt wie „Büchners Spätrezeption“ oder „Die neue Musik und das Problem der musikalischen Gattungen“. Nichts fügt sich recht zum anderen. Es gibt den gemeinsamen Gesichtspunkt, den der Titel „Gesellschaftsgeschichte und Gestaltungsgeschichte“ beschwört und unter dem diese Aufsätze zu lesen wären, nicht. Sinnvoll wäre es vielleicht noch gewesen, so verschiedene Fragen wie die zur Soziologie des Dichters, zum gesellschaftlichen Inhalt von Kunst und ihres politischen Einflusses auf das Publikum in einer Anthologie abzuhandeln, wenn der historische

Zeitraum so gewählt wäre, daß Aussagen über eine konkrete Gesellschaft gemacht würden. So aber zeigt sich, daß der Begriff von Gesellschaftsgeschichte, der im Titel als Bezugsrahmen zugrunde gelegt wird, selber abstrakt ist, das heißt ungeschichtlich.

Sinnfällig wird das z. B. in einem Aufsatz Walter Hincks, der bei Brecht ansetzend der Dynamik nachgeht, in die theatralische Form gerät, wenn sie Ausdruck politischen Engagements wird. Hincks Verfahren ist rein deskriptiv, ein politisches Erkenntnisinteresse ist bei ihm selber nicht wahrzunehmen. Brechts Problem, was die künstlerische Form zur Veränderung der gesellschaftlichen Basis beitragen könne, wird beschrieben als Konflikt zwischen Unterhaltung und Belehrung, der dann an den Beispielen Frisch, Dürrenmatt, Hochhuth, Weiss und Handke verfolgt wird. Auf das Straßentheater, von dem der Titel „Von der Parabel zum Straßentheater“ spricht und auf das in Klappentext und Vorwort hingewiesen wird, kommt der Aufsatz zu sprechen, indem Handke wörtlich genommen wird, der 1968 die Demonstrativ-Aktionen der damals antiautoritären Linken als Theatralisierung der Realität beschrieb. Die Sorge des Germanisten wird erkennbar, daß einem ästhetischen Hedonismus, der sich in der Wirklichkeit befriedigt, das Studienobjekt der Wissenschaft zum Opfer fallen könnte. Auf die Frage der Genossen, die Straßentheater machen, nach der Rolle von Kunst im Prozeß von Bewußtseinsveränderung und revolutionärer Aktion hat der Germanist den Rat: „Es wird der jungen Generation nicht erlassen bleiben, für neue Wirkungsziele, für ein neues politisches Engagement auch neue ästhetische Formen zu suchen.“

Die Anthologie, die zugleich eine Art Festschrift-Ersatz zum 60. Geburtstag von Fritz Martini sein will, ist ein unfreiwilliges Dokument für den geschäftigen Leerlauf, den eine Germanistik zelebriert, die, wenn sie sich einmal gesellschaftsbezogen gibt, genötigt ist, Aufsätze zusammen zu publizieren, denen nur gemeinsam ist, daß in ihnen das Wort Kunst und das Wort Gesellschaft vorkommt. Das hat schließlich auch der Herausgeber gespürt, der schreibt: „Nicht wenige schieden aus, die zu einer thematisch unbeeengten Festschrift gerne beigetragen hätten“ und der doch eingestehen muß: „Das Gewicht der gestaltungs- oder der unmittelbar gesellschaftsgeschichtlichen Aspekte oder ihres Zusammenhanges variiert in den einzelnen Arbeiten (vielleicht zu sehr).“ Unfähigkeit zur Kooperation kennzeichnet den Ansatz, von dem her diese Germanistik, selber Ornament, Gesellschaft in den Griff bekommen will. Lienhard Wawrzyn (Berlin)

**Glaser, Horst A., Peter Hahn u. a.: Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften. Grundlagen und Modellanalysen.** J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 1971 (488 S., brosch., 26,— DM).

In der Einleitung zum vorliegenden Sammelband, die von der Hoffnungslosigkeit des Bemühens zeugt, das methodisch und thema-



tisch dem Gesammelten Gemeinsame dingfest zu machen, stellt das herausgegebene Lektorat in bezug auf die Literatur fest: „Der Band spiegelt nicht nur, was sein sollte, sondern auch, was ist“, damit ausdrückend, daß Literatur ein gesellschaftliches Produkt ist, unabhängig davon, was ihre Interpreten meinen, was sie sei oder was sie sein solle. Mit größerem Recht könnte man den Satz statt auf die Literatur auf die Wissenschaft von ihr beziehen, nicht auf die herrschende zwar, sondern auf die, die die historisch-gesellschaftliche Substanz ihres Gegenstands einbezieht, sich in Opposition zu jener befindet.

Der Sammelband ist also, wenn auch vielleicht nicht repräsentativ, so doch typisch für die gegenwärtige „linke“ Literaturwissenschaft in der BRD: Die programmatisch im Titel geforderte Grundlegung des Verhältnisses von Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften wird vom Standpunkt der Kritischen Theorie, vom Standpunkt des frühen und vom Standpunkt der Gesellschaftstheorie des nicht mehr so frühen Marx, vom Standpunkt der Blochschen Philosophie und schließlich selbst vom Standpunkt der Habermasschen Hermeneutik versucht. Es verwundert daher nicht, daß die Autoren des Bandes sich nicht einmal einig sind in fundamentalen Fragen einer Theorie der Gesellschaft, geschweige denn über ihre Anwendung auf den spezifischen Bereich der Literaturproduktion. So nennt der eine „Industriegesellschaft“ (Glaser, 355), was beim anderen richtig „Monopolkapitalismus“ (Warneken, 125) heißt, so kritisiert der eine zu Recht, daß die positivistische Literaturwissenschaft Marx unterstellt, er sehe die Ursachen der Entfremdung in der Arbeitsteilung (Warneken, 114 f.), während der andere trotz sicher ehrlich bekundeter Ablehnung positivistischer Literatursoziologie genau dieser Entfremdungskonzeption aufsitzt (Hahn, u. a., 160).

Uneinheitlich wie der Begriff von der Gesellschaft ist bei den Autoren auch der Begriff von der Literatur und ihrer Funktion. Den einen interessiert sie, weil sie Waffe im Klassenkampf ist oder doch sein kann (Pehlke, 407), während der andere gegen einen Literaturbegriff polemisiert, der „von der Literatur Veränderung der gesellschaftlichen Praxis erwartet“, und meint: „Soweit sie (die Literatur, K. H. G.) in ihrer Geschichte des politischen Engagement sich angenommen hat, war es ein denkbar abstraktes . . . oder es verpflichtete sie auf die partikularen Zwecke einer politischen Partei, was sie zu einem Propagandainstrument einer Sache außer ihr herabsetzte“ (Glaser, 346). Hier zeigt sich, daß selbst die Gegnerschaft zur herrschenden Literaturwissenschaft keine durchgehende Eigenschaft der präsentierten Texte ist. Daß der Dichter, wie Freiligrath es einmal formulierte, auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei steht — vor allem der Partei, die in ihrem Kampf schließlich das Gesamtinteresse der Menschheit vertritt — ist seit mindestens 100 Jahren wichtiger Bestandteil des ideologischen Waffenarsenals der Germanistik. Selbst die der Lebensphilosophie entlehnte literaturwissenschaftliche Methode des intuitiven Einfühlens und nacherlebenden Verstehens, die die interpretatorische Willkür „weniger Aus-

erlesener“ (W. Kayser) zum für die Geschichte dieser Wissenschaft folgenreichsten methodischen Prinzip erhob, will Glaser lediglich eingeschränkt sehen auf die Interpretation impressionistischer und expressionistischer Werke (347). Doch die Uneinheitlichkeit des Buches verweist auch gerade auf seine Qualität, denn was uneinheitlich ist, ist nicht einheitlich schlecht, im Gegenteil, einige der hier gesammelten Aufsätze sind von außerordentlicher Qualität.

Zu diesen gehört Thomas Metschers Beitrag über „Hegel und die philosophische Grundlegung der Kunstsoziologie“. Metscher stellt sich voll auf den Standpunkt der Hegel-Kritik von Marx und Engels, nicht jedoch primär, um an der Ästhetik nochmals das zu kritisieren, was Marx bereits an der Rechtsphilosophie kritisiert hat, sondern um sie, ohne sich — wie schon Engels empfahl — unnötig lange bei Hegels methaphysischen Konstruktionen aufzuhalten, als erste Kunstsoziologie zu lesen, „die alle Aspekte im Verhältnis von Kunst und Gesellschaft umfaßt“ (14), also um sie für die materialistische Literaturtheorie fruchtbar zu machen. Metscher deckt den „latent materialistischen Charakter“ (51) von Hegels Kunstdefinition und dessen Funktionsbestimmung der Kunst auf, er folgt ihm, wo dieser die Vermittlung des „allgemeinen Weltzustands“ mit ästhetischen Formen und Inhalten aufweist, er verfolgt schließlich auch Hegels Bestimmungen der gesellschaftlichen Folgen der Kunst, etwa die des Verhältnisses von Kunst und Publikum. In bezug auf die Fragestellung des Bandes kann er resümieren: „Mit Hegels Theorie der ästhetischen Handlung — in der dialektischen Bewegung des Weltzustandes zur Situation und Handlung — ist zumindest das methodologische Rätsel einer solchen Vermittlung . . . zwischen den Resultaten der ästhetischen Organisation gesellschaftlicher Materialien und diesen selbst als dem gesellschaftlichen Substrat der künstlerischen Formen . . . gelöst (61).

Auch Peter Hahn knüpft bei der Bestimmung „Theoretische(r) Möglichkeiten eines gesellschaftsbezogenen Kunstbegriffs an Hegel, Herder und Schiller an, an die Literaturtheorie aus einer Epoche des Bürgertums, wo dieses die Erkenntnis der Gesellschaftlichkeit des literarischen Produkts noch nicht zu fürchten hatte. Durch Ontologisierung dieser nur aus einer bestimmten historischen Lage der bürgerlichen Klasse in Deutschland zu erklärenden Kunsttheorien wie z. B. der Schillerschen Definition der sentimentalischen Dichtung als Vorwegnahme eines fernen Ideals gewinnt er dann in ausdrücklicher Absetzung gegen die „Anwendung der Widerspiegelungsthese auch für die Kunst“ (153) einen Begriff von „Kunst als Ideologie und Utopie“, dem er durch die Berufung auf die Marxschen Frühschriften vergeblich die kritische Weihe zu geben versucht.

B. J. Warneken geht hingegen bei seiner Kritik der positivistischen Literatursoziologie vom Standpunkt der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie aus, obgleich die Vermittlung dieses Ausgangspunktes mit der Literaturwissenschaft ihm nicht immer gelingt, teilweise durch Analogien ersetzt wird, was seine wichtigste Ursache in einer letztlich doch affirmativen Adorno-Rezeption haben dürfte.

Warneken zeigt, daß die positivistische Literatursoziologie a priori verzichtet auf das, was im Zentrum einer materialistischen stehen muß: auf die soziologische Erklärung von Form und Inhalt des ästhetischen Gegenstands, wie sie Helmut Hartwich („Literatursoziologie und das Problem der Klassenüberschreitung“) am Beispiel eines Textes von Fr. Th. Vischer versucht hat. Warneken beweist weiter, daß die positivistischen Literatursoziologen selbst in der Beschränkung nicht zu Meistern werden, sondern auch die grundlegenden Probleme der Rezeptionsoziologie, mit der allein sie sich beschäftigen, verfehlen. Daß die postulierte Werturteilsabstinez den herrschenden Werten nützt und damit denen, die an der Herrschaft dieser Werte interessiert sind, wird einmal mehr auch am Beispiel der literatursoziologischen Spielart des Positivismus offenbar. Die Widersprüche, die Warneken abschließend bei der gegenwärtigen zunehmenden Subsumtion der Kulturwissenschaften unter die Bedürfnisse des Kapitals feststellt, bilden die wesentlichen Ansatzpunkte für eine sozialistische Praxis in diesem Bereich.

Von dieser gegenwärtigen Situation der westdeutschen Literaturwissenschaft, die die — wenn auch nur periphere — Beschäftigung mit bürgerlich-fortschrittlicher Literatur des 19. Jahrhundert als Alibi für ihre totale Ignorierung der Arbeiterdichtung benützt, geht M. Pehlke bei seinen „Bemerkungen zu Friedrich Bosses Streikdrama „Im Kampf““ aus. Sein Versuch, am Rand der materialistischen Analyse des proletarischen Dramas aus der Zeit kurz nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes noch das Problem der richtigen Behandlung des literarischen Erbes zu diskutieren, mußte natürlich höchst fragmentarisch bleiben.

Daß guter Wille und Engagement als Voraussetzungen für eine Kunstproduktion, die auf Aufklärung und gesellschaftliche Veränderung im Interesse der arbeitenden Klassen aus ist, ebensowenig hinreichen wie eine schriftstellerische Darstellungsweise, die die vielfältigen Erscheinungsformen der kapitalistischen Produktionsweise und deren Spiegelungen in den Anschauungen der Menschen dem Publikum möglichst unbearbeitet, „echt“ und „natürlich“ darbieten möchte, in der trügerischen Hoffnung, daß diese Tatsachen schon für bzw. besser gegen sich sprächen, beweist anschaulich K. Pallowskis Beitrag über die „dokumentarische Mode“. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die Literaturproduzenten, die sich der dokumentarischen Technik bedienen, in guter Absicht den objektiven Schein, die vielfältigen Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise hilflos verdoppeln und so meist bestenfalls Mitleid mit denen erwecken, denen es doch gerade das Wesen dieser Produktionsweise und damit Wege zu ihrer revolutionären Veränderung zu zeigen gilt.

Aufsätze wie der von K. Pallowski liefern implizit die Kriterien für die Kritik anderer Aufsätze des Sammelbandes mit, etwa des Beitrags von O. Hansen über „Hermeneutik und Literatursoziologie. Zwei Modelle: Marxistische Literaturtheorie in Amerika (gemeint sind die USA, K. H. G.) / Zum Problem der „American studies““. Hansen will eine als Schichtenkonglomerat und Normensystem ver-

standene Gesellschaft methodisch mit Hilfe einer im Sinne von Habermas gefaßten Hermeneutik in den ästhetischen Produkten wiederfinden. Sein Aufsatz beweist, wie der Band insgesamt, daß die Erfassung des gesellschaftlichen Gehalts von Kunst eine Theorie der Gesellschaft voraussetzt, die deren Wesen zu erfassen imstande ist. Nicht von „den“ Sozialwissenschaften kann daher das Material und die Methode für eine der Gesellschaftlichkeit des Gegenstands Rechnung tragende Literaturtheorie und Literaturinterpretation erwartet werden, sondern von der marxistischen Gesellschaftstheorie und insbesondere ihrer Grundlage, der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie.

Karl-Heinz Götze (Marburg/L.)

**Jauß, Hans Robert:** *Literaturgeschichte als Provokation*. S. 418. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1970 (251 S., br., 6,— DM).

In der gegenwärtigen Reform der Germanistik zeigt sich eine starke Hinwendung zur Kommunikations- und vor allem Wirkungsforschung. Zumindest objektiv koinzidiert das mit dem herrschenden Interesse, kulturelle Güter im Dienst des Profits oder, indirekter, des Profitsystems an den Mann zu bringen und überhaupt ästhetisch vermittelte Sozialtechniken für sämtliche Bereiche der Gesellschaft zu entwickeln. Doch stuft sich diese Wissenschaftsrichtung nicht nur von Auftrags- über Grundlagenforschung bis hin zu ihrer selbst nicht bewußter Anlehnung an gesellschaftliche Tendenzen in der Methodologie; sondern dieser Trend trifft sich auch mit dem — meist von den Studierenden getragenen — zu einer Literaturwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft, wobei z. T. sogar erkannt wurde, daß diese ohne Einbeziehung zumindest einiger marxistischer Erkenntnisse nicht mehr auskommt. Jauß' Versuch, mit dem vorliegenden Buch „gerade die totesagte Geschichte der Literatur“ (7) durch deren Fundierung in einer Rezeptions- und Wirkungsästhetik zu aktivieren, welche die „gesellschaftlichen und kommunikativen Funktionen von Literatur“ (9) miterfassen wolle, ist von dieser Ambivalenz gekennzeichnet. Eine endgültige Einordnung wird dabei einmal durch eine gewisse schlechte Abstraktheit des Ansatzes, z. B. die historisch undifferenzierte und vage Fassung von „Geschichte“ und „Gesellschaft“, zum anderen dadurch erschwert, daß die Methode noch allzuwenig in work vorgeführt wird: Die im Band enthaltenen literaturgeschichtlichen Beiträge („Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein der Modernität“, „Schlegels und Schillers Replik auf die ‚Querelle des Anciens et des Modernes‘“, „Das Ende der Kunstperiode“) will Jauß nur als „Vorstudien zu einer Theorie, nicht schon als Beispiele einer Anwendung“ (7 f.) bewertet wissen. Wir werden uns daher im wesentlichen nur auf den programmatischen Titelaufsatz „Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“ stützen und um eines einheitlichen Gegenstands willen auch den letzten Beitrag des Buchs über das Verhältnis von

„Geschichte der Kunst und der Historie“ (208 ff.) nur zur Ergänzung heranziehen.

Jauß beginnt mit kritischen Bemerkungen über den Historismus, der jede Epoche ohne Bezug auf Gegenwart in ihrer für sich gültigen Objektivität habe hervortreten lassen wollen (150 ff.), die nachfolgende „blinde Empirie des Positivismus“ (154), welche „nur äußerlich determinierende Faktoren“ (153) gefunden habe, sowie den Gegenschlag der „ästhetischen Metaphysik der Geistesgeschichte“ (154). Abgeschlossen wird die „Vorgeschichte der gegenwärtigen Literaturwissenschaft“ (154) mit der etwas ausführlicheren Behandlung der marxistischen und formalistischen Schulen, welche auf gegensätzliche Weise „die Kluft zwischen Geschichte und Dichtung noch vertieft“ hätten (154); das Gewicht liegt dabei auch quantitativ auf dem Versuch einer Marxismuskritik, welche sich freilich eher vulgär-marxistische oder vielmehr so zurechtgestutzte Thesen zum Gegner nimmt und dem Stand der materialistischen Ästhetik in keiner Weise gerecht wird (vgl. nur die Artikel „Kulturerbe“ oder „Rezeption“ im Kulturpolitischen Wörterbuch, Berlin/DDR 1970).

Abgesehen davon, daß bei Jauß die Ablehnung der Widerspiegelungstheorie mit dem Leugnen des Vorrangs der materiellen Basis überhaupt zusammengeht, faßt er jene, bürgerliches Denken auf sie projizierend, empiristisch und stoffhuberisch, etwa wenn er behauptet, literarische Werke seien „je nach ihrer Gattung oder epochalen Form mehr oder weniger durchlässig für Ereignisse der geschichtlichen Realität“ (158). Dabei ist sowohl vergessen, daß das künstlerische Abbild im literarischen Werk als Ganzem zu fassen ist, als auch die Tatsache, daß die abbildende Beziehung keine auf einzelne historische Fakten zu sein braucht. Solche gewiß nicht halbsbrecherischen Einsichten streift Jauß nur in einem gelegentlichen Satz über Goldmann, von dem es heißt, er wolle auf die „Homologie“ von „Strukturen statt von Inhalten abstellen“ (161). Nun läßt sich gegen diese von Jauß ebenfalls abgelehnte Vorstellung einwenden, Literatur sei nicht als wie immer vermitteltes Abbild statischer Entität zu verstehen, sondern als ein praktisches Eingreifen ermöglichendes und bezweckendes Modell von gesellschaftlicher Praxis. Jauß jedoch, dem Marxismus eine Faktorenthorie unterschiebend, die in der Literatur eine „dem ökonomischen Prozeß in harmonischer Parallelität nur reproduzierende Funktion“ (161) habe, verfehlt System- wie Prozeßcharakter der gesellschaftlichen Beziehungen und muß so Widerspiegelung und Umgestaltung sowie wirkungsorientierten und realitätsabbildenden Charakter von Literatur antinomisch sehen: er meint, die Widerspiegelungstheorie sei von der Vorstellung einer imitatio naturae abhängig geblieben und damit einem naturalistischen Materialismus verhaftet. Das führt ihn zu der falschen Alternative, von der Marx in der 1. Feuerbachthese konstatierte, wenn „der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv“, geschehe es, „daß die tätige Seite im Gegensatz zum Materialismus, vom Idealismus entwickelt“ werde

(MEW 3, S. 553). Eine übersteigerte Vorstellung von literarischer Wirksamkeit — idealistisches Erbe, das sich auf Erscheinungen der bürgerlichen Arbeitsteilung stützt und von der Aktivität des politischen wie kulturellen Überbaus im heutigen Kapitalismus regeneriert wird — erlaubt Jauß, von einer „gesellschaftsbildenden Funktion der Literatur“ (200) zu reden; wo doch Literatur nicht auf Wirklichkeit selber, sondern unmittelbar nur auf das Bewußtsein von ihr einwirkt, und auch das nur innerhalb eines größeren sozialen Kontexts, nicht als Wirkung eines isolierten Werks aufs Gemüt eines einzelnen Lesenden, wie es nach Jauß zu geschehen scheint: „Die Erfahrung der Lektüre vermag (den Leser) aus Adaptionen, Vorurteilen und Zwangslagen seiner Lebenspraxis freizusetzen, indem sie ihn zu neuer Wahrnehmung der Dinge nötigt“ (202). Die Jaußsche Wende der Literaturgeschichte soll darin bestehen, „die Vorurteile des historischen Objektivismus abzubauen und die traditionelle Produktions- und Darstellungsästhetik in einer Rezeptions- und Wirkungsästhetik zu fundieren“ (171). Zur Kreierung des letzteren, keineswegs homogenen Doppelworts gelangt er durch eine zweite Argumentationsfolge, die mit der kritischen Erkenntnis anhebt, ein literarisches Werk sei „kein Monument, das monologisch sein zeitloses Wesen offenbart“ (171 f.), und zu der Gegenthese weitergeht, „das geschichtliche Leben des literarischen Werks (sei) ohne den aktiven Anteil seines Adressaten nicht denkbar“ (169); an späterer Stelle findet sich die Formulierung: „... die Rezeption, d. h. das geschichtliche Leben des Werkes“ (248). Dabei wird nun einmal ein auf materieller Produktion und Reproduktion basierender Zusammenhang zu einem bloßen, objektive Bedingungen wie Objektivierungen vernachlässigenden Bewußtseinszusammenhang verdünnt; nicht einzusehen ist aber vor allem, warum die Gesellschaftstheorie der Literatur nun einer Rezeptionsästhetik subsumiert werden soll. Sicherlich — und das ist gerade eine Erkenntnis des Marxismus, dem Jauß die Annahme einer „dinghaften geschichtlichen Kontinuität“ (236) unterstellt — findet ohne Bedürfnis keine Produktion statt; die Konsumtion schafft den Produkten erst das Subjekt, für das sie Produkte sind. Auch bewährt sich ein Produkt erst in der Konsumtion: „z. B. ein Kleid (wird) erst wirklich durch den Akt des Tragens“ (Marx, Grundrisse, S. 13). Darüber hinaus gilt als Spezifikum geistig-kultureller Produkte, daß sie nur fortexistieren können, wenn man sich ihrer Bedeutung — und das heißt hier auch: ihrer Vorgeschichte — bewußt bleibt; daß der objektive Gehalt nur der intensiven Bemühung eines interessierten und entsprechend ausgebildeten Subjekts mitvollziehbar ist und Produkte der Vergangenheit erst von einer gewissen historischen Entwicklungshöhe aus ganz erfaßt werden können. Die geschichtliche Bewegung des Werks wird bei Jauß aber nur von der Seite einer Geschichte der Erfahrung her erfaßt: inwieweit das aufnehmende Bewußtsein Veränderungen der Werkbedeutung, die denen des wesentlich bewußtlos vollzogenen Gesellschaftsprozesses folgten, dem Inhalt nach bloß ratifiziert, bleibt ungefragt. Genesis, Struktur und Funktion fallen bei Jauß zuungunsten der

ersten beiden Momente auseinander; diese kann er nur in wissenssoziologischer oder werkimmanenter, also entweder Entstehung oder Werk isolierenden Betrachtungsweise denken. Nicht getroffen wird davon, was die marxistische Theorie mit der These meinte, Produktion und Konsumtion seien Momente eines Prozesses, worin die Produktion der wirkliche Ausgangspunkt und darum auch das übergreifende Moment sei (cf. Marx, Grundrisse, S. 15). Für Literatur bedeutet dies, daß die Produktionsweise des materiellen Reichtums den Charakter der literarischen Produktion sowie deren Konsumtionsbedingungen im wesentlichen vorzeichnet, während die literarische Produktion die literarische Konsumtion und Konsumtionsweise im engeren Sinn bestimmt. Gefragt wird bei dieser Methode vor allem, wie Bedingungen herstellbar sind, die eine bestimmte literarische Produktion und eine bestimmte Struktur geistig-kultureller Bedürfnisse erlauben, und nicht nur, wie eine gegebene Literatur apperzipiert wird. Vermieden ist damit auch die Gefahr, aus der nicht untrivialen Beobachtung, daß ein Werk ohne Rezipienten praktisch nicht vorhanden ist, gleich emphatisch auf ein „dialogisches und zugleich prozeßhaftes Verhältnis von Werk, Publikum und neuem Werk“ (169) zu schließen: daß das Publikum (auch dessen Begriff faßt Jauß allzu überhistorisch) „nicht nur der passive Teil, keine Kette bloßer Reaktionen, sondern selbst wieder eine geschichtsbildende Energie“ sei (169), muß unter bestimmten Gesellschaftsverhältnissen erst noch erkämpft werden.

Rezeptionsästhetik tendiert zum ändern dazu, im Rekurs auf die Aneignungsweisen die Texte als erkenntnisvermittelnde Objekte überhaupt aufzulösen. Das entspricht nicht nur dem ideologischen Interesse daran, dem Anspruch kritischer Werke durch subjektive Projektionen ausweichen zu können, sondern auch dem praktischen einer Wirkungsplanung, welche kulturelle Produkte als in jeweiligen Reaktionen aufgehende Reizbündel organisiert. Soweit geht Jauß zweifellos nicht. Er spricht höchstens von einem „Unbestimmtheitsquantum“ in Texten, das „auf die zuschießende Imagination eines aktiven Lesers angelegt“ sei (241); aber auch hier sieht er die „bloße Willkür der Deutungen“ durch „die geschichtliche Vermittlung im Bedingungs-horizont von Frage und Antwort“ (241) begrenzt: die „Analyse der literarischen Erfahrung des Lesers“ entgehe dem „drohenden Psychologismus . . . , wenn sie Aufnahme und Wirkung eines Werks in dem objektivierbaren Bezugssystem der Erwartungen beschreibt, das sich für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache ergibt“ (173 f.). Ausgeschaltet ist damit aber nur die Vorstellung (und Anerkennung) spontanen, beliebigen Geschmacks, nicht Relationismus überhaupt. Formulierungen wie „Die Rekonstruktion des Erwartungshorizontes . . . ermöglicht . . . Fragen zu stellen, auf die der Text eine Antwort gab“ (183), bleiben wie die Absicht, „Sinn und Form des literarischen Werkes in der geschichtlichen Entfaltung seines Verständnisses zu begreifen“ (189), potentiell

innerideologisch. Das zustimmend zitierte „history is nothing but the re-enactment of past thought in the historian's mind“ (171, R. G. Collingwood) scheidet die Wahrheitsfrage aus. Wie in Gadamers Hermeneutikkonzeption, auf die Jauß sich hier stützt, ist vergessen, daß „der objektive Zusammenhang sozialen Handelns ... nicht in der Dimension intersubjektiv vermeinten und symbolisch überlieferten Sinnes“ aufgeht (Habermas in Hermeneutik und Ideologiekritik, Ffm. 1971, S. 54). Jauß' Unverständnis gegenüber der an Balzac diskutierten These, es sei in Literatur ein „unfreiwilliger Ausdruck ... der Basis“ (158) möglich, zeigt, wie fern er solcher Ideologiekritik ist.

Von gesellschaftlicher Objektivität entfernt sich seine Konzeption schon durch ihre Bestimmung des „Erwartungshorizonts“. Bereits die zitierte Definition deutet darauf hin, daß die Erfahrung, welche die Erwartung konstituieren soll, trotz der grundsätzlich zugesicherten Hereinnahme auch der „alltäglichen Lebenserfahrung“ (203) schon im Programm, vollends aber in den Beispielen vor allem als innerliterarische gefaßt wird; hier fordert die Perspektive des Literaturgeschichtlers ihren Tribut. Wo gesellschaftliche Erfahrung doch einmal erscheint, ist sie auf den „ethischen Bereich“ beschränkt (203; cf. 206, 207). Entsprechend ist denn auch von einem „Erfahrungszusammenhang der Literatur“ die Rede, in der „das nächste Werk formale und moralische Probleme, die das letzte Werk hinterließ, lösen und wieder neue Probleme aufgeben kann“ (189). Nun ersetzt Jauß zwar die Vorstellung einer gradlinigen und kontinuierlichen Tradition mit den russischen Formalisten durch die eines „Revolten neuer Schulen und Konflikte neuer Gattungen“ einschließenden „dynamischen Prinzips literarischer Evolution“ (166) und geht insoweit über den Formalismus hinaus, als er die Idee einer „sich selbst fortzeugenden literarischen Tradition“ (198) in „bloßer Gegensätzlichkeit oder ästhetischer Variation“ (191) für ungenügend erklärt. Gleichwohl scheint seine Konstruktion des „literarischen Erfahrungszusammenhangs“ die Gewalt der Umwälzungen in Produktivkräften und Produktionsverhältnissen zu unterschätzen, die oft genug literarische Entwicklungen einfach abbrechen, erstarrte Überbauformen revolutionär erledigten oder über die Produktionsverhältnisse hinauschießende Intentionen in jene zurückzwingen; in der Kulturindustrie des heutigen Kapitalismus wurde eine in künstlerischen Fragen und Lösungen sich weiterentwickelnde Produktion ohnehin zur Fiktion. Zum ändern neigt Jauß' Idee der Aktualisierung eines verjährten Fragehorizonts, jedenfalls wie sie im Aufsatz über Schlegel und Schiller gefaßt wird, zu der Meinung, ein wesentlich gleiches Problem kehre nur „unter veränderten historischen Vorzeichen“ (78) wieder, wo eher von einer neuen Problemstellung unter Benutzung tradierten Gedankenmaterials die Rede sein müßte. Wenn „veränderte Bedingungen der historischen Situation“ (die wiederum äußerst blaß bleiben) nur unter dem Aspekt gefaßt werden, daß sie „zur Wahrnehmung unerledigter Probleme“ (82) und „einseitiger Lösungen“ (78) motivieren, bleibt die Gesellschaftsentwicklung diesen Problemen und ihren „inneren Widersprüchen“ (cf. 81) einiger-



maßen äußerlich. Jauß' Ansatz impliziert hierbei, die Affinität der Schlegelschen und Schillerschen Fragestellung sei durch den Bezug auf eine ca. hundert Jahre zurückliegende französische Diskussion einfacher zu erklären als durch eine „Symbolik des gleichen prägenden Moments“ (83; cf. dagegen z. B. G. Lukács, *Literatursoziologie*, ed. P. Ludz, S. 163). An anderer Stelle wendet sich Jauß generell gegen die „Fiktion des alle gleichzeitigen Erscheinungen prägenden Augenblicks“ (196) und statuiert dagegen „die faktische Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (195). Ahistorisch wird dabei der verschiedene Vergesellschaftungsgrad im Vor-, Früh- und Spätkapitalismus sowie im Sozialismus, der die einheitliche Entwicklung aller gesellschaftlichen Produktionszweige anstrebt, mißachtet; der Vorwurf, die marxistische Theorie gehe von einer „Homogenität des Gleichzeitigen“ (159) aus, verfehlt nicht bloß deren Konzeption einer durch Antagonismen hindurch sich reproduzierenden Einheit der [kapitalistischen] Produktionsweise, die zudem ob ihrer planlosen Arbeitsteilung notwendig Ungleichmäßigkeiten aufweist, sondern ist denn doch auch, insofern sie sich auf die entwickelte bürgerliche Gesellschaft bezieht, in liberaler Pluralismusideologie befangen, die sich in Erscheinungen der Oberfläche herumtreibt.

Aus der Perspektive des literarischen Erfahrungszusammenhangs verschiebt sich auch die Frage nach der Qualität von Texten. Als Kriterium für den „Kunstcharakter“ eines Werks gilt nun die „Distanz zwischen Erwartungshorizont und Werk“: „in dem Maße, wie sich diese Distanz verringert, dem rezipierenden Bewußtsein keine Umwendung auf den Horizont noch unbekannter Erfahrung abverlangt wird, nähert sich das Werk der ‚kulinarischen‘ oder Unterhaltungskunst“ (178). Zur Kritik steht hier bereits Jauß' Begriff von Erwartung, die als wertfreie Hypothese übers Kommende gefaßt wird, welche das authentische Werk falsifiziere (201). Er wäre durch den des Interesses oder Bedürfnisses zu ersetzen, der nicht nur inhaltlicher ist, sondern auch mitbedenkt, daß die Erwartung durchaus übers Gewohnte hinausweisen kann und ein in nicht nur literarischer Erfahrung herausgebildetes Klassenbewußtsein die Umwendung auf neue heute einer in wesentlichen Momenten nachhinkenden Kunst eher erst abverlangen muß. Zu klären wäre also vor allem, was jene Neuheit bei Jauß deckt. Deutlich wird zunächst die Gefahr formalistischer Verkürzung, so wenn er von einer „neuen Sehweise“ (178) oder der „ungewohnten Wahrnehmung der ‚abgegriffenen Fabel‘“ (203) spricht; der Weg zur sekundären Innovation, durch welche der kapitalistische Kunstbetrieb sich am Leben erhält, ist damit geöffnet. Zum ändern bleibt in Jauß' Bemerkung, das Neue sei nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine historische Kategorie, wenn gefragt werde, „in welchem Grade dieses Neue im historischen Augenblick seines Hervortretens schon wahrnehmbar“ sei (193), die angesteuerte Verbindung von literarischer und gesellschaftlicher Entwicklung dünn. Es genügt nicht, wenn die Theorie literaturimmanenter Formentwicklung zu der einer den „Automatismus der alltäglichen Wahrnehmung“ durchbrechenden (202), „Wege zukünftiger Erfahrung“

antizipierenden und „noch unerprobte Anschauungs- und Verhaltensmodelle“ imaginierenden (188) Literatur erweitert wird. Jauß' Ablehnung jeder Abbildtheorie bleibt bei der Alternative eines Wiedererkennens „schon anderweitig bekannter ... Wirklichkeit“ (162) und einem im Widerspruch zur Hervorhebung der gesellschaftlichen Wirkung recht leer und richtungslos bleibenden Programm der „Bewußtseinerweiterung“ durch autogenes Training mit literarischen Hilfsmitteln. Daß Literatur auch als bloßer Ausdruck von Realität doch Bewußtwerden über sie bedeuten und antizipativ ebenfalls nur als Ausdruck ökonomischer fundierter Gesellschaftstendenzen sein kann, geht aus Jauß' Darstellung nicht hervor. Gänzlich intransigent dürfte er solchen Thesen freilich nicht gegenüberstehen; an manchen Stellen scheinen sie weniger strukturell ausgeschlossen als vielmehr bloß nomenklatorisch verflüchtigt. Daß sein Programm einer neuen Literaturgeschichte aber unter der Flagge „Rezeptions- statt Produktionsästhetik“, als bequemes Sofa zwischen den Stühlen einer politisch kompromittierten bzw. unbrauchbar gewordenen und einer historisch-materialistischen Literaturwissenschaft, schulbildend werden könnte, nötigte zur Dominanz kritischer Überlegungen.

Bernd Jürgen Warneken (Tübingen)

## Soziologie

**Niebold, Wulf:** Sprache und soziale Schicht. Verlag Volker Spiess, Berlin 1970 (78 S., br., 9,80 DM).

Der Sputnikschock, also letztlich die Systemkonkurrenz zwischen kapitalistischen und sozialistischen Staaten, sowie die Notwendigkeit die Produktivkraft Arbeit zum Zweck der Mehrwertproduktion in höherem Maße zu qualifizieren, lenkte das „öffentliche Interesse“ in den hochindustrialisierten kapitalistischen Staaten Ende der fünfziger Jahre auch auf die sogenannten Begabtenreserven, oder wie Basil Bernstein es formulierte: auf „die Frage, wie das intellektuelle Potential der Bevölkerung in optimaler Weise genutzt werden kann“; spätestens seit durch den Mauerbau der Zustrom von qualifizierten Arbeitskräften aus der DDR gestoppt wurde, ist diese Problematik auch in der BRD Thema wissenschaftlicher Diskussion geworden.

Angeregt durch erste Hypothesen und empirische Untersuchungen des englischen Sozialdemokraten Basil Bernstein wurde in diesem Kontext seit 1958 auch der Zusammenhang von Sozialstatus und Sprachverhalten untersucht. Über den Stand dieser Forschungen sucht der Bericht Wulf Niebolds kurz zu orientieren: „Aus diesem Problembereich werden hier die seit 1958 fast ausschließlich in Großbritannien und der Bundesrepublik entstandenen Arbeiten über Sprache und soziale Schicht dargestellt mit dem Ziel, in die Problematik der *schichtenspezifischen Sprache* einzuführen, den neuesten

Forschungsstand zu referieren und eine Orientierungshilfe durch die sehr wenig übersichtliche Literatur zu geben“ (9).

Dieser Zielsetzung wird Niepold, zumindest was die linguistische Ebene angeht, weitgehend gerecht — er gibt einen knappen Überblick über die Theorien und empirischen Forschungen Bernsteins, Lawtons, Oevermanns, Reichweins, Robinsons und des Londoner „Institute of Education“, wobei allerdings die Arbeiten Peter-Martin Roeders, die in diesem Kontext durchaus erörterenswert gewesen wären, nur in der Bibliografie auftauchen.

Dabei werden die einzelnen Positionen sowie die wichtigsten Ergebnisse in einer guten Zusammenfassung referiert, wobei auf verschiedene Widersprüche besonders in den Bernsteinschen Veröffentlichungen hingewiesen und das Fehlen repräsentativer Untersuchungen besonders auch für die BRD evident wird.

Allerdings endet Niepolds Darstellung wie seine Kritik da, wo auch Bernstein, Oevermann u. a. sich feiner Selbstbescheidung bedienen, nämlich vor der Erörterung der politischen Konsequenz, die die bisherigen Arbeiten zur Sprachbarrierenproblematik zwingend nahelegen, so daß die folgenschwere Verkürzung der von Niepold referierten Forschungs-Ansätze nur angedeutet (68, 71), aber nicht analysiert wird.

So wäre es wichtig gewesen, sehr viel genauer die Interdependenz von der durch Herrschaftsinteressen determinierten Stellung des Arbeiters im Produktionsprozeß und im soziokulturellen Milieu seiner Klasse, den Sozialisationspraktiken, den Interaktions- und Sprachmustern sowie den kognitiven Fähigkeiten darzustellen und die geringere sprachliche und kognitive Befähigung als Folge sozialer Deprivation in den Zusammenhang von Klassenauseinandersetzungen zu stellen.

Niepold stellt zwar, wie Bernstein und Oevermann, einige Daten zur sozio-ökonomischen Situation des Arbeiters zusammen (z. B. 25 f.), ohne jedoch die in diesen Produktionsverhältnissen sich niederschlagenden Interessen als kapitalistische Herrschaftsinteressen auszuweisen. Denn es reicht nicht aus, 70 Seiten lang vorwiegend linguistische Daten zu sammeln und im letzten Absatz (71) darauf zu verweisen, daß auch noch Produktionsverhältnisse eine Rolle spielen.

Wenn sich von Bernstein bis Oevermann alle Sprachbarrierenforscher einig sind, daß die ausschließliche Verfügung über den restringierten Code und entsprechende restringierte kognitive Fähigkeiten bei Unterschicht-Angehörigen ihre Ursache haben im Erfahrungshorizont und Wirklichkeitsbezug der Arbeiter, der determiniert wird durch deren Erfahrungen im Produktionsprozeß, welcher wiederum nach den Prinzipien von Ausbeutung und Unterdrückung organisiert ist, so müssen Alternativlösungen auch hierauf bezogen werden; konkreter: wenn die täglichen Erfahrungen am Arbeitsplatz den Arbeiter aufgrund der Reduktion seiner Erfahrungsmöglichkeiten, des vorwiegenden Umgangs mit Sachen, permanenter Fremdbestimmung und einem quasi ritualisierten Beziehungsmuster ohne individuellen Spielraum und Handlungsalternativen, in dem Indi-

vidualität dysfunktional wäre, zum ausschließlichen Gebrauch des restringierten Codes, zu Normenrigidität, geringer Rollendistanz und Ambivalenztoleranz, autoritärer Erziehungshaltung etc. führen, so heißt Emanzipation nicht Sprachschulung à la Oevermann und Bernstein, sondern grundlegende Veränderung der Stellung der Arbeiter im Produktionsprozeß in Richtung auf Selbstbestimmung, die eine wesentliche Voraussetzung für die Änderung der Sozialbeziehungen und des Erziehungsverhaltens der Arbeiter ist. Denn auch dem Arbeiterkind ist durch kompensatorische Spracherziehung nicht real geholfen, da der restringierte Code nicht nur Resultat der Situation des Arbeiters ist, sondern auch Antwort auf diese, insofern er die nach der Klassenlage des Arbeiters erheischten Problemlösungsstrategien bereitstellt.

Schließlich: das Problem schichtenspezifischen Sprachgebrauchs ist nicht das partikulare einer nicht näher definierbaren Schicht, oder gar eines Familienkommunikationssystems, das mit linguistischen und pädagogischen Kategorien und aus den Bedingungen der Schicht un- und angelernter Arbeiter allein zureichend zu erklären wäre, sondern ist als Symptom der Depravation der gesamten Klasse der lohnabhängigen Massen zu begreifen, für die sich grundsätzlich nichts geändert hat, wenn aus dem restringiert sprechenden Hilfsarbeiter einer Napalmfabrik deren elaboriert sprechender geworden ist. Restringierte, d. h. eingeschränkte sprachliche und kognitive Fähigkeiten sind zu begreifen als *ein* Ausdruck der Lage der Arbeiterklasse im Kapitalismus, und man darf nicht vergessen, daß das Klasseninteresse der Lohnabhängigen nicht in der Emanzipation vom restringierten Code besteht, sondern in der vom Kapitalismus. Dieser Kontext wird bei Niepold bedauerlicherweise nicht analysiert, er sollte jedoch beim Leser präsent sein, wenn er die ansonsten sicher verdienstliche Orientierungshilfe Niepolds benutzt.

Diethelm Damm (Wiesbaden)

**Hartig, Matthias, u. Ursula Kurz:** Sprache als soziale Kontrolle. Neue Ansätze zur Soziolinguistik. Suhrkamp Verlag (es 453), Frankfurt/Main 1971 (245 S., kart., 6,— DM).

Die Autoren stellen den Anspruch, einen „integrativen“ Ansatz der Soziolinguistik zu begründen. In dem Abschnitt: Was ist Soziolinguistik? heißt es: „Soziolinguistik ist diejenige Wissenschaft, die es der Soziologie ermöglicht, soziales Handeln nicht wie stummes Handeln beschreiben zu müssen, und die der Linguistik die Perspektive der gesellschaftlichen Einbettung der Sprache eröffnet“ (26). Die Soziolinguistik steht also als interdisziplinärer Ansatz einer Wissenschaft zwischen Soziologie und Linguistik; das bestimmende Argument ist: man habe bisher noch nicht zur Kenntnis genommen, daß Menschen zugleich handeln *und* sprechen und daß die Sprache in die Gesellschaft „eingebettet“ sei. Nun wäre solche gezielte Ignoranz weit weniger der Naivität bisheriger soziologischer und linguistischer Forschungen anzulasten als vielmehr der wissenschaftstheoretischen

Legitimation der Restriktion ihrer jeweiligen Objektbereiche. Gerade das aber entzieht sich der Reflexion der Autoren; im Gegenteil: ihnen geht es darum, die Soziolinguistik vorab als *positive* Wissenschaft zu etablieren. Dies geschieht einfach dadurch, daß ihr der Theoriebegriff der „Kritischen Rationalisten“ (Popper, Albert) zugrunde gelegt wird: „Eine Theorie . . . ist eine deduktive, relationierte Menge von Gesetzen“ (28). In diesem Zusammenhang erneuern die Autoren sogar das Diktum der direkten Falsifikation — ein Standpunkt, den heute selbst Positivisten als zu dogmatisch ablehnen.

Auf derart gesichertem wissenschaftstheoretischen Fundament werden nun zunächst verschiedene Ansätze zur Soziolinguistik dargestellt und diskutiert. Der Ausgangspunkt ist die These der „Sprachnivellierung in der modernen Gesellschaft“ (7 ff.) im Kontrast zur zunehmenden Differenzierung der Sprache in verschiedene Spezial- und Sondersprachen. Der Akzent liegt hier auf dem allmählichen Verschwinden umgangssprachlicher Dialekte („Spracheinebnungstendenzen“) sowie der Ausdifferenzierung schichtenspezifischer Sprechweisen („Schichtsprachen“, „sprachliche Umschichtungsweisen“). Abgezogen davon werden dann der ethnographische Ansatz zur Beschreibung des Sprachgebrauchs (Hymes) und die Sapir-Worff-Hypothese der linguistischen Relativität extensiv diskutiert. Weitere Abschnitte behandeln die Bernsteinsche Theorie der linguistischen Codes sowie die Problematik der Sprachuniversalien im Verhältnis zu Parsons' Ansatz einer Theorie evolutionärer Universalien der Gesellschaft. Von diesem Problemverständnis her versuchen die Autoren nun, ein eigenes Programm einer integrativen Theorie der Soziolinguistik zu entwickeln. Aus ihrer Diskussion der Anwendbarkeit der Chomsky'schen Begriffe Kompetenz und Performanz für die Analyse von Interaktionsprozessen („Interaktionskompetenz“, „Interaktionsperformanz“) entwickeln sie ein „kommunikatives Grundmodell“ und gelangen schließlich zur Formulierung eines „Vier-Ebenen-Modells der Soziolinguistik“ (137 ff.). In diesem Modell sollen Linguistik, Kommunikationstheorie und Soziologie jeweils verschiedene Ebenen der Sprache und des Sprachgebrauchs erfassen und — „integrativ gebunden“ — die soziolinguistische „Ebene des sozialen Systems der Sprache (die Sprache als Agentur der sozialen Kontrolle)“ vorbereiten (137). Von hier aus werden nun verschiedene Kommunikationstypen konstruiert, die das kommunikative Grundmodell spezifizieren sollen und damit als ein Ansatz zu einer soziolinguistischen Typologie gelten können. Abschließend werden Probleme der Beschreibung bi- und multilingualer Gesellschaften diskutiert.

Vor dem Hintergrund solcher inhaltlichen Komplexität ist jedoch die Frage zu stellen, inwieweit der Anspruch einer adäquaten Vermittlung soziologischer und linguistischer Theoreme und Beschreibungsansätze wirklich eingelöst wurde. Dies kann schlicht verneint werden; auch die ständig wiederholte Forderung nach „integrativer Verknüpfung“ bietet dazu keinen Ersatz. Oft begnügen sich die Autoren mit einer rein additiven Begriffsbildung (z. B. „Rol-

lensprache“, „Übernahme sprachlicher Rollen“, „Sprachidentität“, „Schichtsprache“), oder aber sie versuchen, linguistische Begriffe soziologisch zu funktionalisieren. Dazu ein Beispiel: Die definitiorische Bestimmung des Interaktionsbegriffs erfolgt auf der „Ebene der funktionalen Grundrequisiten des menschlichen Handelns (Kompetenz) und der Fähigkeit zur Aktualisierung dieses Handelns (Performanz)“ (113). In dieser Formulierung wird die für die generative Grammatik Chomsky's konstitutive Unterscheidung von Kompetenz und Performanz für die Beschreibung spezifisch *sozialen* Handelns verwendet; die Autoren sprechen in dieser Dimension von „sozialer Kompetenz“ und „sozialer Performanz“ (109 ff.). „Dieser Begriff der sozialen Kompetenz basiert auf der Überlegung, daß jedes soziale Element (jedes Individuum) eine bestimmte Fähigkeit zur Ausbildung von konkretem sozialen Handeln besitzt. Diese Fähigkeit zum sozialen Handeln entspräche etwa der Fähigkeit eines Sprechers, Sätze einer Sprache zu bilden. Dieser Ansatz könnte dahin ausgeweitet werden, daß man grundsätzlich das soziale Handeln als Sprachakt betrachtet und die nichtsprachlichen Typen des sozialen Handelns als Subkategorien neu definiert“ (111). Hier zeigt sich — allerdings in unreflektierter Verkürzung des Chomsky'schen Kompetenzbegriffs — die analogische Struktur der Begriffsbildung. Zwar kann durchaus zugestanden werden, daß in beiden Fällen, Sprechen und Handeln, nach Fähigkeit und Anwendung unterschieden werden kann; auch in der rollentheoretischen Soziologie wurde bisher sowohl bei Parsons als auch in der symbolinteraktionistischen Schule davon ausgegangen, daß die im Sozialisationsprozeß erworbenen Grundqualifikationen des Rollenhandelns vom konkreten Rollenspiel in der Interaktionssituation zu unterscheiden sind. Ebenso kann gezeigt werden, daß das Modell des kompetenten Sprechers, der frei von äußeren Störungen spricht, dem Parsons'schen Postulat einer gleichgewichtigen Komplementarität sozialer Rollen durchaus vergleichbar ist, insofern auch hier die individuelle Abweichung auf äußere Störfaktoren zurückgeführt wird. Trotz dieser naheliegenden Parallelen muß jedoch darauf bestanden werden, daß eine solche revidierte Verwendung des Kompetenzbegriffs für eine Theorie der Soziolinguistik nur dann gerechtfertigt ist, wenn sich dieser *auch soziologisch* gegenüber dem der Grundqualifikationen des Rollenhandelns als überlegen erweist. Sofern dies aber nicht geleistet ist, bleibt solche Begriffsbildung auf die bloße Kombination der verfügbaren soziologischen und linguistischen Kategorien angewiesen und kann daher allenfalls heuristisch begründet werden.

Auch der weiterführende Vorschlag, soziales Handeln generell als „Sprachakt“ (?) zu begreifen und nichtsprachliche Typen des sozialen Handelns als „Subkategorien“ zu definieren, belegt die schon von Oevermann beobachtete Tendenz, spezifisch soziale Prozesse in linguistischen Termini zu beschreiben bzw. das Prestige linguistischer Begriffe in der Soziologie einzuklagen. Darüber hinaus schlagen die Autoren sogar vor, „konkrete Gesellschaften nach dem Ausmaß ihrer Sprachlichkeit zu beschreiben“ (139 f.), und erliegen so vollends dem

latentem Idealismus der Sprachwissenschaft, die gesellschaftliche Praxis unter die Sprache zu subsumieren.

Einwände dieser Art betreffen auch die Diskussion möglicher Gegenstandsbereiche der Soziolinguistik. So sehen die Autoren die vorrangige Aufgabe in der Isolierung „sprachdominanter Bereiche“ der Gesellschaft, wobei sie den der materiellen Produktion („Wirtschaft und Technik“) explizit weitgehend ausklammern (122). Statt dessen postulieren sie „eine Strukturäquivalenz zwischen Sprache und Sozialstruktur“, die in einem „sprachlich-sozialen Funktionsmodell“ nachzuzeichnen sei (135). Auch hier wird an die Stelle einer inhaltlichen Reflexion des Verhältnisses von Sprechen und Handeln, von Sprache und gesellschaftlicher Praxis die Konstruktion formalisierender Modelle gesetzt, die ihrerseits bereits von formal abgesicherten linguistischen und soziologischen Begriffen ausgehen. Begriffe werden den Autoren so zu Spielmarken: sie können beliebig eingesetzt werden.

Durchgängig für die gesamte Arbeit ist die geradezu naive Abstraktion von jedem konkreten gesellschaftlichen Inhalt; ihr Gegenstand ist „unsere gegenwärtige Gesellschaft . . . , deren bezeichnendes Charakteristikum zunehmende Differenzierung und wachsende Komplexität ist“ (5). Diese Leerformel dokumentiert einen Wissenschaftsbegriff, der seine Kriterien wissenschaftlicher Exaktheit mit dem Preis der methodischen Blindheit gegenüber dem historischen Charakter seines Gegenstandes bezahlt. Dieses strikt ahistorische Verfahren kann am Begriff der sozialen Kontrolle belegt werden: „Soziale Kontrolle . . . ist kein eigenes Teilsystem eines sozialen Gesamtsystems, sondern die Funktion der dominierenden Teilsysteme; sie wirkt sich gebündelt wie ein eigenständiges Super-system auf die Gesamtstruktur aus“ (167). In dieser systemtheoretischen Formulierung des Durkheim'schen Postulats der „moralischen Tatsache“, der Gesellschaft als kontrollierendem Normensystem, ist die auch politisch brisante Frage nach der spezifisch historischen Legitimationsbasis *bestimmter* sozialer Normen konsequent umgangen — eine Dimension, die von diesem wissenschaftstheoretischen Ansatz her freilich nicht eingeholt werden kann. Von daher muß jeder Versuch, die Geltung und Wirkung dieser Normen auf die konstitutiven Bedingungen gesellschaftlicher Herrschaft zu beziehen, bloße Spekulation bleiben. Dieser soziolinguistische Ansatz der „Sprache als soziale Kontrolle“ ignoriert beharrlich, wer wen warum unter welchen Bedingungen kontrolliert.

Das Buch kann kaum als eine Einführung in die Soziolinguistik gelten; im Gegenteil: zu lernen ist, wozu es führt, nur in formalen Modellen und Kategorien, nicht aber von der Sache her zu denken. Das Ergebnis ist bei einem Maximum an begrifflichem Aufwand ein Minimum an Einsicht in die wirklichen Verhältnisse. So schlägt, was die Autoren im Vorwort der institutionalisierten Differenzierung des Wissenschaftsbetriebes anlasten, auf sie selbst zurück: „Inhaltliche Zersplitterung kann leicht zu Inhaltlosigkeit führen“ (5).

Frithjof Hager u. Rainer Paris (Berlin)

**Badura, Bernhard:** *Sprachbarrieren*. Zur Soziologie der Kommunikation. Fromman-Holzboog-Verlag, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971 (182 S., kart., 19,80 DM).

Der Begriff Sprachbarrieren ist hier über seine schichtspezifische Provenienz erweitert zu einem Konzept des Nichtverstehens bzw. Mißverstehens im allgemeinen. Sprachbarrieren werden so beschreibbar als Resultate restriktiver Bedingungen von dialogischer Kommunikation zwischen Individuen und/oder Gruppen. Diese restriktiven Bedingungen sind aufzusuchen in „gesellschaftlichen Randbedingungen“ (Kommunikationssituation, Informationsniveau, emotivem Erlebnishorizont, Interessen). Dialogpartner geraten aufgrund divergierender Teilhabe an diesen „Randbedingungen“ in Verständigungsschwierigkeiten, d. h. sie unterliegen Sprachbarrieren. Wer sich mit Sprachbarrieren beschäftigt, beschäftigt sich somit mit Verständigungsschwierigkeiten.

Wie äußern sich diese? Zunächst stellt Badura dar, daß es Wörter gibt, deren emotiver und deskriptiver Bedeutungsgehalt sich bei verschiedenen Sprechern nicht decken, und beschreibt dann die Rolle emotiver Konnotationen von Wörtern in sprachlicher Manipulation (taktisch-persuasiver und taktisch interessenbedingter Wortgebrauch). Weiter gibt es Schwierigkeiten, wenn Sprecher Probleme unterschiedlich beurteilen. Eine gravierende Art von Urteilsdifferenzen sind taktisch-interessenbedingte Urteile, die von Interessengruppen geäußert werden, um mit gegensätzlichen Interessen zu konkurrieren. Hierunter fallen ebenso die positionsinteressenbedingten Urteile. Mit diesem Terminus soll explizit öffentliches (Berufs-) Interesse ganzer Gruppen oder Organisationen gegen individuelles Interesse abgegrenzt werden.

In Baduras Beispielen passieren viele Interessen Revue (der CDU, der Kirche, der gesellschaftlichen Klassen und noch einige mehr). Sie alle konkurrieren und schaffen Verständigungsschwierigkeiten. Ihr tertium comparationis aber ist *das* Interesse. Auf dieser Basis sind sie für die Analyse identisch.

Verf. stellt sich die Frage, wie man die von ihm dargestellten Verständigungsschwierigkeiten aufheben kann. Er sieht drei Möglichkeiten: einmal die verbindliche Umdefinition bisheriger Interessen — auf welcher Grundlage dies erfolgen kann, bleibt ungesagt —, dann die Annäherung zweier Interessenvertreter durch Kompromisse und schließlich „hat Karl Marx vorgeschlagen“ die Möglichkeit der „Beiseitigung der sozialstrukturellen Ursachen von Interessenkonflikten“. Keine der drei Möglichkeiten wird von Badura ausdrücklich abgelehnt. In der dritten Person entscheidet er sich für den zweiten Weg: „Hält man beides, den Weg gewaltsamer Veränderung und den folgenloser Reflexion (innerhalb spätkapitalistischer Gesellschaften vom Typus Bundesrepublik) für gleichermaßen unakzeptabel, dann bleibt nur noch die Möglichkeit, die Idee gesellschaftlicher, d. h. praktisch-politischer Emanzipation im Bereich entscheidungsrelevanter Dialoge zum Ausdruck zu bringen in der *Hoffnung auf einen*



allein durch Dialoge gesteuerten Emanzipationsprozeß“ (172). Von entscheidungsrelevanten Dialogen erwartet Badura „nicht eine Überwindung im Sinne einer Beseitigung von interessenbedingten Sprachbarrieren (Urteilsdifferenzen) . . . , sondern bestenfalls ihre Überbrückung auf dem Wege von Kompromissen“ (169).

Was sachliche Information und die Gewinnung brauchbarer Aspekte für die Diskussion um die Funktion von Sprache im gesellschaftlichen Kontext anbetrifft, muß man die Nützlichkeit der besprochenen Untersuchung in Zweifel ziehen. Gängige linguistische und soziologische Kategorien werden in von anderswo bekannte Argumentation eingebracht. Zudem können sämtliche progressiven Formeln (degoutierte Hinweise auf Spätkapitalismus, Verflechtung zwischen Presse, Parteien, privatwirtschaftlichen Finanzinteressen u. ä.) nicht darüber hinwegtäuschen, daß Badura im Verhältnis von Sprache und Realität Sprache als Determinante hypostasiert.

Gisela Schulz (Berlin)

### **Gutt, Armin, u. Ruth Salfner: Sozialisation und Sprache.**

Didaktische Hinweise zu emanzipatorischer Sprachschulung. Europäische Verlagsanstalt (basis arbeitsergebnisse), Frankfurt/Main 1971 (111 S., kart., 5,— DM).

Im ersten Abschnitt der vorliegenden Arbeit werden die bisherigen Ansätze zur schichtenspezifischen Soziolinguistik, insbesondere die Bernsteinsche Theorie der linguistischen Codes, kritisch behandelt. Die Diskussion der Bernsteinschen Untersuchungsergebnisse führt zur Ablehnung der dort implizierten normativen Setzung des elaborierten Codes der Mittelschicht und zeigt über den Nachweis des eingeschränkten Realitätsbezuges der mittelschichtspezifischen Sprechweise die soziale Restriktion auch des elaborierten Codes. Zudem versuchen die Autoren, die vorliegenden Forschungsergebnisse der Soziolinguistik aus dem Zusammenhang des bürgerlichen Schichtmodells zu lösen und auf die Marxsche Klassentheorie zu beziehen. Sie stellen dabei die Frage, inwieweit die verstärkte Rezeption dieser Ergebnisse in der traditionellen Didaktik des Sprachunterrichts nicht nur zur weiteren Qualifizierung der Ware Arbeitskraft taugt, sondern zugleich — zumindest potentiell — Möglichkeiten zu einer sprachlichen Fundierung proletarischen Klassenbewußtseins bietet.

Im zweiten Abschnitt wird nun zunächst der traditionelle wie der „reformorientierte“ Sprachunterricht in seiner ideologischen und systemfunktionalen Ausrichtung kritisiert: „Es geht bei der herkömmlichen Spracherziehung weder um inhaltliche Chancengleichheit noch um Förderung von Spontaneität und Kreativität, die unbedingt zu fördern wären, damit Emotionen verbalisiert werden können und problemlösendes Denken und Handeln sich tatsächlich an den Bedürfnissen der Schüler orientiert und frei wird von gesellschaftlich sanktionierten und infolgedessen qua ‚Erziehung‘ oktroyierten Verhaltensmustern. Die heutige Spracherziehung ist vielmehr

als ein Moment operationaler Anpassung zu begreifen, deren Voraussetzungen als ‚grundsätzlich‘ angenommen und deren Implikationen nicht diskutiert werden dürfen“ (36). Aus der Kritik der bestehenden Ansätze entwickeln die Autoren nun einen eigenen „subjektiv-kollektiven Ansatz“ des Sprachunterrichts, den sie zuerst theoretisch explizieren und dann im Hinblick auf die Anwendung eines solchen Ansatzes in der Unterrichtspraxis kommentierend darstellen.

Der Schwerpunkt dieser Konzeption liegt auf der Überwindung bloß formalen, einseitig an der Syntax ausgerichteten Sprachtrainings zugunsten der Vermittlung inhaltlicher Einsichten in die sozialen und ökonomischen Zusammenhänge des Systems. Dabei wird versucht, von den besonderen Realitätserfahrungen der Arbeiterkinder auszugehen und diese in der übergreifenden Perspektive sprachlich angemessen darzustellen. Hier ist die Rolle des Lehrers im wesentlichen auf „schematisierend-ordnende“ und „erklärende“ Funktionen eingeschränkt. Gelernt wird vorrangig im Rahmen didaktischer „Planspiele“, die — im Unterschied zu Rollenspielen — darauf abzielen sollen, „andere als die eingenommenen Positionen im vorhinein in Betracht zu ziehen, d. h. Strategien zu entwickeln. Im Planspiel wird es (den Schülern, R. P.) möglich, andere Einstellungen und Argumentationen vorwegzunehmen und Möglichkeiten zur Durchsetzung eigener Interessen herauszufinden“ (53). (Diese Unterscheidung von Plan- und Rollenspiel erscheint eher aufgesetzt: auch das Meadsche Konzept des „realing the role of the other“ meint eine ähnlich antizipatorische Strategie des Rollenhandelns.)

Zusammenfassend formulieren die Autoren ihre Zielvorstellungen folgendermaßen:

„Sprachschulung muß dazu dienen,

- die subjektiv-kollektiven Bedürfnisse der Schüler deutlich zu machen und zu verbalisieren;
- die Zwangsmechanismen der Gesellschaft durchschaubar zu machen;
- Handlungsanweisungen für Interaktionen und kollektive Aktionen zu erarbeiten“ (42).

Der Versuch der praktischen Durchführung einer solchen Konzeption in einer Unterrichtseinheit wird anhand empirischer Materialien (Unterrichtsprotokollen etc.) relativ gut belegt. Gleichwohl kann von dem vorgelegten Material her der hochgestochene Anspruch dieser Konzeption noch nicht als eingelöst gelten.

Der dritte Teil formuliert über eine knappe Zusammenfassung hinaus noch einmal den politischen Stellenwert eines emanzipatorischen Sprachunterrichts: „Sprachschulung — und mit ihr soziales Lernen — ist eindeutig auf die Bedürfnisse der Arbeiterklasse ausgerichtet und bedarf des bewußt politisch arbeitenden, d. h. des parteilichen Lehrers“ (108).

Die vorgelegte Arbeit ist für die gegenwärtige Diskussion der Soziolinguistik gerade in ihrer praktischen Dimension unbedingt wichtig. Zwar werden in der didaktischen Verengung der Perspek-

tive einige Probleme für eine marxistische Aufarbeitung des Gegenstandsbereichs der Soziolinguistik — etwa das der marxistischen Funktionalisierung formalisierter Modelle der bürgerlichen Soziologie — eher pragmatisch entschieden als theoretisch gelöst, doch ist damit der praktische Wert und Nutzen dieser Arbeit als Anleitung zu einer emanzipatorischen Strategie des Sprachunterrichts kaum geschmälert.

Rainer Paris (Berlin)

**Carstensen, Broder:** Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945. 13. Beiheft zum Jahrbuch für Amerikastudien. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1965 (296 S., kart., 26,— DM).

Das vorliegende Buch ist eins von denen, die so langweilig wie notwendig sind, die jedoch nicht notwendig langweilig sein müßten. Es gibt eine unkritische Bestandsaufnahme der Anglizismen in der westdeutschen Pressesprache, insbesondere in der Sprache des „Spiegel“. Seinen Hauptteil bildet ein Wörterverzeichnis, das der Verlag besser als Zettelkasten statt als Buch auf den Markt gebracht hätte. In ihm werden die englischen Wörter lediglich aufgezählt, mit kurzer Bedeutungsangabe versehen und bezüglich ihrer Häufigkeit kommentiert. Jede Wertung des Materials unterbleibt. Zwar erwähnt der Verfasser in der Einleitung, daß gerade die Pressesprache „häufig syndikalisiert“ sei (21) durch die marktbeherrschenden Nachrichtenagenturen AP und UPI, aber er hütet sich, diese Tatsache zu interpretieren. Der Gedanke, daß es so etwas wie einen Kulturimperialismus geben könne, ist ihm fremd, obwohl er getreulich Belege dafür anhäuft. Wertet man sie aus, so ergibt sich ein Überwiegen amerikanischer Ausdrücke gegenüber den englischen außer in nur fachsprachlich relevanten Bereichen avancierter Technologie vor allem in der Kulturindustrie, beim Fernsehen, im Rundfunk und in der Werbung. Die letztere bescheidet sich längst nicht mehr dabei, ihre Adressaten für zweisprachig zu halten, sondern erfindet regelrecht Anglizismen: z. B. den Twen, den Dressman oder den Showmaster. Carstensen verzeichnet solch zwanghafte Überanpassung auf gut deutsch unter: „Fremde Einflüsse auf das heimische Wortgut“ (213).

Klaus Laermann (Darmstadt)

## Geschichte

**Schwedhelm, Karl (Hrsg.):** Propheten des Nationalismus. List-Verlag, München 1969 (320 S., Ln., 23,— DM).

Das Buch will „ideengeschichtliche Portraits“ (Klappentext) folgender Personen zeichnen: Jahn, Dühring, de Lagarde, Treitschke, Langbehn, Houston Stewart Chamberlain, Flex, Moeller van den Bruck, Eckart, Adolf Bartels, Klages, Blüher, Kolbenheyer und Hans Grimm.

Im einleitenden Kapitel „...über alles in der Welt“ — Anfänge und Weg des deutschen Nationalismus im 19. Jahrhundert“ von E. Rudolph wird auf dem Hintergrund der „Auswüchse des Nationalismus“, der die Vergangenheit befleckt habe (7), die jeweilige idealistische Jugend (1813, 1848, 1870/71 . . .) in Schutz genommen (16), wenn auch eine Art von objektiver Schuld konstatiert wird (7). Denn: „Sie waren nicht mehr und nicht weniger beschränkt als frühere Geschlechter oder gar als die heutige Generation, die immerhin die Erfahrung ihrer Väter und Vorfäter nutzen kann. Es ist keinesfalls ein Zeichen für ihr besseres Urteilsvermögen, wenn sie, die ja die Resultate des Nationalismus kennt, nunmehr die Väter ins Glashaus setzt, um danach mit Steinen zu schmeißen“ (16/7). Konsequenterweise könnte man auch in diesem Satz — „So wurden sie schuldig, ohne daß sie — oder doch die meisten von ihnen — schlechter waren als die heutigen Revolutionäre, denn zum überwiegenden Teil wußten sie nicht, was sie taten“ (7) — ergänzen: Im Gegenteil! — Zumal vorher der jetzigen jungen Generation unterstellt wird, daß sie „vorstellungslos auf die Mao-Bibel schwört“ und „langhaarig und ungewaschen — mit den Spießbürgern aufräumen will“ (7). Durch Feststellung von Schuld einer bestimmten Gruppe kann man also von der Analyse der das Verhalten bestimmenden Gesellschaftsform ablenken. Hier wird die apologetische Funktion solcher und ähnlicher Totalitarismen deutlich.

Nation wird in Staats- und Kulturnation geschieden, Nationalbewußtsein als „Gemeinschaftssinn eines ganzen Volkes“, als „jenes kollektive Interesse, dem der einzelne seine Wünsche anpaßt“ (8) begriffen. Nationalismus ist dagegen „pathologischer Art“ (9), ein aus Hybris „hergeleiteter imperialistischer Machtanspruch“ — kurz eine „lebensgefährliche Krankheit eines Volkes“, deren „Hauptansteller“ in Deutschland zumindest Kranke gewesen sind, die ihre Minderwertigkeitsgefühle „in nationalistischen Kraftakten abreagiert“ haben (9). Die Gründe für das Aufkommen des deutschen Nationalismus, der mit einigen Zitaten charakterisiert wird, werden, in der politischen Entwicklung seit der Französischen Revolution gesucht und gefunden: napoleonische Fremdherrschaft, Reaktion, gescheiterte Revolution von 1848, Einigung Kleindeutschlands durch Preußen 1871 (10 ff.). Die Erklärung eines Phänomens durch ein anderes des gleichen gesellschaftlichen Bereiches vermag daher nicht zu zeigen, weshalb dieser — politische — Bereich sich so und nicht anders entwickelt hat. Billigt man dann noch der gesellschaftlichen Entwicklung Zwangsläufigkeit zu und spricht das deutsche Volk schuldig (17), so lassen sich die gesellschaftlichen Ursachen einer solchen Entwicklung nicht mehr ausmachen und der Fatalismus verhindert deren Veränderung.

Alfred Prugels Kapitel: „Ein großer Verführer: Heinrich von Treitschke“ räumt den persönlichen Verhältnissen (Krankheit, Elternhaus, Ehefrau) relativ viel Raum ein, ohne den Einfluß der psychologischen Motivationen auf die Entwicklung Treitschkes näher zu bezeichnen: so bewunderte Treitschke nicht die demokratischen Ver-

teidiger Dresdens im Mai 1849, sondern die einmarschierenden Preußen, in denen er die „Einer“ Deutschlands erblickte — weshalb, bleibt unklar, es wird nur gesagt, daß er schon früh das seherische „Sprachrohr“ seiner Zeit war (vgl. 72, 83). Er stellte sich ganz auf die Seite Preußens und Bismarcks (vgl. 75) und geriet so in Konflikt mit seinem Vater. „Und da der Sohn nun auch vor massiven Beleidigungen des sächsischen Königshauses nicht zurückschreckte, sagte er sich öffentlich von ihm los. Im Jahr darauf starb er“ (77). Hier drängt sich eine diskriminierende Kausalverknüpfung auf, die für den moralisierenden Tenor des Abschnittes charakteristisch ist. Die politischen Bewegungen sind allzu einseitig dargestellt. So ist von „Bismarcks überlegener Staatskunst“ im Zusammenhang mit 1870/71 die Rede, weiter „begrüßten alle (!) Deutschen die Kaiserproklamation mit jubelnder Begeisterung“, und die Pariser Kommune und deren durch Bismarck ermöglichte Niederschlagung werden nicht erwähnt (77 f.). Treitschkes Funktionen werden bis auf seine Mitgliedschaft im Kolonialverein genannt, seine Forderungen nach Annexion Elsaß-Lothringens (79), seine militaristische Haltung (83), seine Forderung nach Kolonien (84), seine Vorstellung vom Staat als bürgerlichem Klassenstaat mit diktatorischen Befugnissen (83, 86) werden erwähnt, ohne daß die Art der Funktion Treitschkes anders bezeichnet wird, als daß sich die Geschichtswissenschaft zur „Magd der Politik“ (80) mache. Diese tendenziell richtige Feststellung wird jedoch durch ihre unpolitische Seite in den Dienst des westdeutschen Revanchismus gestellt. Prugel zitiert nämlich gleich anschließend einen Ausspruch von Renan aus dem Jahre 1871 — „Anstelle von Maßstäben einer liberalen Politik habt ihr Deutschen ethnographische und archäologische Begriffe in die Waagschale geworfen. Das aber wird euer Verhängnis sein, denn die Slawen werden sich eure Politik begeistert zu eigen machen. . . . Was werdet ihr dann sagen, wenn sie kommen und das eigentliche Preußen, Pommern, Schlesien und Berlin beanspruchen, weil deren Namen slawisch sind?“ (80) — und schließt daran lapidar an: „Doch die Deutschen hörten nicht auf solche Warnungen“ (81). Als ob Erkenntnis von allein praktisch würde! Für Prugel bleibt die affirmative Haltung Treitschkes und der meisten Zeitgenossen zu der deutschen Machtpolitik „unbegreiflich“ (81). So kann er auch den Antisemitismus Treitschkes nur ablehnen, kann ihn nicht erklären, wodurch seine gesellschaftlichen Ursachen deutlich würden, und bleibt so letztlich ihm gegenüber hilflos (84 ff.). Über Treitschkes Methode findet man in dem Aufsatz nur Versatzstücke in den reichlichen Zitaten. Diese werden jedoch von Prugel nicht dazu benutzt, die Methode selbst darzulegen und zu kritisieren. Dessen „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ wird vielmehr als „eines der bedeutendsten Geschichtswerke der Deutschen“ charakterisiert (307). Die Geschichtswissenschaft als „Magd der Politik“ — und zwar einer reaktionären — wird somit nach „kritischer“ Prüfung dem Leser wieder anempfohlen.

Das Nachwort des Herausgebers macht die Absicht dieses Buches deutlich: ein Blick in „diese Schreckenskammer der Gedanken“ soll

zeigen, „daß Überheblichkeit und Gewalt . . . den Bestand einer Nation eher gefährden als sichern“ (264). Ordnungs- und Sicherheitsstreben auf dem Hintergrund einer „paternalistischen Staatsauffassung“ und einer als „unentrinnbares Schicksal“ begriffenen Geschichte bieten die Grundlage für „Reaktionen eines tiefsitzenden Nationalismus“ in Krisenzeiten (264 f.). Rationalität und Aufklärung tut not — jedoch sollte dann ein Buch über führende Theoretiker des Nationalismus das Problem in allen seinen gesellschaftlichen Bezügen diskutieren! Das Buch verzichtet darauf und bleibt so auch unbrauchbar für eine der Erkenntnis angemessene verändernde Praxis,  
Gottfried Scherer (Köln)

**Buchheim, Hans:** Aktuelle Krisenpunkte des deutschen Nationalbewußtseins. Verlag v. Hase & Koehler, Mainz 1967 (66 S., kart., 4,80 DM).

Hans Buchheim ist kein Unbekannter: von 1950—1966 Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte, seit 1966 Ordinarius für Politikwissenschaft in Mainz schrieb er folgende Bücher: Das Dritte Reich, München 1958; Totalitäre Herrschaft, München 1962; Anatomie des NS-Staates, Freiburg 1965.

Liest man des Autors Feststellung, daß im Nationalstaat „Gemeinsamkeit der Herkunft und politische Solidarität zusammenfallen“ (9), so ist man gespannt auf weitere unqualifizierte Äußerungen. Man stößt nach positivem wertbewußten Nationalismus und negativem Nationalegoismus (vgl. 10) auch noch darauf, daß „die verabsolutierte nationalistische Ideologie . . . verheerende Folgen“ (11) zeitigte. Stimmt umgekehrt der Satz, daß Ideologien durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt werden, so auch die Buchheims. Wir wollen sehen durch welche!

Erklärt er noch auf S. 20, daß sich die Deutschen nicht mit der Teilung abfinden können — was schon eine Unterstellung ist, so unterschiebt er gerade der „Zone“ expansionistische Absichten (vgl. 27 ff.) und nimmt für die BRD in Anspruch, durch ihre Gründung den Deutschen wenigstens auf ihrem Territorium „Freiheit und Handlungsfreiheit gesichert“ zu haben (24). In diesem Sinne fordert er die Abschaffung der Hallstein-Doktrin zwecks beweglicherer Außenpolitik (vgl. 26) und, damit der kommunistischen Gefahr gewehrt werden könne, ein bundesdeutsches Nationalbewußtsein zwecks Eliminierung von „Unzufriedenheit und Unruhe“ (25). — Die Ideologie der NPD bestimmt er als totalitär und potentiell gefährlich, nimmt diesen Äußerungen aber die Spitze, indem er behauptet: „Nichts haben wir also mehr zu fürchten, als das Zusammenwirken einer Wiedervereinigungsagitation der Zone und einer in der Bundesrepublik sich bildenden Koalition zwischen Enzensberger und von Thadden“ (30 f.)! Hier wird deutlich: Der Feind steht für Buchheim immer noch links. So wird alles, was auch nur in den Geruch kommt, fortschrittlich zu sein, als spekulativ abgetan: Hochhuths „Stellvertreter“ (vgl. 42), Probst-Grüber-Sprüche (vgl. 39), Enzensbergers Buch „Krieg und Verbrechen“ (vgl. 43), die

Gruppe 47 (vgl. 60 ff.), die Demonstrationen gegen die Bonner Notstandsgesetze (vgl. 41) und die antifaschistischen Aktionen in Spanien bis in die Nachkriegszeit (vgl. 55 f.).

Zum Nationalsozialismus weiß Buchheim folgendes zu sagen: „Das Entscheidende war also nicht die Steigerung staatlicher Macht gegenüber der Bevölkerung, sondern die Entmachtung des berechenbar funktionierenden Staatsapparates zugunsten der unberechenbaren persönlichen Willkür Hitlers“ (41). Die Vorstellung, daß der „berechenbare“ Staatsapparat der Machtübernahme durch den deutschen Faschismus — dieser Begriff ist Buchheim übrigens fremd — vorgearbeitet haben könnte, scheint nicht nur für einen Mainzer Professor zu kompliziert. Daß ein bürgerlich normales Leben dem Faschismus vorarbeiten könnte, geht ihm ebenso wenig ein: „Auf weiten Strecken blieb das Leben normal, und die Verquickung von Normalität und Anomalie war es gerade, die die Wirklichkeit des Dritten Reiches ausmachte“ (46). Dagegen streicht er die Bürgerfeindlichkeit des NS-Staates heraus und macht das Bürgertum als den eigentlichen Wegbereiter des Faschismus zu dessen Hauptopfer. Er spricht von aus der bürgerlichen Ideologie entwickeltem Gedankengut (47), einer Revolution von oben (48) und stellt dann fest: „Nachdem Kommunismus und Sozialdemokratie bereits im Jahre 1933 völlig unterdrückt waren (Buchheim erwähnt den Hauptgegner des Faschismus nur an dieser Stelle ohne Abwertung), richtete sich die Revolution gegen die geistige und politische bürgerliche Tradition“ (48). Ausschwitz wird dagegen als Folge des Materialismus, eines biologischen freilich, ausgegeben (45). Da das Bürgertum das Hauptopfer war, war es auch der Hauptgegner des NS-Staates (vgl. 53) und als solches dazu prädestiniert, nach 1945 an einem neuen Deutschland von der BRD aus zu bauen (vgl. 56). Wer angesichts der Kontinuität des Faschismus mit der BRD von einer falschen Weichenstellung spricht, verquickt „ehrliche Besorgnis und gesteuerte Agitation“ (34). Daher fordert Buchheim Geschichtsforschung, die zwar das Versagen und die Mitschuld von Industrie, Wehrmacht, Verwaltung und Justiz am NS nicht abstreitet, aber um so mehr darauf verweist, daß sie „unter keinen Umständen die Initiatoren und eigentlich treibenden Kräfte“ waren (51).

Wer anderer Meinung bleiben sollte, versinkt im „Sumpf des politischen Irrationalismus“ (66)! Man kann hier nur gegen Buchheim Buchheim zitieren: „Welches Bild man sich von der nationalsozialistischen Zeit macht, das hängt sehr von der Betrachtungsweise ab“ (34).

Gottfried Scherer (Köln)

**Greiffenhagen, Martin:** Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. Piper Verlag, München 1971 (406 S., Ln., 36,— DM).

**Grebing, Helga:** Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik. Europäische Verlagsanstalt Frankfurt/M. 1971 (466 S., br., 38,— DM).

Wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Konservatismus, die sich als Antwort auf eine „Krisensituation“ (Greiffenhagen) versteht, reflektiert die gegenüber den frühen apologetischen Versuchen über den Konservatismus veränderte gesellschaftliche und ideologische Ausgangsposition: die Entfaltung der gesellschaftlichen Produktivkräfte im Kapitalismus verlangt Integrationsstrategien, die sich objektiv am Entwicklungsstand der fortgeschrittenen Produktivkräfte und nicht an den schwindenden Resten vor- bzw. frühkapitalistischer Sozialstruktur und deren Ideologie ausrichten. Daraus resultiert eine „Modernisierung“ des Konservatismus (Grebing), die sich in der Annäherung an technokratische Ordnungsmodelle ankündigt. Die Kritik an diesen „zeitgemäßen“ Formen des Konservatismus wird danach zu bewerten sein, ob es ihr gelingt, die technokratische „Modernität“ der konservativen Integrationsmodelle als Ausdruck gesellschaftlicher Widersprüche, d. h. der Rückständigkeit der kapitalistischen Produktionsverhältnisse gegenüber den Produktivkräften verständlich zu machen — oder ob sie bewußtlos den sozio-ökonomischen Prozeß in seinen institutionellen Erscheinungen bzw. seinem ideologischen Niederschlag verfolgt und in dem akzeptierten Rahmen „kritisch“ widerlegt.

Die Arbeit Martin Greiffenhagens ist eindeutig der letztgenannten Richtung zuzuschlagen. Sie befaßt sich mit „Grundstrukturen konservativen Denkens in Deutschland, nicht mit der Geschichte des Konservatismus und nicht mit deutscher konservativer Politik“ (12), sie beruft sich auf die „Tradition deutscher Geistesgeschichte“ (16). Das gleichwohl nicht geleugnete Unbehagen an derart verdünnter Kritik und „Theorie konservativen Denkens“ (11) beschwichtigt Greiffenhagen mit dem Hinweis auf das bündige und seinerseits konservativer Argumentation entstammende Diktum von der Trennung von „Geist und Politik in Deutschland“ (15). Die methodischer Inkonsistenz und mangelnder Distanz zum Kritisierten selbst abgewonnene Beschränkung auf ideengeschichtliche „Konstanten im deutschen konservativen Denken“ (15) von Adam Müller und Friedrich Julius Stahl bis zu Arthur Möller van den Bruck, Hans Freyer und Arnold Gehlen raubt noch den wichtigsten Einsichten Greiffenhagens ihren gesellschaftlichen Erkenntniswert. Dazu gehört fraglos der Nachweis der „prinzipielle(n) Gleichursprünglichkeit konservativen und rationalistischen Denkens“ (22) und das „Dilemma“ des Konservatismus, sich nur „im Umweg über seinen definitorischen Gegner, den aufklärerischen Rationalismus“ bestimmen zu können (66). Erinnert ist hier an den Charakter bürgerlicher Ideologie als „notwendig falschem Bewußtsein“ nicht weniger als an den historischen Umschlag von der Befreiungs- zur Herrschaftsideologie. Doch wird die „Dialektik der Aufklärung“, die stets auch eine der bürgerlichen Klasse und ihrer Stellung im Produktionsprozeß war, abgeschwächt zu einer bloßen „Reflexionssituation“ (69), Rationalismus selbst reduziert auf „Prinzipien“ wie Zweifel, System, Analyse, Gesetz und Fortschritt (62 ff.). In ihnen erscheint die geschichtliche Bewegung insgesamt gereinigt von den gesellschaftlichen Widersprüchen als „geistiger“ und rein



„technisch-wissenschaftlicher“ Prozeß. Entsprechend unkritisch fällt die Kritik am Konservatismus aus: Tradition, Autorität und Institution als „Grundzüge einer konservativen Theorie“ werden in den „immanenten“ Zusammenhängen kritisiert, in denen konservative Doktrin selbst die gesellschaftlichen Prozesse abspiegelt. „Boden“, „Adel“ und „Familie“ als grundlegende soziale und ökonomische Kategorien der feudalen Gesellschaftsordnung fungieren als ideelle, überzeitliche Bestandteile innerhalb eines autonomen Bereichs von „Tradition“ (138 ff.). Die Problematik ungleichzeitiger Widersprüche in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft kommt so gar nicht in den Blick: an die Stelle konkreter gesellschaftlicher Vermittlung sozio-ökonomisch bedingter Ideologien tritt ein formalisierter Begriff von Dialektik, der prinzipiell an die historischen Grenzen der „Widersprüche“ konservativen Denkens gebunden bleibt: „Gegensatzpaare wie Bindung und Freiheit, Einheit und Vielheit, Subjektivität und Objektivität, Individuum und Gemeinschaft, Staat und bürgerliche Gesellschaft sind die Pole, um die konservatives Denken seit je kreist“ (222). Von jener Dialektik, die Aussagen der Ideologie für Aussagen der Wirklichkeit selbst nimmt, kann Greiffenhagen behaupten, sie sei „bis heute unser aller Schicksal“ (231). Abgewehrt werden alle Versuche zur praktischen Aufhebung der „Widersprüchlichkeit von Individuum und Gesellschaft“ (231) durch technokratische Strategien (316 ff.) aber auch durch den mit jenen identifizierten Sozialismus (336). Unklar bleibt, wie der Konservatismus, angesichts der Nähe seiner technokratischen Variante zum „Positivismus“ (352), sein Dilemma „auf dem Boden der Aufklärung gegen sie“ zu argumentieren (353) lösen und als „Krisenzeichen“ (353) oder „Krisenwissenschaft“ (350) fungieren soll. Eine Lösung muß für Greiffenhagen schon aus methodologischen Gründen verstellt bleiben, wenn sie nicht gar in jenen nachlässig geschriebenen Partien des Buches zu suchen ist, in denen die Diktion der traditionellen konservativen Kulturkritik entschieden durchschlägt (241 f., 280).

Auch Helga Grebings Arbeit, über weite Strecken auf die Auseinandersetzung mit der Verfassungs- und Staatsrechtstheorie nach 1945 beschränkt, liefert keine Darstellung der Geschichte des politischen Konservatismus und seiner sozio-ökonomischen Ursachen; sie bietet jedoch Ansätze zu einer soziologischen Interpretation der kritisierten „Theorie“ an, verfährt prinzipiell ideologiekritisch. Die „Gleichursprünglichkeit von Konservatismus und Rationalismus“ wird auch explizit in den gesellschaftlichen Zusammenhang hineingenommen: „Konservatismus gibt es seit der beginnenden Auflösung der statischen feudal-agrarisch-handwerklichen Ständegesellschaft und der Herausbildung der dynamischen kapitalistisch-bürgerlichen Klassengesellschaft“ (33). Konservatismus und Demokratie werden als „historische Kategorien“ eingeführt: ein Überblick über die Widersprüche von ökonomischer, gesellschaftlicher und politischer Entwicklung in Deutschland seit der französischen Revolution zeigt die konkrete Vermittlung von Konservatismus und Demokratie, Phasen des demokratischen Prozesses und die gesellschaftlichen Kräfte und

Interessen des emanzipatorischen Prozesses und der Reaktion (29 ff.). Die Darstellung der „Topoi konservativer Demokratiekritik“ (83 ff.) ist in einer Weise mit der gesellschaftlichen Entwicklung vermittelt, daß die konservative Kritik an „Vermassung“, „Pluralismus“, „Revolution“, „Volksouveränität“, „Gleichheit“ und „Sozialstaat“ als Ausdruck von Herrschafts- und Eigentumssicherung der herrschenden Klasse unter den spezifischen Bedingungen des Spätkapitalismus zu entschlüsseln ist: „Konservative wollen eine gesellschaftliche Ordnung ... stabilisieren, wie sie vor der expansiven Entfaltung des industriellen Kapitalismus bestand; sie wollen die demokratisierenden, sozialisierenden, transformierenden Effekte dieses Kapitalismus liquidieren...“ (99). Das gleichwohl Vage solcher Festschreibungen resultiert aus dem Nebeneinander von gleichzeitigen und ungleichzeitigen Integrationstechniken und -ideologien. Deren Verhältnis zueinander versucht die Verfasserin im Rahmen einer „Typologie konservativer Ordnungsvorstellungen“ (261 ff.) zu analysieren. Dabei zeigt sich, daß selbst die Modelle des „technokratischen Konservatismus“, insbesondere des „hochtechnisierten Verwaltungsstaates“ der „formierten Gesellschaft“ (Altmann, Schelsky, Gehlen) nicht ohne Abstützung durch traditionelle Ordnungsvorstellungen und -strategien auskommen. Anders ist die von Grebing konstatierte Rückkehr zu hierarchisch-autoritären Herrschaftsvorstellungen (263 ff.), zum Subsidiaritätsprinzip und korporativ-ständischen Ordnungsmodellen (283 ff.) in der katholischen Sozial- und Staatsrechtslehre, zu Nationalbewußtsein und asketisch-vaterländischen „Tugenden“ (357 ff.) nicht zu erklären. Grebing beschreibt einen „zeitgemäßen“ Konservatismus, der gleichzeitige und ungleichzeitige Ordnungsvorstellungen in einer Weise integriert, die traditionellem Konservatismus fremd war: „Der gemeinsame Nenner der hier kritisch referierten Auffassungen ist die Bemühung um die Konservierung der — wenn auch zeitgemäß modifizierten — kapitalistisch-bürgerlichen Klassengesellschaft und eine Fixierung des Begriffs der Demokratie an diese gesellschaftliche Vorgegebenheit (...) die Bemühungen, postfaschistisch orientiert, den Ordo des Kapitalismus zur Grundlage einer Demokratie zu machen, enden in der neuerlichen Einsicht, daß in der gegenwärtigen Phase des Demokratisierungsprozesses die Konservierung des Kapitalismus und einer ihm entsprechenden Ordnung von Gesellschaft und Staat ohne autoritäre Konzepte, die man natürlich selbst nicht so bezeichnet, nicht möglich ist“ (332). Ist gegen Grebings Kritik am sorgfältig aufgearbeiteten immensen Material wenig einzuwenden, so muß doch die Frage nach dem gesellschaftlichen Ertrag der Kritik gestellt werden. Einwände erheben sich insbesondere im Hinblick auf die methodologischen Voraussetzungen und die gesellschaftstheoretischen Implikate einer ideologiekritischen Darstellung, die ihr Material so gut wie ausschließlich aus dem Bereich der bürgerlichen staats-, verwaltungs- und verfassungsrechtlichen Theorie entnimmt, ohne, wie es scheint, deren Stellenwert im Kontext einer kritischen Sozialtheorie ausreichend reflektiert zu haben. Gegensätze von Gesellschaft und Staat, Freiheit und Auto-

rität, deren Ursprung sicher auch für Helga Grebing auf den Grundwiderspruch von Lohnarbeit und Kapital zurückgeht, werden explizit jedenfalls nicht als Resultat der kapitalistischen Produktion, sondern als Probleme der angeblich verselbständigten Sphäre der Zirkulation und Distribution behandelt. Demokratisierung wird für Grebing zum Problem der Verteilung des Sozialprodukts, nicht der gesellschaftlichen Organisation der Produktion selbst. Die „Transformation“ des liberalen Staats zum „Wohlfahrts- und Sozialstaat“, die Verlagerung des Klassenkampfes in die Konsumsphäre bzw. seine Auflösung in Gruppenkonflikte werden nicht als Ideologie durchschaut und im Zusammenhang mit den Problemen staatsmonopolistischer Regulierung der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion erörtert, sondern als Folge einer „Fundamentaldemokratisierung“ (424) auf der staatlichen Ebene der Steuerung und Verteilung des Sozialprodukts dargestellt: der Staat wird zum „Verteilerstaat“ (238); über den Staat als „dezentralisierte(s), pluralistische(s) Steuerungssystem“ (118) soll sich Gleichheit in „Formen der pluralistischen Machtverteilung“ und der „sozialen Gewaltenteilung“ (ibd.) durchsetzen. Über den Kapitalismus herrschen insgesamt falsche Vorstellungen. Der gesellschaftliche Charakter des Produktionsprozesses verflüchtigt sich in einer technisch-pluralistischen Terminologie: so ist vage und wahllos die Rede von der „durchrationalisierten fortgeschrittenen Industriegesellschaft“ (98), vom „industriell-technischen Prozeß“ (237), von „hochindustrialisierter Gesellschaft“ (364), „Wohlstands-“ (368) und „Massengesellschaft“ (374) — gleichzeitig aber von „kapitalistischem Produktionsprozeß“ (364). Der Nähe zur technokratischen Terminologie entspricht die Abstraktheit der demokratischen Perspektive. Sie nährt sich von den Illusionen der Freizeitdemokratie (242), der Hoffnung auf die „demokratisierende(n) Effekte, die die Entwicklung der Produktivkräfte hervorruft“ (424) bzw. den „permanente(n) Progreß sozialer Demokratisierung“ (370). Als Floskel ist aber auch die „massendemokratische Spontaneität und gruppenpluralistische Selbstbestimmung“ (375) für die herrschende Klasse akzeptabel. Grebings Arbeit läßt, sicher ungewollt, den Eindruck entstehen, als stünden lediglich die Zirkulationsagenten und die deutschen Staatsrechtslehrer als deren Ideologen und nicht das Kapital zwischen den arbeitenden Massen und den Produkten ihrer Arbeit.

Lutz Winckler (Tübingen)

### Soziale Bewegung und Politik

**Niethammer, Lutz:** *Angepaßter Faschismus. Politische Praxis der NPD.* S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1969 (288 S., brosch., 10,— DM).

Zu der „zusammenfassenden Interpretation“ (9) der Voraussetzungen und der nationalistischen Propaganda selbst sowie der Geschichte rechtsextremistischer Parteien in Deutschland (!) nach dem

II. Weltkrieg soll angemerkt werden, daß diese — ebenso wie das ganze Buch kein Beitrag „über Kapitalismus und Faschismus im allgemeinen oder die sozioökonomischen Grundlagen des wirtschaftlichen Pessimismus (!) um 1966 im besonderen“ (9) sein will — generelle historische Unrichtigkeiten enthält: So wird die Einschätzung der KPD 1946/47, daß unter der Entnazifizierung nahezu ausschließlich die einfachen PGs zu leiden hatten, als falsch hingestellt und daraus ihr Scheitern abgeleitet (41). Diese Ignoranz setzt sich in der Beschreibung und Begründung des Aufbaus des NPD-Ordnerdienstes fort. Niethammers Sprache leistet nicht nur hier der Inhumanität Vorschub: Die paramilitärischen Organisationen der „klassischen (!) faschistischen Bewegungen der Zwischenkriegszeit (!)“ werden u. a. mit dem Schutzbedürfnis „gegen feindliche Stoßtrupps“ und dem Verlangen danach begründet, „in Straßen- und Saalschlachten mithalten zu können“ (87).

Niethammer sitzt auch dort der Ordnungspropaganda auf, wo er feststellt, die ApO hätte den Konflikt mit der NPD gesucht, und der Satz: „Die NPD drohte, ihren eigenen Slogan „Sicherheit durch Recht und Ordnung“ in ihren eigenen Parteiversammlungen zu widerlegen“ (88) rechtfertigt den Ordnerdienst. An ihm findet Niethammer lediglich ungeklärt, „was für Leute in eine solche Organisation gehen und ob diese Ordner in dem ihnen gesteckten Rahmen bleiben“ (90)! Gefährlich wird diese Partei überhaupt erst dann, wenn es zu spät ist: „Wenn das zunehmende Bedürfnis nach beruflicher Mobilität in der Angestellten- und Arbeiterschaft die derzeit allenfalls symbolhaft geführten bildungspolitischen Auseinandersetzungen zu einem ernsthaften Konflikt steigern und dadurch die Technokraten in Bedrängnis bringen sollte — erst dann wäre jene Bündiskonstellation zwischen faschistischer Partei und konservativem Establishment wieder aktuell, die einst (über anderen Gegenständen) zur Machtergreifung der NSDAP geführt hat“ (95). Abgesehen davon, daß Niethammer nur dieser abgeleitete Widerspruch als Ausgangspunkt für die Faschisierung in den Blick gerät, können wir seiner Meinung nach ruhigbleiben, weil die „von der technisch-industriellen Entwicklung bewirkten Strukturveränderungen ... in dieser kapitalistischen Gesellschaft ohne große Eigentumsverluste vonstatten“ (95) gehen. Arbeitsplatzverluste kommen ihm nicht in den Sinn, die Widerstände der Betroffenen wird diesen auch noch zum Vorwurf gemacht!

Der Versuch wertfreier Deskription der parlamentarischen Tätigkeit der NPD stellt diese in ein günstiges Licht, die Stellungnahmen gegen sie bleiben ihr äußerlich, sind der Darstellung nur aufgesetzt. So werden die NPD-Mitglieder, die den nationalsozialistischen Faschismus nicht miterlebt haben, als „junge Garde“ (z. B. 204) bezeichnet und dem NPD-Fraktionsvorsitzenden in Baden-Württemberg, Gutmann, wird ein „gewisser rührender Charme“ bescheinigt. Er ist eben einer der alten NS-Funktionäre, „mit dem sich Vertreter anderer Parteien auf einer gut-schwäbisch gemütlichen Ebene verständigen“ (210) können. Das Verständnis läßt hier die Anfälligkeit besonders der CDU für faschistische Politik außer acht. Die Argumen-

tation läuft umgekehrt: Die drei Parteien CDU/CSU, SPD und FDP sind demokratisch und die NPD führt neben dieser Eigenschaft nur einen konsequenteren nationalistischen und antikommunistischen Konservatismus ins Treffen. Als Beispiel dafür, daß eine Untersuchung, die sich auf eine auf diese Art kritische Darstellung der faschistischen Ideologie beschränkt, fehlgehen muß, weil sie die gesellschaftliche Funktion dieser Verschleiervorstellung nicht aufdecken kann, folgendes Zitat: „Diese junge Garde ist weder ein Feind der parlamentarischen Demokratie herkömmlicher Prägung noch einer technisch-quantitativen Modernisierung; sie versteht diese beiden Elemente vielmehr als eine Einheit, die sie als Antithese den Bestrebungen nach einer modernisierenden Demokratisierung im sozialen Bereich gegenüberstellt. Dabei polemisiert sie — und Polemik ist angesichts ihrer Protestwählerschaft ihr Lebenselixier — sowohl gegen die etablierten Träger der parlamentarischen Demokratie, gerade weil sie so wenig modernisiert und reformiert hätten, als auch gegen jene, die die Modernisierung der Gesellschaft mit demokratischem, rationalem und sozialem Inhalt füllen wollen. Der Ausweg zwischen Stagnation und Demokratisierung ist für sie der Einsatz technologischer und finanzieller Mittel zur Abwehr sozialer Veränderungen, zur Konservierung der Gesellschaftsstruktur und der Institutionen und zugleich zur Mobilisierung der nationalen Leistung. Sie unterscheiden sich darin von anderen Ideologen einer formierten Gesellschaft nach der Maßgabe ihrer polemischen Schärfe“ (228).

Obwohl Niethammer den Antikommunismus als dominierendes und integrierendes Element der NPD richtig konstatiert, kann er sich der Gleichsetzung von Rot und Braun nicht ganz enthalten (vgl. 230, 239). Seine Charakterisierung der NPD als Mittelstandspartei ist richtig nur soweit sie das Rekrutierungsfeld der Mitglieder meint. Die Betonung der Auseinandersetzung zwischen post- und neofaschistischem Flügel, zwischen altem und neuem Mittelstand („Der neofaschistische Flügel will aus der NPD eine Partei der enrägerten [!] Spießer, von Thadden will aus ihr lieber eine Partei für Spießer machen“ [259]) führt allerdings zu dem Fehlschluß, diese Partei stelle eine Organisation dar „mit vorwiegend ideologisch-autoritären Parteibindungen ihrer Mitglieder und Funktionäre“ (266). Anhand der Kontroversen zur Außen- und Wirtschaftspolitik, die Niethammer offenlegt, hätte aufgezeigt werden müssen, daß die beiden Flügel prinzipiell Monopolisierung und Expansion des westdeutschen Imperialismus fördern und nur divergierende Vorstellungen über das Wie haben: in der Krise sind staatliche Lenkungsmaßnahmen mit entsprechender Formierung im Interesse der Monopole zur Systemstabilisierung notwendig, während in Zeiten der Hochkonjunktur die Monopole — gestärkt durch die Krise — unter dem Deckmantel der freien Konkurrenz ihre Macht und ihren Profit mit Hilfe des Staates unauffälliger vergrößern können.

Daß der Faschismus den durch die Monopolisierung von der Proletarisierung „bedrohten“ Mittelstand mobilisiert und in seiner politi-

schen Praxis das Proletariat als einzigen Feind bekämpft, steht gegen die von Niethammer vertretene These vom Selbstzweck der Wählermobilisierung (vgl. 259, 266) und entlarvt deren Funktion. Niethammers Verzicht auf analytische Begriffe zugunsten der Bezeichnung Protestwähler läßt ihm die Klassenstruktur des westdeutschen staatsmonopolistischen Systems aus dem Blick geraten: zu den „drei programmatische(n) Grundgemeinsamkeiten“ der NPD — Formierungsideologie, Antikommunismus und territoriale Expansion — stellt Niethammer fest, ohne deren Funktion bestimmen und sie erklären zu können: „Diese Ziele sind wesentlich faschistisch. Ihre Verwirklichung wäre — trotz gegenteiliger Beteuerung — mit dem internationalen Frieden nicht zu vereinbaren und würde — weil sie die tatsächlichen Gegensätze in der Gesellschaft teils übergehen, teils mit staatlichen Mitteln ausschalten wollen —, zu einer Regierungsweise mittels ‚Terror und Propaganda‘ führen. Die ökonomischen Versprechungen der NPD an mittelständische Schichten würden sich wie im NS als Bluff herausstellen, weil sie ebensowenig wie die NSDAP eine langfristig wirksame Alternative zur modernen kapitalistischen Industrie als der Ursache der mittelständischen und bäuerlichen Strukturkrisen zu bieten hat“ (270). Er tut, als ob man die „tatsächlichen Gegensätze in der Gesellschaft“ bei Förderung der Monopolisierung und der Verflechtung von Staats- und Monopolsmacht zum Zweck der optimalen Profitmaximierung „mit staatlichen Mitteln (Terror und Propaganda) ausschalten“ könnte! Der Grundwiderspruch wird sich vielmehr verschärfen, weil die Arbeiterklasse noch mehr ausgebeutet und ihre Organisationen zerschlagen oder funktionsunfähig gemacht würden. Gottfried Scherer (Köln)

**Schiff, H.:** Lehrlingskalender 1972. 11. Jahrgang. Verlag Moderne Industrie, München 1971 (224 S., geb., 5,75 DM).

**Sozialistisches Büro Offenbach** und LZ-Zeitung für Lehrlinge und Jungarbeiter Hamburg (Hrsg.): Praxis und Theorie gewerkschaftlicher Lehrlingspolitik, dargestellt am Beispiel des Hamburger „Jour Fix“. Verlag 2000, Offenbach 1971 (206 S., geb., 5,10 DM).

**Roter Kalender 1972 für Lehrlinge und Schüler.** Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1971 (128 S., geb., 2,— DM).

Spätestens seit Agnoli (Das Argument, Heft 41) gilt, daß die Lösung der Krise des kapitalistischen Staates bei seiner gleichzeitigen Aufrechterhaltung nicht allein durch den Faschismus möglich ist, sondern ebenso durch die liberale Herrschaftspraxis. Agnoli hat oft darauf hingewiesen, daß beide Wege zur Lösung der Krise begehbar sind: der Faschismus und die liberale Herrschaftspraxis, die sich u. a. äußert in Sozialpartnerschaft, Vertauschung von Funktion und Position (alle sitzen in einem Boot; es spielt keine Rolle, ob am Ruder oder am Steuer), Individualmobilität. Die BRD begeht den zweiten

Weg. Aufgrund dieser Analyse findet man den Lehrlingskalender 1972 gar nicht mehr zum Lachen, wozu er zunächst reizt. All das, von Agnoli aufgezeigt, findet sich hier wieder, in Formen von Erziehungsleitsätzen, die die gewünschte Anpassung herbeiführen sollen. Daneben finden sich Verhaltensregeln, die aus der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland bekannt sind. In einem Kalendarium sind Merksprüche für jede Woche enthalten, hinzu kommt die monatliche größere Abhandlung, im Anhang das Übliche eines jeden Kalenders.

In der ersten monatlichen Abhandlung wird darauf hingewiesen, daß der Betrieb anders sei als die Schule, daß man neben der Arbeit auch die Pflicht habe, seinen Nebenmann anzutreiben, wenn er trödelt; das war im Nationalsozialismus Bestandteil des Spitzelsystems. — Ein Beispiel für die Individualmobilität: Es komme jetzt — im Beruf — darauf an, sich in der Welt den Platz zu erringen. — Es wird darauf hingewiesen, daß alle für den Betrieb verantwortlich sind, es ist eine Mannschaft, in der jeder einzelne durch die Förderung der Harmonie der Mannschaft zum Erfolg beitragen muß, jeder hat dabei seinen Platz (Vertauschung von Funktion und Position). Nebenbei wird allmonatlich auf Sauberkeit hingewiesen: jeden Tag waschen oder brausen, Zähneputzen (mit ausführlicher Gebrauchsanweisung auf S. 131) und diverse Tips aus der Pimpfe-Zeit. — Es ist fast überflüssig, darauf hinzuweisen: Der Kalender ist für Unternehmer zu besonders günstigen Staffelpreisen erhältlich, als Weihnachtsgeschenk an die Lehrlinge *seines* Betriebs.

Der andere Band unterscheidet sich wesentlich von diesem: Er will gerade dazu anleiten, nicht als wohlangepaßter und arbeitswilliger Arbeiter dem Unternehmer zu dienen. „Praxis und Theorie“ ist eine exemplarische Darstellung des Ingangkommens der Lehrlingsbewegung in Hamburg. Es wird bewußt gesagt, daß es sich nicht um ein vorbildliches Modell oder Rezept handelt, das jetzt auf andere Städte oder Dörfer übertragen werden kann. Hier hat man die richtige Schlußfolgerung aus der eignen Praxis gezogen: Als man eine Freisprechungsfeier nach studentischem Muster umfunktionieren wollte, scheiterte das. Folgerung: Es kommt auf die jeweiligen örtlichen Verhältnisse an, wie man den Versuch der Mobilisierung angeht. Obwohl man die Notwendigkeit des bundesweiten Kontaktes sieht, hat man auch gesehen, daß man trotz Programm beweglich bleiben muß, wenn man sozialistische Basisarbeit betreiben will. Die augenblickliche Realität, die gegenwärtige Praxis müsse die Anhaltspunkte dafür geben, in welcher Weise man arbeite.

Dieser Band beschreibt nur den *äußeren* Ablauf der Mobilisierung der Lehrlinge und jungen Arbeiter, ausgehend von der Gewerkschaftsarbeit. Das Jour Fix war Bestandteil des Jugendpolitischen Sofortprogramms des DGB in Hamburg. Der Band enthält im ersten Teil den Bericht über Entstehen und Arbeit des Hamburger Jour Fix, seiner politischen Aktivität, seiner Basisverbreiterung, und im zweiten Teil eine Sammlung der Dokumente (Flugblätter, Modelle, Leitsätze usw.). Eine Liste mit bundesrepublikanischen Kontakt-

adressen wird beigegeben. Der Bericht ist gekennzeichnet durch eine klare, einfache und sachliche Sprache. Obwohl man davon ausgehen muß, daß die Erfahrungen und Ergebnisse, die für Hamburg gelten, nicht undifferenziert übertragbar sind, ist der Band sicher eine große Hilfe für alle praktisch arbeitenden Lehrlingsgruppen in den Gewerkschaften (besonders für die, die gerade anfangen), die sich nicht mehr mit der Einfallslosigkeit der Gewerkschaftsbürokratie zufrieden geben, sondern daran interessiert sind, den aufrechten Gang zu erlernen.

Das Wagenbach-Bändchen wurde vor allem bekannt durch die Beschlagnahmeaktionen gegen den Verlag. Hier liegt zur Besprechung die ursprüngliche Fassung vor, da die Streichungen zwangsweise erfolgten und nicht auf redaktionellen Überlegungen beruhten.

Im Kalendarium sind „linke Gedenktage“ verzeichnet. Eingestreut und am Ende des Kalendariums: Informationen über den Kapitalismus in der BRD; Adressenlisten von linken Anwälten, Lehrlingsgruppen, republikanischen Clubs und dergl. Wichtig für die tägliche Auseinandersetzung mit dem Chef ist die Rechtshilfe für Lehrlinge und Arbeiter. Hier wird — mit Angabe der entsprechenden Paragraphen — darauf hingewiesen, welche Rechte der Lehrling gegenüber dem Lehrherrn durchsetzen kann, z. B. daß ihm für die Eintragungen im Berichtsheft Arbeitszeit zur Verfügung stehen muß. Weiterhin ist Literarisches vom Floh de Cologne, von Brecht, Wondratschek u. a. zu finden.

Nur einige Punkte können hier angesprochen werden: Auf den ersten Blick fällt die starke antiautoritäre Tendenz auf. Unter der Rubrik „Was man alles machen kann“ (95) findet man u. a.: „Veränderung von Kriegerdenkmälern“, „Vernageln oder Verkleben von Klos (wenn Chef drin ist)“, „Sich beim Umgang mit kostbaren Maschinen mal irren“. Diese Vorschläge, werden sie ernst genommen und durchgeführt, führen nur zu unnötigen Konflikten, wobei die Aktion selbst wirkungslos bleibt. — Oder unvermittelte Zitate im Kalendarium: „Ein Räuber oder Terrorist zu sein, ist eine Eigenschaft, die jeden ehrlichen Menschen ehrt, denn sie bezeichnet genau die Einstellung des Revolutionärs, der bewaffnet gegen die Feinde des Volkes kämpft“ (50). — Ebenfalls in diese Richtung zielen die Illustrierungen, die eingestreuten Comics und die „linken Gedenktage“ im Kalendarium. — Die antiautoritäre Phase hat uns gelehrt, daß ein Verbleiben in pseudolinken Ghettos und das abstrakte Beschwören der Revolution allenfalls zu gesteigerten Frustrationen und daraus folgenden Verzweiflungshandlungen oder zur Resignation führen. In dieser verengten Umwelt ist es möglich, daß die Umgebung mit den in der Gesamtgesellschaft vorhandenen realen Möglichkeiten verwechselt wird. Deshalb ist auch die naive Darstellung und die ständige Bezugnahme auf die RAF in dem Kalender problematisch. Statt Terror mit Revolution zu identifizieren, ist es wirkungsvoller, die Lehrlinge auf Unterdrückungsmechanismen hinzuweisen, die bisher nicht wahrgenommen wurden, den Blick zu schärfen für den alltäglichen Zwang. Subjektive Erfahrungen und



empirische Befunde müssen zurückzuführen sein auf die ökonomische Struktur des Kapitalismus. Erst aus einer solchen Sichtweise sollte sich ergeben, was „man machen kann“. Den Lehrlingen diesen Weg zu weisen, ist natürlich in einem Kalender nicht zu leisten, obwohl Ansätze zu erkennen sind in den kurzen Kapiteln: „Wohlstand für alle? Ausbeutung in der BRD“; „Warum Lehrlinge sich organisieren“; „Was heißt Proletariat?“. Jedenfalls ist die diesen Kapiteln beigegebene Bücherauswahl so, daß ein erster Überblick ermöglicht wird. Von daher könnte der Kalender ansatzweise den Anlaß zu politischer Tätigkeit geben.

Der Kalender ist *in seinem äußeren Aufbau* als erster Versuch auf diesem Gebiet gut gelungen. Aber die aufgewiesenen Gefahren sollten doch von den Herausgebern berücksichtigt werden, wenn der Kalender regelmäßig erscheinen und seine Funktion erfüllen soll.

Detlef Horster (Holzheim)

## Ökonomie

**Föhl, Carl:** *Obligatorische Gewinnbeteiligung in Frankreich ein nachahmenswertes Vorbild?* Gutachten, erstellt im Auftrage des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Schriften des Instituts für Wirtschaftspolitik, Bd. 1, Duncker & Humblot, Berlin 1969 (72 S., kart., 15,60 DM).

Föhl untersucht in diesem Gutachten die Verteilungswirkung der in Frankreich durch die Ordonnance vom 17. 8. 1967 eingeführten Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer. Seine Ergebnisse sind folgende: Erstens ist der Umverteilungseffekt der Gewinnbeteiligung in Frankreich minimal (50 f., 17, 69 f.) — eine Schätzung des Umverteilungseffektes in der BRD anhand eigener Berechnungen sieht nicht beträchtlich besser aus (17—22). Zweitens übernimmt der französische Staat letzten Endes selbst die Finanzierung des Planes, so daß dadurch die Steuerzahler die „Gewinnbeteiligung“ finanzieren und ein Umverteilungseffekt zugunsten der Arbeitnehmer der rentableren Unternehmungen und zu Lasten der Arbeitnehmer der Unternehmungen, die eine unter 5 % liegende Rendite erbringen, stattfindet (60). Die Arbeitgeber bleiben ungeschoren, sie „selbst zahlen nichts“ (66). Drittens sind die Möglichkeiten groß, daß die durch das Gewinnbeteiligungsgesetz den Unternehmern scheinbar auferlegte Last von ihnen auf die Verbraucher abgewälzt wird (53, 56 f., 58).

Dieses Ergebnis ist darauf zurückzuführen, daß die französische Gewinnbeteiligung „zwar auf dem Grundgedanken einer Verteilung nach den produktiven Beiträgen der Faktoren beruht, ohne jedoch diesen Gedanken konsequent zu Ende zu führen“ (36). Nach der französischen Regelung bekommt nämlich der Arbeitnehmer nur die Hälfte des nach diesem Verteilungsschlüssel errechneten Gewinnes, was Föhl als „eine willkürliche Benachteiligung der Arbeiter“ bezeichnet (36).

Das Fazit seiner Untersuchung über die Gewinnbeteiligung faßt Föhl im letzten Satz seines Gutachtens zusammen: „Nicht in der Umverteilung der Einkommen oder der Vermögensbildung liegt die Bedeutung solcher Experimente, sondern in der Produktivitätssteigerung und in der Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen“ (72). Dies mag auch andeuten, warum er den „partnerschaftlichen Grundgedanken von General de Gaulle“ über die „Association du Capital et du Travail“ teilt (69), jede gesetzliche Verpflichtung zur Gewinnbeteiligung jedoch ablehnt (71). Als Grund seiner Befürwortung der Gewinnbeteiligung gibt er folgendes an: „Die klassenkämpferische Betonung des angeblich unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit mindert in erschreckendem Maße die Freude an der beruflichen Tätigkeit und verhindert die freiwillige Entfaltung der persönlichen Leistungsfähigkeit“ (sic) (69). Er lehnt jegliche obligatorische Regelung ab, weil dadurch die Investitionsbereitschaft der Unternehmungsleitung gemindert würde, was zur Depression führt (71).

Die Untersuchung Föhls ist ein Beweis dafür, daß der Spätkapitalismus für seine sozialen Probleme nur Scheinlösungen bereithält. Durch Betäubung der arbeitenden Klassen wird deren Produktivität und damit die Ausbeutungsrate erhöht. Die Widersprüchlichkeit solcher Pläne besteht darin, daß sie einerseits den Profit als treibende Kraft des Systems anerkennen und aufrechterhalten, ihn aber gleichzeitig begrenzen wollen, wobei sie dann die Funktionsfähigkeit des Systems gefährden. Dies führt letzten Endes entweder zu Scheinlösungen oder zu einer Sackgasse. Es ist, als wollte man die von einem Tumor im Kopfe des Patienten herrührenden Kopfschmerzen durch eine Dosis Aspirin beseitigen. Föhl begibt sich in eine Recherei, die zwar die Unzulänglichkeit der Gewinnbeteiligung als Korrektur der ungerechten Vermögens- und Einkommensverteilung aufzeigt, zieht aber in seinen Empfehlungen (69—72) aus diesen Ergebnissen keine Konsequenzen. Da das Mittel nicht zutreffend für die Aufhebung der ungerechten Vermögensverteilung ist, macht er nun daraus ein Instrument zugunsten der Partnerschaft von Kapital und Arbeit, das der „Produktivitätssteigerung“ und der „Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen“ (!) (72) dient. *Logica capitalistica perfecta!*

Marios Nikolinakos (Berlin)

**Friedman, Milton:** Die optimale Geldmenge und andere Essays. Verlag Moderne Industrie, München 1970 (319 S., Ln., 36,— DM).

Das Buch ist eine Sammlung von 11 Aufsätzen, deren erster und längster (ca. 70 Seiten) eben „Die optimale Geldmenge“ heißt. Die anderen sind überwiegend Berichte über empirische Untersuchungen, allerdings jeweils mit theoretischen Ausführungen verbunden. Zwei Vorträge allgemeinen Charakters (über H. Simon und über Geldpolitik) sind in die Sammlung auch aufgenommen worden. Sie

ist wohl die umfassendste und zuverlässigste Darstellung des derzeitigen Friedmannschen Standpunktes. Die englische Ausgabe enthält allerdings zwei Aufsätze mehr als die deutsche. Warum sie nicht übersetzt wurden, ist nicht ersichtlich. Es fehlt auch jeglicher Hinweis darauf.

Der Verfasser hat sich schon Mitte der 50er Jahre gegen die vorherrschende Keynesche Theorie gewandt und eine lange Diskussion ausgelöst. Sie bewegte sich zunächst auf einer sehr hohen Abstraktionsebene. Nach Amerikas Niederlage in Vietnam und seiner einhergehenden Krise sind mehr und mehr wirtschaftspolitische Probleme in den Vordergrund getreten. Der Kreis der Diskussionsteilnehmer hat sich dermaßen erweitert, daß es sehr zeitraubend sein dürfte, die Beiträge der letzten zwei bis drei Jahre zu dieser Auseinandersetzung auch nur zu zählen, geschweige denn, sie zu lesen. Gerade in den letzten Jahren sind auch Großbritannien und die Bundesrepublik angesteckt worden. Scharen von Besorgten und Hoffnungsvollen fragen, ob — behaupten, bestreiten, daß eine neue Medizin für den kranken Kapitalismus gefunden sei.

Was sagt nun Friedman? Mir scheint, daß er hauptsächlich eins hervorheben will: die Geldmenge bestimmt das nominelle Volkseinkommen. Um das nachzuweisen, hat er zusammen mit verschiedenen Mitarbeitern umfangreiche statistische Untersuchungen durchgeführt und festgestellt, daß Änderungen in der Geldmenge mit einer Verzögerung von etwa 6 bis 24 Monaten gleichgerichtete Änderungen des Volkseinkommens nach sich ziehen. Abgesehen davon, daß seine statistischen Methoden nicht unbestritten sind, sollte man sich klarmachen, daß das Ergebnis durchaus im Rahmen der Keyneschen Theorie zu erklären ist. Höhere oder niedrigere Geldmengen lassen sich auf größere oder niedrigere Ausgaben zurückführen, deren Wirkung auf das Volkseinkommen erst nach einigen Monaten bemerkbar wird. Jedenfalls berechtigt der empirische Befund nicht zur Schlußfolgerung, es sei das Vorhandensein von mehr oder weniger Geld, das zu höheren bzw. niedrigeren Ausgaben ermuntert. Wenn diese Änderung der Geldmenge eine entsprechende Änderung der effektiven Nachfrage bedeutet, sind wir wieder bei Keynes. Und wenn sie es nicht ist, sollte Friedman mal erklären, wie z. B. im Falle einer Rezession ein Hineinpumpen von Zentralbankgeld in das Bankensystem die Unternehmungen dazu veranlaßt, zusätzliche Investitionen zu tätigen und neue Einstellungen vorzunehmen. In seinem ersten Kapitel hat er auch eine großartige Methode erfunden, die Geldmenge zu erhöhen, so daß das Geld unmittelbar in die Taschen der Leute wandert. Er läßt einen Hubschrauber vorbeifliegen und Banknoten abwerfen.

Die Methode wird unglücklicherweise in dieser Welt von Einfallslosen keine Anwendung finden. Und da es nicht einsichtig ist, was an ihre Stelle treten soll, ist der Vorschlag (71) unbrauchbar, die Geldmenge jährlich um 5 % (ältere Fassung) bzw. 2 % (neue Fassung) wachsen zu lassen.

Die eigentlich theoretische Begründung des Vorschlags in Kap. 1 ist ausschließlich für abgestumpfte Wirtschaftstheoretiker genießbar. Sie läuft darauf hinaus, daß die Haushalte bei einer bestimmten Kassenhaltung einen maximalen Nutzen erreichen. Daher auch die Überschrift „optimale Geldmenge“. In Kapitel 5 finden wir dann aber noch eine Begründung: Die Geldpolitik, so wie sie immer gehandhabt wurde, kann nur Schaden anrichten, weil die Geldmenge durch ihre Änderung wichtige volkswirtschaftliche Größen beeinflusst, ohne daß man Ausmaß und Geschwindigkeit voraussehen könnte. Man gerät nach Friedman leicht in ein Gestrüpp von Maßnahmen, die sich gegenseitig widersprechen. Die eigentliche Aufgabe der Geldpolitik ist es aber, zu verhindern, daß das Geld selbst zu einer Hauptquelle wirtschaftlicher Störungen wird. Der Aufgabe kann die Geldpolitik einfach durch ein konstantes Wachstum der Geldmenge gerecht werden.

Die Kunde hören wir schon, doch der Glaube fehlt uns, daß sie neue Zeiten einleitet. Die Medizin für den Kranken ist nicht gefunden und wird nicht gefunden werden, schon gar nicht durch eine Neuauflage der Quantitätstheorie. Gianfranco Accardo (Berlin)

<i>Kreuzer, Helmut (Hrsg.): Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte (Wawrzyn)</i> . . . . .	355
<i>Glaser, Horst A., Peter Hahn u. a.: Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften (Götze)</i> . . . . .	356
<i>Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation (Warneken)</i> . . . . .	360
<i>Lethen, Helmut: Neue Sachlichkeit 1924—1932 (Voigt)</i> . . . . .	243
<i>Schmied, Wieland: Neue Sachlichkeit und Magischer Realismus in Deutschland 1918—1933 (Voigt)</i> . . . . .	243

## **Soziologie**

<i>Niepold, Wulf: Sprache und soziale Schicht (Damm)</i> . . . . .	366
<i>Hartig, Matthias, u. Ursula Kurz: Sprache als soziale Kontrolle (Hager/Paris)</i> . . . . .	368
<i>Badura, Bernhard: Sprachbarrieren (G. Schulz)</i> . . . . .	372
<i>Gutt, Armin, u. Ruth Salfner: Sozialisation und Sprache (Paris)</i> . . . . .	373
<i>Carstensen, Broder: Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945 (Laermann)</i> . . . . .	375

## **Geschichte**

<i>Schwedhelm, Karl (Hrsg.): Propheten des Nationalismus (Scherer)</i> . . . . .	375
<i>Buchheim, Hans: Aktuelle Krisenpunkte des deutschen Nationalbewußtseins (Scherer)</i> . . . . .	378
<i>Grebing, Helga: Konservative gegen die Demokratie (Scherer)</i> . . . . .	379
<i>Greiffenhagen, Martin: Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland (Winckler)</i> . . . . .	379

## **Soziale Bewegung und Politik**

<i>Niethammer, Lutz: Angepaßter Faschismus (Scherer)</i> . . . . .	383
<i>Schiff, H.: Lehrlingskalender 1972 (Horster)</i> . . . . .	386
<i>Sozialistisches Büro Offenbach (Hrsg.): Praxis und Theorie gewerkschaftlicher Lehrlingspolitik (Horster)</i> . . . . .	386
<i>Roter Kalender 1972 für Lehrlinge und Schüler (Horster)</i> . . . . .	386

## **Ökonomie**

<i>Föhl, Carl: Obligatorische Gewinnbeteiligung in Frankreich (Nikolinakos)</i> . . . . .	389
<i>Friedman, Milton: Die optimale Geldmenge und andere Essays (Accardo)</i> . . . . .	390